

Kürbiskern

B 20094 F

Raimon: 30 Jahre Frieden

Eduard Claudius: Drei Märchen aus Vietnam

Xuan Dieu, Le Xuan Thu, To Huu: Gedichte

Nguyen Trung Thanh: Im Wald

Nguyen Van Ty: Lied von den Fünf Tonnen Reis

Nguyen Duc Thuan: Der Sieger

Ho Chi Minh: Frühling 1969

Gabriele Sprigath: Über die vietnames. Kulturfront

Che Lan Vien: Vom Tal der Tränen —

Wolfgang Heise: Warum Poesie?

H. Brüdigam: Lesebücher - bleibt alles beim alten?

Agnes Hüfner: Demokratisierung des Theaters

Benseler: Vor-Sätze zur Produktion von Literatur

Gespräch mit Madame Nguyen Thi Binh

Jiri Hajek: Der Weg aus der Krise — (II)

Heinrich Werner: Ketzereien eines Pfarrers

Uwe Timm: Griechische Aspekte

Peter Schütt: Novemberrevolution —

An den rumän. und jugoslaw. Schriftstellerverband

No. 3587

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von
Friedrich Hitler, Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München

Raimon
„30 Jahre Frieden“

„Dreißig Jahre Frieden“
Redensart des Francisco Franco

Manchmal ist der Frieden
nur Angst
Angst um dich
Angst um mich
Angst um uns, die wir
die Nacht nicht lieben
Manchmal ist der Frieden
nur Angst

Manchmal schmeckt der Frieden
nach Tod
schmeckt nach den für immer Toten
schmeckt nach denen, die nur
Schweigen sind
Manchmal schmeckt der Frieden
nach Tod

Manchmal ist der Frieden
wüst und leer
ohne Stimme
ohne Bäume
Leere, in der
Menschen sterben
Manchmal ist der Frieden
wüst und leer

Manchmal macht der Frieden
stumm und fesselt die Hände
die Beine läßt er dir — zu fliehen
Manchmal macht der Frieden —

Manchmal ist der Frieden
ein hohles Wort, um nichts
damit zu sagen
Manchmal ist der Frieden —

Manchmal tut der Frieden
weh
Manchmal tut der Frieden
weh
Manchmal tut der Frieden —

Anmerkung:

Raimon ist der bekannteste Protestsänger Spaniens. Er singt seine Lieder auf katalanisch. Obwohl Raimons Texte zumeist den in Spanien häufig anzutreffenden elegischen Typ des politischen Liedes repräsentieren, der den direkten kämpferischen Wortlaut vermissen läßt, wurde in den letzten Jahren jedes öffentliche Auftreten Raimons zu einer politischen Demonstration. Höhepunkt war der 20. Mai 1968, als Raimon in der Madrider Universität vor mehreren tausend Studenten und zahlreichen Arbeitern der *comisiones obreras* sang. Die Polizei konnte nicht verhindern, daß die Veranstaltung sich zu einer massiven Kundgebung gegen das Regime und für *revolución* und *democracia popular* entwickelte. Das *Lied vom Frieden* antwortet auf den Mißbrauch eines Wortes, mit dem die faschistische Propaganda dreißig Jahren Friedhofsrufe einen wohlklingenden Namen geben will.

Als die Fische die Sterne schluckten

Vor Zeiten trieb ein Bauer seinen Büffel durch das überschwemmte Reisfeld, und es war nicht ganz auszumachen, wer es mühseliger hatte, der Bauer oder der Büffel. Bedächtig wie Bauern sind, schaute er öfter zum Himmel hinauf, da dieser voll schwarzer Wolken hing und es nicht schwer zu erraten war, daß noch viel mehr Regen kommen mußte.

Ein Tiger aus dem Dschungel, so groß und mächtig, daß er einen Elefanten umzureißen vermochte, stand plötzlich am Rand des Reisfeldes und stimmte ein schreckliches Lachen an, als er den Büffel sich so mühen sah. Unter der Fuchtel des kleinen, ärmlichen, knochigen Menschen eine solche Arbeit zu tun, dünkte ihn schändlich und dumm, und wert, sich lustig über ihn zu machen. Dem Bauern aber schlitterten bei dem schrecklichen Lachen des Tigers die Knie.

Der Tiger rief zu dem Büffel hinüber: „He, Büffel, Glotzauge, du bist doch das dümmste Tier auf dieser Erde!“

Der Büffel aber hatte so viel Schlamm und Dreck in den Ohren, daß er den Tiger nicht verstand. Er schüttelte nur unwillig den mächtigen Schädel, als umbrummte ihn ein Schwarm Fliegen, und stampfte weiter.

Der Bauer aber sah, daß keine Möglichkeit der Flucht bestand. Nur ein paar Schritte wäre er fortgekommen, und dann hätte ihn der Tiger unter seinen Tatzen gehabt.

Der Tiger brüllte lauter: „Büffel Glotzauge, dreh dich um und nimm den Bauern aufs rechte Horn!“

Diesmal hatte ihn der Büffel verstanden, aber dem Rat des Tigers zu folgen, schien ihm unfaßbar: Er den Bauern aufs Horn nehmen? Ihn zerstampfen? Was sollte er ohne den Bauern tun, ohne seine Obhut, seine Pflege, ohne den Fraß, den der Bauer ihm gab? Er schüttelte also unwillig den Kopf und trottete weiter.

Der Tiger war verblüfft. Er schrie noch lauter, und die Bäume im nahen Dschungel und auch die Hütten im Dorf erbebten.

„Büffel Dummkopf, soll ich dir helfen? Nimm du ihn aufs Horn, und ich nehme ihn zwischen die Pranken und Zähne.“

Der Tiger machte einen drohenden Satz auf den Bauer zu, so daß dieser sich am liebsten wie eine Krabbe im Schlamm verkrochen hätte. Er raffte sich aber zusammen und schrie den Büffel an: „Los nun, hör nicht auf das Dschungelgeschwätz.“ Er stieß ihn mit einem Bambusstecken in die Seite und fuhr fort: „Tummel dich,

wir müssen fertig werden, denn in wenigen Stunden werden die Fische die Sterne verschlucken.“

Der Büffel legte sich in die Sielen. Der Tiger, schon dabei, mit einem mächtigen Satz über den Bauern herzufallen, peitschte überrascht mit seinem mächtigen Schwanz den Boden. Bauer und Büffel aber trotteten weiter. Der Tiger musterte mißtrauisch den Bauern, dann den Himmel und die nahen Wasser eines Teiches und fragte etwas dümmlich: „Was hast du gesagt, Bauer?“ Der Bauer knurrte: „Gesagt habe ich, daß die Fische die Sterne verschlucken werden, ehe wir noch fertig sind, und uns mit, wenn wir uns nicht tummeln.“

„Sterne verschlucken? Was soll das bedeuten?“ fragte der Tiger.

Besorgt schaute der Bauer den Himmel an. Er sagte: „Siehst du die Wolken dort über den Bergen, schwarz und schwer? Und die dort über der Ebene, die wie Bäuche von Schwarzschnäbeln über den Dörfern hängen? Es wird Regen kommen, mehr Regen als jemals auf dieser Erde war, und die Hütten und die Felder wird man nicht mehr sehen, und nur noch die Spitzen der höchsten Bäume werden aus den Wassern herausragen.“

„Und dann?“ fragte der Tiger und es schauerte ihn vor so viel Wasser.

Der Bauer lachte, und dem Tiger, als er das Lachen hörte, klappten die Zähne. „Alles wird also untergehen?“ fragte der Tiger in seiner Angst. „Die Dörfer und das Getier des Dschungels, alles?“

Der Bauer lachte noch lauter. „Alles, nur ich und der Büffel nicht.“ Er trieb dabei den Büffel an: „He, los, die ersten Tropfen fallen schon!“ „Und wie?“ fragte der Tiger und schlich hinter dem Bauern her wie eine kleine naßgewordene Katze. „Wie? Nun, sehr einfach. Ich werde für den Büffel ein kleines Holzhaus bauen, und für mich auch eins, und die werden mit dem Wasser steigen, so lange, bis wir auf den Wipfeln der höchsten Bäume sind. Und dort werde ich warten, bis das Wasser wieder fällt.“

„Und ich?“ jammerte der Tiger. „Ich? Was soll ich tun? Bauer hör“, stieß er hervor, „bau mir auch solch eine Hütte.“

Der Bauer, scheinbar voll Mitleid, erklärte sich bereit. Aus dem nahen Dschungel schnitt er eine Menge Bambusstäme und fügte sie mit Lianen und sonstigem Gestrüpp zu einem festen Käfig zusammen. Da die ersten Tropfen fielen und der Regen stärker wurde, legte sich das Mißtrauen des Tigers, und als der Käfig fertig war, folgte er freiwillig der Aufforderung des Bauern, sich nun in die Hütte zu begeben und zu warten, bis die Flut steige.

Der Bauer verrammelte die Käfigtür, so daß der Tiger nicht mehr entweichen konnte. Er schnitt sich einen mächtigen Bambuspeer, und mit diesem stach er dem Tiger einmal in die Seite, daß ihm das Blut aus der Wunde lief, und dann in den vor Schmerz und Wut geifernden Rachen, daß der Tiger auf die Zähne biß und knirschte, als sei seine letzte Stunde gekommen. Unter dem Stechen begann der Tiger zu heulen, daß es selbst den Büffel erbarmte. Hin und her sprang er im Käfig, daß sich die Bambusstäbe bogen, Tränen liefen ihm übers Gesicht und das

Blut aus all seinen Wunden rann aus dem Käfig und benetzte die Füße des Bauern, so daß dieser zuletzt Mitleid bekam mit dem Tiger, und ihn mit einem letzten schweren Schlag aus dem Käfig freiließ.

Solch einen Sprung, wie ihn nun der Tiger tat, als er im Dschungel verschwand, hatte man bis dahin noch nicht gesehen. Und seit dieser Zeit fürchtete der Tiger den Bauern.

Der Schneider und der Mandarin

Vor Zeiten war der geschickteste von allen Schneidern, die es im Dorf oder in der Stadt gab, der alte Hue. Ein langes Leben, viel Verstand und die Erfahrung aller schweren Tage hatten ihm Weisheit und Abgeklärtheit gegeben. Von weit her kamen die Menschen, die armen und die reichen, um sich Kleider machen zu lassen, die armen ihre einfachen, aber dauerhaften, die reichen ihre kostbaren, mit Gold und Seide bestickten. In seiner armen Hütte zauberte er die wunderbarsten Zeichnungen auf die Stoffe: Vögel, die es selbst im Dschungel nicht gab, Blumen, von denen man glaubte, sie versprühten ihren kostbaren Duft, wenn man sie nur ansah, und Drachen stickte er, die aus dem Stoff zu springen schienen. Aber nicht nur Kleider ließen sich die Menschen bei ihm machen. Sie suchten auch seinen Rat in allen ihren Nöten, und seine Weisheit war fast noch berühmter als sein handwerkliches Können. Einer eifersüchtigen Frau Namens Thi-Leou gab er zum Beispiel den Rat, mehr ihrem Mann zu vertrauen. Sie binde ihn dann enger an sich, und das Haus werde wie ein Garten am Abend so ruhig. Der hochmütigen Frau des Mannes Thi-Bah riet er: „Die Henne, die singt, erzieht ihre Jungen nicht. Sei nicht immer anmaßend, vorlaut und aufdringlich. Dein Herz sei einfach, still und ruhig wie ein Bach.“

Thi-Bah lachte aber nur höhnisch, und erst, als sie ihre Familie zugrunde gerichtet hatte, gab sie ihm recht.

Eines Tages nun kam ein hoher Mandarin vom Hofe zu ihm und wollte sich ein Kleid machen lassen, ein Kleid, so flüsterte er vertraulich, wie man es nie gesehen habe, weder bei Hofe noch irgendwo im Süden.

Schneider Hue verbeugte sich tief, verbeugte sich einmal und noch einmal und sagte: „Ich bin sehr geehrt, großer Mandarin. Hier habe ich eine Seide, wie man sie sonst nicht findet. Ich werde sie mit goldenen Mondsicheln besticken.“

Der Mandarin nickte so begeistert, daß ihm die Enden seines zierlichen Schnurrbartes um den Hals schlügen. „Ja, davon mach mir ein Kleid.“

Schneider Hue überlegte eine Weile und sagte dann: „Ja, für dich nehme ich

diesen kostbaren Stoff. Aber ehe ich ihn verschneide, muß ich wissen, wieviel Jahre du schon an der Macht bist.“

Der Mandarin grollte beleidigt, aber Schneider Hue unterbrach ihn und fuhr fort: „Nur ein armer Schneider bin ich, und ich will dich nicht verletzen. Ich frage, um den Schnitt deines Kleides vollkommen machen zu können.“

Der Mandarin war aber immer noch nicht versöhnt und knurrte: „Was hat diese Frage mit dem Schnitt meines Kleides zu tun?“

Schneider Hue lächelte fein, voll Weisheit in den Augen und sagte nachdenklich: „Sieh, hoher Mandarin, genießt du die Gunst des Königs erst kurze Zeit, schreitest du aufrecht, mit gewölbter, ja, vielleicht sogar mit einer Brust, die gebläht ist wie ein Segel beim ersten starken Wind. Damit dein Kleid gut sitzt, muß ich also den vorderen Teil, den Plan, länger machen als den hinteren, damit beide gleich lang sind. Hast du aber schon längere Jahre deine ehrenvolle Last getragen und dein Stolz ist geschwächt und deine Einbildung auf dein Können flattert nur mehr schwach wie ein Segel ohne Wind, muß ich beide Teile, den vorderen und hinteren gleich lang machen. Trägst du aber schon lange und viele Jahre deine Verantwortung auf deinen Schultern und dein Kopf ist gesenkt unter den Ungerechtigkeiten und Launen deines Königs und unter dem Leid des Volkes, hast du vor Scham über den König deine Augen in tiefem Nachdenken zu Boden gesenkt, dann muß der vordere Teil des Kleides kürzer sein.“

Deswegen, Mandarin, stellte ich armer Schneider diese Frage.“

Der Schatten an der Wand

Zu jener vergangenen Zeit wurde das Land mit Krieg überzogen. Ein junges Ehepaar, das glücklich in einem Reisdorf lebte und ein Kind erwartete, wurde auseinandergerissen. Der Mann, jung und gut gewachsen und eine Augenweide für jeden, der ihn sah, wurde eingezogen und mußte in das Land marschieren, das man erreicht, wenn man sieben Flüsse überschritten hat.

Die Frau blieb allein. Arm und hungrig war ihr Leben ohne Ernährer. Nach einigen Monaten gebar sie einen Jungen. Von ihrem Mann aber hörte sie nichts mehr, weder nach einem Monat, noch nach einem Jahr.

Das Kind wurde größer. Es fing an zu laufen und zu sprechen, und der Frau wurde es wieder wärmer ums Herz. Sie sorgte bei Tag und bei Nacht. Oft saß sie abends mit ihrem Kleinen, immer in Gedanken an den Mann, von dem sie nie etwas gehört hatte, und erzählte ihm im Dunkeln Geschichten. Auch Geschichten von ihrem Mann, dem Vater, erzählte sie. Wie groß er sei, stark und klug, und wie er unermüdlich gesorgt habe für sie.

An solch einem Abend, in der dämmrigen, schwülen Hütte, wurden sie plötz-

lich von einem wilden Gewitter überrascht. Es donnerte über den fernen Bergen, es blitzte über dem Fluß, und die Palmen bogen sich im Wind bis auf die Hütten-dächer. Das Kind schrie auf. Der Sturm heulte im Strohdach. Das Kind schläng die Ärmchen um den Hals der Mutter und schrie: „Der Himmel... der Himmel fällt herunter!“

Auch die Mutter fürchtete sich und wußte sich nicht anders zu helfen, als einen Docht anzuzünden, der vollgetränkt war mit Kokosöl. Als es in der Hütte hell wurde, beruhigte sich das Kind. Plötzlich sah die Frau ihren eigenen Schatten an der Wand. Auch das Kind sah den großen grauen Fleck, der hin und her huschte, dann wieder stehen blieb und sich zu ihm niederbeugte. Angst befiel wiederum das Kind und es schrie auf. Die Mutter aber, in Sorge um den Kleinen, beruhigte ihn und sagte: „Hab keine Furcht, mein Kleiner. Das ist kein Fremder, der uns Übles will. Das ist dein Vater, der über dir wacht.“

Mit freudig aufblitzenden Augen sah das Kind auf den Schatten an der Wand. Das Gewitter beruhigte sich, die Luft wurde kühler und draußen rauschte die Nacht im nahen Busch. Mit einem Lächeln auf den Lippen schließ das Kind endlich ein. Am nächsten Abend, kurz bevor das Kind ins Bett gehen sollte, sagte es: „Und heute? Kommt heute der Vater nicht?“

Die Mutter lächelte glücklich und stellte sich so vor die Dachlampe, daß ihr Schatten auf die Wand fiel. Sie hob die Finger und sie wurden zu zwei Hasenohren und verschränkte sie, daß der Handschatten einem Entenschnabel ähnlich sah, und endlich rundete sie die Arme und der Knabe glaubte, der Vater habe ein kleines Schweinchen im Arm. Zuletzt sagte die Mutter: „Stell dich jetzt schön vor den Vater und sage ihm Guten Abend, und dann verbeuge dich, und sage Gute Nacht, und dann gehen wir schlafen.“

So gewöhnten sich die Mutter und auch das Kind an das Schattenspiel, und an jedem Abend, ehe es ins Bett ging, verbeugte es sich und sagte: „Gute Nacht, mein Vater.“

Nachdem das Kind schlief, blieb die Frau mit ihrem Schatten allein, dachte an ihren fernen Mann und daran, daß es wohl hoffnungslos sei, auf ihn zu warten. So vergingen wiederum Monate. Der Knabe wuchs heran. Die Frau wurde trauriger und trauriger, als aber ihr Herz schon wie Stein war vor Leid, stand eines Tages der Mann in der Tür der Hütte.

Vor freudiger Überraschung stand sie steif und leblos, und ein Gefühl war in ihr, als sinke sie in einem tollen Taumel zu Boden. Sie wagte nicht, ihn zu betrachten, hielt die Augen gesenkt, sah aber das Gesicht ihres Mannes vor sich: mager, ausgemergelt mit großen fiebrig glänzenden Augen, in denen alles Alleinsein des Soldatenlebens zu sehen war. Ihr Herz weinte vor Freude und vor Schmerz. Ihr Mann kam auf sie zu, stand nahe bei ihr und er sah eine Träne in den Mundwinkel rinnen. Er fuhr ihr mit den Fingern über die Lippen und sagte: „Es wird keine Tränen mehr geben.“

Ein Lächeln erblühte auf ihrem Gesicht. Sie lehnte in seinem Arm und sagte:

„Wir müssen den Ahnen ein Opfer bringen, um ihnen zu danken für deine Heimkehr. Ich werde schnell gehen, um alles einzukaufen.“

Als der Vater mit dem Sohn allein war, nahm er ihn in die Arme und betrachtete das Gesicht, erlöst von der Einsamkeit. Er sah seine eigenen Lippen, seine eigenen Augen, und in den kleinen Händen des Kindes erkannte er seine großen mächtigen Fäuste wieder. Er warf den Jungen hoch bis unter die Hüttendecke, daß auf dem Dach das Bambuslaub raschelte, er rollte sich mit dem Kleinen über den Boden vor Ausgelassenheit, und der Knabe, nie solch wilde Spiele gewöhnt, jauchzte vor Freude. Sie waren sich nah, der große fremde Mann und das Kind, das nie in der Hütte einen Mann gesehen hatte. Zuletzt sagte er, indem er den Knaben ganz fest an sich drückte: „Sag zu mir ‚mein Vater!‘“

Der Knabe sah zuerst erstaunt, dann ängstlich drein und schwieg. Der Mann verlangte wiederum: „Ich war weit fort. Ich bin dein Vater, und du mußt zu mir Vater sagen.“

Der Knabe schüttelte den Kopf. Der Vater lächelte unsicher und sagte: „Und verbeugen mußt du dich vor mir, denn ich bin dein Vater.“

Aber der Knabe schüttelte den Kopf und sagte: „Du bist nicht mein Vater.“ Er zeigte auf die Wand und sagte: „Dort steht jeden Abend mein Vater und er zeigt mir Häschchen und Schweinchen und Enten, die er im Arm hält, und ich verbeuge mich vor ihm und sage: Guten Abend, mein Vater! Und wenn ich dann ins Bett gehe, verbeuge ich mich wieder und sage: Gute Nacht, mein Vater! Und die Mutter sitzt dann mit meinem Vater noch lange zusammen.“

Als die Frau zurückkam vom Markt, den Tragkorb voll Gemüse, Reis und zarten Hühnchen, saß der Mann grübelnd in einer Ecke der Hütte, und der Knabe mit großen, vor Schreck erstarnten Augen in der anderen Ecke. Sie stellte den Tragkorb ab und ging zu ihrem Mann und sagte: „Was ist dir?“

Nur die bleichen Lippen des Mannes verzerrten sich, sonst blieb sein Gesicht steinern. Der Knabe schllich aus der Hütte. Die Frau lehnte sich an den Mann, wollte seinen Kopf zu sich hochziehen, aber er stieß sie von sich.

Die Frau, kaum noch fähig, sich aufrecht zu halten, fragte: „Was ist geschehen?“ Steinern antwortete der Mann mit einer rauhen, klirrenden Soldatenstimme: „Schweig! Bereite das Opfer!“

Die Frau kochte den Reis und die Hühnchen, sie hantierte unter den feindseligen Blicken des Mannes am Herd und am Tisch. In seinem Schweigen bereitete sie alles am Hausaltar für das Opfer vor und von ihren Lippen kam kein Ton, nicht des Schmerzes, nicht der Liebe. Sie bewegte sich wie eine Holzpuppe, und als sie beide sich immer wieder vor den Ahnen verbeugten, schien es ihr, als vermöchte sie nie mehr von den Knieen aufzustehen.

Zuletzt, als sie ihr Opfer beendet hatten, stellte sie das Essen, den dampfenden Reis und die duftenden Hühnchen, auf den Tisch. Aber der Mann verharrte stehend an der Wand, da wo immer der Schatten in den früheren Abenden gewesen war. Die Eßstäbchen blieben unberührt. Die Frau hockte am Boden, starre in

den dampfenden Reis, starre auf die Tischplatte, die vor ihr zu schaukeln schien und wagte nicht zu fragen. So, in der Stille der beiden zornigen Herzen, verging eine Weile. Plötzlich aber sprang der Mann an den Tisch, einen Bambusstecken in der Hand, und schlug schweigend so lange auf die Frau ein, bis sie, ebenso schweigend, ohne einen Laut des Schmerzes neben dem Stuhl niedersank. Der Mann nahm seinen Soldatensack, verließ die Hütte und mietete sich am Rand des Dorfes ein.

Lange hielt die Frau die Hoffnung aufrecht, daß ihr Mann zu ihr zurückkehren würde. Aber die Wochen vergingen, der Sommer und der Herbst vergingen und sie blieb allein. Unfähig, länger noch den Schmerz und das Leid zu ertragen, warf sie sich an einem regnerischen Winterabend in den Fluß.

Der Mann, als er von dem Tod seiner Frau erfuhr, ging in die Hütte und fand alles so, wie er es verlassen hatte. Der Knabe saß weinend auf der Pritsche. Der Mann machte Feuer, stellte Reis auf und als es dunkelte, zündete er die Docht-lampe an. Sein großer schwerer Schatten fiel auf die Wand und der Knabe, als er den Schatten sah, sprang von der Pritsche auf, stellte sich vor die Wand, verbeugte sich und sagte: „Oh, mein Vater! Guten Abend. Die Mutter ist nicht mehr. Du hast sie allein gelassen. Warum hast du sie allein gelassen? Nun kommt sie nie mehr wieder.“

Der Mann sank in sich zusammen. Er sah seine Schuld riesengroß vor sich wachsen, immer größer werden, wie einen Berg, der nicht abzutragen ist. Er weinte und er weinte und der Knabe starrte hilflos auf den jammernden fremden Mann. Nach Tagen raffte sich der Mann auf, wusch sich, ließ am Flußufer einen Altar aufstellen und betete drei Tage und drei Nächte zu den Himmlischen um Ruhe für die Unschuldige. Die Himmlischen aber schwiegen, und auch die Frau konnten sie ihm nicht mehr zurückgeben. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als sich mit seinem Schicksal abzufinden und dem Sohn zugleich Vater und Mutter zu sein. Seine Pflicht erfüllte er so, daß man im Dorf von ihm sagte: „Er ist dem Sohn eine bessere Mutter, als er ihm je ein Vater gewesen ist.“

Xuan Dieu
Im Strom der Menge

Ich öffne die Augen: blendendes Licht.
Zu Tausenden, Abertausenden strömen die Minuten, Sekunden.
Die stabilen Eisenbahnwagen der Zeit
befördern Liebe und Glauben, überrandvoll.
Eine Menschenmenge, eine sonntäglich belebte Straße,
eine Ausstellung, ein riesiger menschenwimmelnder Platz —
und von hundert Schultern, hundert Brüsten der Jungen gestoßen,
werd ich gewahr, daß das Leben eine ständig flackernde Flamme ist.
Oh, stürmischer Wirbel, Roter Fluß der Jugend!
Wie viele Jahre sind vergangen seit der Zeit,
Da mein Herz zu schwacher Blüte sich entfaltet hat.
Mag sein, daß Seidentuch und Mondenschein für mich an Glanz verloren,
doch das Leben hat sich seine rosenroten jugendfrischen Wangen bewahrt.
Von Tag zu Tag heller leuchten die Gesichter der Jungen,
dichter ihre Brauen sind, freier ihre Stirnen,
wasserblau und berggrün sind die Farben der jungen Mädchen.
Wie viele Herzen sind's, die täglich neu,
mit neuer Kraft, beginnen sich zu lieben?
Himmel und Erde — für sie sind sie neu wie die Morgenröte,
in ihren Herzen ist das Leben ewig jung!
Sie lieben sich heute mehr als man vor zehn Jahren geliebt.
Mit jedem Tag macht sich das Leben mehr von seinen Fesseln frei,
die galoppierenden Pferde der Zeit lassen lustig ihre Hufe erschallen.
Ich sehe dies Gewimmel, und das ist genug, mir den Kopf zu verdrehen:
Ich öffne meine Arme weit und möchte alles, alles umarmen.
Ich presse in Gedanken meine Lippen
auf ihre lebensvollen Gesichter, Gesichter voller Zärtlichkeit;
Gesichter, klar wie ein Quell —
wie wärmen, wie erfrischen sie mein Herz!
Wohlgerüche sind in ihnen, das ganze Himmelsblau . . .
Mancher fotografiert in schöner Landschaft gern.
Ich möchte ins klarfließende Wasser, in des Stromes Mitte, ein Zeichen setzen,
ein Rosenblatt, daß es hinuntertreibe ins ferne blaue Meer.
Möchte mit ihm treiben lassen mein Herz, daß es hinüberschwimme in die
Ewigkeit.

Ach, daß unter all den Tränen, die ich weinte, eine wär, die nicht verging,
die ich vermachen könnte meinen Freunden einer späten Zeit.
Nur das, was nicht gebunden, nicht gefesselt ist, wächst endlos weiter.
Einem Baumstamm, nicht einem Grabstein, schreib ich meinen Namen ein.
Ich möchte mit der Jugend gehen und mit ihr bringen der Zukunft Licht,
möchte säen und ernten, verfehlten nicht die rechte Jahreszeit.
Des Körpers Adern eines Tages sprengt, was ihnen pulst.
Das Hirn, wird es beansprucht viel, sprengt eines Tages die Schädelhöhle.
Die Körperzellen sterben eines fernen Tages ab.
Doch der Gedanke, er allein, einmal entzündet an der Lebensflamme
und sich erneuernd stets mit ewig wandelbarem Leben,
er brennt für immer, bleibt für immer jung.
Der Körper eines Tages wird verfallen, das Alter wird zur Last,
doch der Gedanke bleibt, ein weites Meer, ein breiter Strom,
fließt unaufhörlich er dahin, bis daß es Abschied nehmen heißt von dieser Welt.
Und ist der Augenblick gekommen, lösen andere uns ab.

Le Xuan Thu
Der Blaugrüne Wald

Blaugrün ist die Tarnung der Kanonen,
Blaugrün ist des Soldaten Kleid.
Blaugrün sind die Stellungen der Flak,
Blaugrün die Gärten, kühl und frisch.
Dies ist die Farbe, die mein Herz erfreut.
Der Yankee-Räuber kommt hierher
Und meint er sei im tiefen Wald.
Doch plötzlich krachen die Geschütze: „Wumm!“
Raketengleich zerplatzt der Räuber,
Und ringsum in dem bläulichgrünen Wald
Lacht es.

To Huu
Mutter Suot

In der brennenden Sonne der Dünen von Quang Binh
höre ich Mutter Suot ihre Geschichte erzählen.
Sie sagt: In dem Dorf, wo ich geboren bin,
fahren die Boote auf den Fluß und aufs Meer hinaus.

Morgens und abends wechseln Ebbe und Flut.
Mein Unglück begann, als ich zehn Jahre alt war:
Ich war Dienstmagd und ging von Haus zu Haus,
allein, zwölf Jahre lang, das war mein Jugend.

Ich habe geheiratet, Kinder hatte ich nicht.
Dreimal hab ich ein totes geboren.
Ich weine, wenn ich an meine Eltern denke,
an meinen Mann, an diese Kinder und an mich selbst.

Jetzt gehören uns wieder Wasser und Land,
wir haben viele Boote, um auszufahren.
Jetzt sind selbst die Fische im Meer und unter dem Himmel
glücklich. Wer hätte nicht den Frühling im Herzen?

Mein Mann, wie alle, griff zum Gewehr.
Ich gehör zu den Frauen, die „diensttauglich“ sind.
Tag und Nacht steuere ich die Fähre
und bringe unsere Soldaten über den Fluß.

Sturm und Flugzeuge sind nicht so wichtig.
Wir haben gesiegt, wir siegen weiter.
Meine Jahre sind nicht so wichtig, ich bin alt.
Kämpfen werd ich, mit meinem Ruder, bis zum Schluß.

— Woher nehmst Ihr die Kraft, Mutter Suot?
Sie antwortet: Worauf warten? Retten muß man
das Vaterland. Ich habe weniger Kraft als die Jungen,
aber verlernt hab ich das Rudern noch nicht.
Ihre Flugzeuge kommen und greifen pausenlos an,
doch ich, ich setze pausenlos über.

Ich beuge mich zu ihr und frag sie ins Ohr:
Und Ihr Mann läßt Sie so auf den Fluß hinaus
Sie hat gelächelt: Ich habe entschlossen gesprochen, ich habe gesagt,
daß er ja auch hinausfährt. Warum soll ich weniger wagen?
Und ich habe ihn überzeugt, und er hat zugestimmt.
Als ich weg war, ist er zu mir an den Fluß gekommen:
„Gib acht auf die Wellen, gib acht auf den Wind,
nimm dies, um dich vor Kälte zu schützen.“

Schön ist diese Liebesgeschichte
unter der Mittagssonne, auf den Dünen von Quang Binh.

Nguyen Trung Thanh Im Wald

Das Dorf liegt in Reichweite der Kanonen des feindlichen Postens. Gewöhnlich schießen sie zweimal am Tag, am frühen Morgen und am Abend, oder mittags und bei einbrechender Nacht, oder auch um Mitternacht und beim ersten Hahnen schrei.

Fast alle Granaten schlagen in den Wald bei einem großen Wasserlauf ein. Keiner der zehntausenden von Xa-nu Bäumen bleibt verschont; viele werden in halber Höhe abgemäht und brechen mit sturmartigem Krachen zusammen. Aus ihren Wunden quillt der Saft; er reicht penetrant und flimmert unter dem grellen Sommerlicht, um dann zu einer klebrigen Masse zu werden, wie ein riesiger Blutklumpen.

Aber neben einem gerade zusammengebrochenen Xa-nu Baum schießen schon vier oder fünf Pflanzen der Himmelwölbung entgegen. Die Xa-nu Bäume wachsen sehr schnell. Junge Pflanzen werden von den Granateinschlägen hinweggemäht und sterben nach fünf bis zehn Tagen. Aber die Granaten vermögen nichts gegen die Bäume, die die Größe eines Menschen überschritten haben und deren Laubwerk schon dicht ist. Sie sind wie kleine Vögel, die schon ihr ganzes Federkleid haben. Die Wunden heilen sehr schnell auf ihrem mächtigen Körper, und diese Bäume wachsen schnell nach, an Stelle von denen, die fallen.

Und auf diese Art ist der Xa-nu Wald in den letzten Jahren trotz der Kanone einschläge dichter geworden, als versuchte er, das ganze Dorf in seinen Schutz zu nehmen.

Nach drei Jahren in der Volksbefreiungsarmee hat Thu erst heute Gelegenheit, seinen Geburtsort wiederzusehen. Der kleine Heng, den er bei dem großen Wasserlauf getroffen hat, führt ihn.

Als Thu seinen Hausstand verlassen hatte, reichte Heng ihm kaum bis zum Gürtel, er verstand noch nicht, Holz zusammenzutragen, und, mit einem winzigen Schurz bekleidet, folgte er den Großen, die in den „rays“ arbeiteten.

Voller Stolz auf sein langes Gewehr ist er jetzt Führer.

Es ist immer noch der gleiche Weg, durch Maniok- und Wasserbananenpflanzungen, der wie früher zu seinem geliebten kleinen Dorf führt, steil und stufenförmig sich durch den dichten Stechginster schlängelnd, an Regentagen wimmelnd von Blattblutegeln.

Aber ohne Führer, — um nichts in der Welt würde Thu sich allein auf diesen Weg wagen: er ist gespickt mit Fallen und mit Pfahlfallen; auf dem ganzen Weg, nichts als gut versteckte, bereitstehende Pfeile, um jeden zu durchstoßen, Holzhammer, um jeden zu erschlagen, Dolche, die jeden gnadenlos zerhacken.

Heng, der zu schnell gewachsen ist, ist ebenso schweigsam wie die übrigen Einwohner des Dorfs Xo-man. Auf dem Kopf eine Mütze, die ihm ein Soldat der Befreiungsarmee gegeben hatte, und mit einer Jacke bekleidet, die ihm bis auf die Schenkel reicht und seinen kleinen Schurz bedeckt, trägt er sein großes Gewehr auf der Schulter wie ein richtiger Soldat. Von Zeit zu Zeit, an den „militärisch neuralgischen“ Punkten, dreht er sich zu Thu um und lächelt listig, als wollte er sagen:

— Na, was hältst du davon, großer Bruder?

Seine Augen glänzen plötzlich noch lebendiger, blitzend vor unverhohlenem Stolz. Dann lächelt Thu auch und nickt mit dem Kopf. So setzen unsere beiden Gefährten in völliger Einstimmigkeit ihren Weg fort. Vor einem Wassergerinnsel angekommen, das von einem Bambusrohr zwischen den Steinen geleitet wird, bleibt Heng stehen:

— Wasch dir die Füße, aber trinke nicht, Schwester Dzit wird dir Vorwürfe machen, wenn du kaltes Wasser trinkst.

Thu lächelt:

— Schwester Dzit ist Gesundheitskader?

— Ach was! Schwester Dzit ist Sekretärin der Parteizelle, und sie ist auch die politische Verantwortliche der bewaffneten Gemeindestreitkräfte.

— Ach so.

Thu trinkt nicht, er nimmt seinen Helm ab, knöpft seine Jacke auf, beugt sich vor und besprengt den Kopf und das Gesicht mit Wasser. Die eisige Frische des Wassers sticht ihn und das Blut schlägt heftig in den Wangen.

Er denkt weiter nach. So ist also Dzit Sekretärin der Parteizelle der Gemeinde geworden. Aber er ist unfähig, sich vorzustellen, wie sie jetzt aussehen mag. Als Mai gestorben war und als er, Thu, wegging, war sie erst ein kleines Mädchen, das nicht einmal eine Jacke hatte: in den kalten Nächten schlief sie nicht, blieb am Feuer bis zum frühen Morgen und ging dann den Reis „stampfen“, an Stelle ihrer Schwester.

Sorgfältig säuberte sie die dreißig Reisschalen, um das Tuchgefäß zu füllen, das

Thu mitnehmen sollte. Schweigsam war sie, sprach kein Wort, die Augen trocken, wo jeder, selbst der Großvater Mais Tod beweinte.
Heng drängte Thu:

— Man holt sich was, wenn man sich so lange im kalten Wasser wäscht. Gehen wir weiter. Es ist schon dunkel.

Den Helm in der Hand, folgte Thu den Schritten Hengs.

Am Rand des Stechginsterwaldes ist ein großer Baumstumpf quer über den Weg gelegt, den man übersteigen muß. Daneben haben die Guerillos einen langen Laufgraben ausgehoben. Als Thu die Gegend verlassen hatte, war dieser Baum noch nicht umgefallen. Thu bleibt stehen. Hier hat er Mai zum ersten Mal gesehen. Eigentlich war es nicht das erste Mal. Beide waren im Dorf geboren und kannten sich, seitdem ihre Mütter sie auf dem Rücken trugen. Aber hier hatte Thu, nachdem er aus dem Gefängnis entlassen worden war, Mai zum ersten Mal wieder getroffen. Hier hat sie geweint, nicht mehr wie ein Kind, sondern Tränen eines jungen Mädchens, warm vor Verschämtheit und unendlicher Zärtlichkeit. Diese Erinnerung versetzte ihm einen Stich wie eine schneidende Bambuslatte. Der kleine Heng weiß nichts von all dem. Er ist auf den Baumstamm geklettert, dreht sich um und macht mit dem Kinn ein Zeichen:

— He, Bruder Thu, geht's weiter? Du bist lange nicht da gewesen. Hast du das Klettern verlernt?

Thu überquert den Baumstamm. Der absteigende Weg ist mit Fallen und Fußangeln gespickt. Mit harten Gesichtszügen geht Thu schweigend weiter, bis er das Hämmern der Stößel seines Dorfes hört.

Ihm wird klar, daß dieses vertraute Geräusch ihm bisher am meisten gefehlt hatte, wenn er während dieser drei Jahre Heimweh nach seinem Geburtsort hatte. Als Thu noch klein war, hatte er dieses Geräusch der bescheidenen endlosen und mühseligen Arbeit der Frauen und jungen Mädchen der Stra gehört, eine Arbeit, die früher seine Mutter, Mai und Dzit leisteten.

Er bemüht sich, ruhig zu bleiben, aber sein Herz schlägt wie wild, seine Füße stoßen sich ständig an den Wurzeln der Bäume in dem Augenblick, in dem der Weg zum Dorf abbiegt. Er geht jetzt dem kleinen Heng voran, und Heng läuft hinterher, schreiend:

— Vorsicht, die Fallen. Es ist nicht mehr wie früher. Geh mir nicht so voran. Als sie ankommen, ist die Sonne noch nicht untergegangen. Heng nimmt Haltung an und schreit aus Leibeskräften:

— He, unsere Ehrwürdigen, Besuch!

— In jedem Haus tauchen in den Türen fünf sechs erschrockene Gesichter auf, die Augen kugelrund vor Überraschung. Gleich darauf hallt ein Konzert von Zurufen wider.

— O Himmel! Ach göttliche Güte! Es ist Thu, der Bruder Thu, der Kerl Thu! Ja, er ist da, bist du wirklich da, Thu? Ist es wahr?

Einige nehmen sich nicht die Zeit, die Bambustreppe herabzusteigen und springen

vom Boden der Pfeilerhütte. Die alten Großmütter steigen mit gebeugtem Rücken herab, Stufe für Stufe und fluchen dabei:

— O Sohn, der Teufel soll dich holen, selber ein Teufelchen! Warum wartest du nicht auf meinen Tod, um zurückzukehren und ihn bei der Gelegenheit gleich zu ehren?

Die jungen Damen stürzen nicht heraus: sie begnügen sich, drinnen zu bleiben, zu tuscheln und sich zu verbergen.

Jetzt bildet das Dorf einen Kreis um Thu. Und Thu erkennt alle wieder. Da ist der Großvater Tang, immer noch mit seinem Bart, aber dazu mit einem langen Pfeifenrohr, das aus dem Metall eines abgeschossenen amerikanischen Hubschraubers geformt ist, da ist Bruder Pro, der ziemlich alt geworden ist, da Schwester Blom mit schon angegrautem Haar; da die sehr alte Phoi, die keinen einzigen Zahn mehr hat. Dann ein ganzer Kinderschwarm, die Gesichter mit dem Ruß der Xa-nu Bäume beschmiert. Aber wo ist der Großvater Met? Thu will gerade nach ihm fragen.

Eine Hand umklammert seine Schulter wie ein Schraubstock. Thu dreht sich um: es ist der Großvater Met. Großvater Met ist immer noch lebensvoll und kräftig wie früher, sein immer noch schwarz glänzender Bart reicht ihm jetzt auf die Brust, und die schrägen Augen blitzen immer noch, die Narbe auf der rechten Wange ist immer noch gerötet. Sein Oberkörper ist unbekleidet, seine Brust wie ein großer Xa-nu Baum gewölbt. Der Großvater schiebt Thu um einen Schritt zurück und mißt ihn vom Kopf bis zu den Füßen, dann bricht er in ein homerisches Gelächter aus:

— Ha, ha! Zu uns zurückgekehrt und mit einer Thompson, also, Befreiungssoldat, wie geht's?

Thu versteht den Großvater bestens; er beeindruckt nie jemanden mit einem „gut“ oder „großartig“. In den Augenblicken, in denen er am meisten befriedigt zu sein scheint, kann er nur sagen: „Es geht.“

Wenn Großvater Met spricht, schweigen alle anderen. Seine Worte sind wie Befehle: obwohl er auf seine sechzig Jahre zugeht, ist seine Stimme voll geblieben und dröhnt mächtig in seiner breiten Brust.

— Deine Chefs geben dir wie viele Nächte? Eine Nacht, das geht. Wenn man eine Nacht Urlaub hat, bleibt man eine Nacht; wenn man zwei Nächte hat, bleibt man zwei Nächte, Befehl ist Befehl. Diese Nacht bleibst du bei mir.

Keiner hat etwas einzuwenden, der Großvater fährt fort:

— Jetzt geht jeder zu sich zurück. Der Tag ist beendet, wir können Feuer fürs Essen machen. Die Knirpse gehen sich waschen. Keine Xa-nu Rußspuren, klar? Schmiert euch nicht immer voll wie Theaterkünstler, hört ihr mich? Die schlecht Gewaschenen bekommen was zu hören! Thu, du gehst dir die Füße waschen. Erinnerst du dich noch, wo die Dorfquelle ist? Erinnerst du dich? Ah, gut, also. Wenn du es je vergißt, dann jage ich dich aus dem Dorf und du wirst im Wald hausen müssen.

Aber schon hat der Großvater ihm den Seesack und die Thompson abgenommen und begleitet Thu selbst zur Quelle am Ende des Dorfes. Die Kinder bilden eine fröhliche Eskorte. Einige junge Mädchen, an deren Gesicht sich Thu erinnert, ohne ihre Namen behalten zu haben, und die gerade in langen Bambussen Wasser schöpfen, treten zur Seite, um ihm Platz zu machen. Er hat sich schon im Bach gewaschen, aber er wäscht sich noch einmal. Nachdem er seine Jacke ausgezogen hat, läßt er sich den kalten Wasserstrahl über Kopf, Rücken und Brust laufen. Der Wasserstrahl fällt genau auf den Quellenrand aus Stein, dessen eine Ecke ganz abgenutzt ist, weil Großvater Met hier immer seine Hackmesser schleift. Großvater Met betrachtet schweigend den breiten Rücken von Thu; die alten Wunden sind noch deutlich zu erkennen, sie sind zu dunklen Narben geworden, die streifenartig diesen armen Rücken in allen Richtungen überziehen. Und zwei große Tränen entschlüpfen seinen Augen, die der Großvater schnell heimlich abwischt.

Thu hat keine Zeit, sie zu bemerken, nur die Knirpse schauen ganz erstaunt.

Bei Großvater Met gibt es an diesem Abend, nach der ziemlich faden Wurzelsuppe, die in einem Bambus vorbereitet wird, ein paar Fische mit einer mageren Sauce. Das ist das Spezialgericht, das Großvater Met für den Gast bereithält, der von weit her kommt. Thu packt seine Wegzehrung aus und bietet einen Löffel Salz an.

Der Großvater sagt:

— Wir haben noch einen halben Kanister voll Salz. Aber das ist die Belohnung, die die Distriktbehörden auf dem Festival der Elitekämpfer Dzit geschenkt haben. Dzit hat sie mit allen Familien geteilt, und dieses Salz wird für die Kranken aufgehoben, also werde ich von dem Salz kosten, das du mir anbietest.

Der alte Großvater gibt das Salz nicht in die Suppe, er verteilt an jeden einige Körner, und man isst sie, indem man sie lange im Munde zergehen läßt, um besser den guten und stark salzigen Geschmack zu spüren.

Der weiße Reis ist mit vielen Pomchu-Knollen vermischt. Der alte Großvater nimmt die Schale und erklärt:

— In diesem Jahr kennt das Dorf keine Knappheit, bis zur nächsten Ernte haben wir genügend Reis. Aber jeder Haussstand muß sparsam umgehen und Reserven für drei Jahre anlegen. Du, du kämpfst für die Revolution, deine Verantwortlichen haben es dir wohl gesagt, oder? Um die amerikanischen Aggressoren zu schlagen, braucht man Zeit.

Dann fragt er plötzlich:

— Und deine zehn Finger sind immer noch verkürzt? Sie wachsen nicht nach?

Er stellt die Reisschale hin und fährt zornig fort:

— Aber im Dorf, wissen sie es schon? Und selbst, wenn die Finger nur noch zwei Glieder haben, kannst du immer noch auf den Abzug drücken. Hast du den Wald bei dem großen Wasserstück durchquert? Die Xa-nu Bäume wachsen weiter.

Wenn da ein Baum fällt, wächst ein junger an seiner Stelle. Und ich wette, daß sie diesen ganzen Wald nicht zerstören können. Aber isst noch, der Reis von den Stra ist viel besser als jeder andere, mein Kleiner.

Als die Mahlzeit beendet ist, läßt jemand eine Klapper im Gemeindehaus ertönen, mit drei abgesetzten Schlägen am Ende. Und die Dorfbewohner strömen zu Großvater Met. Die jungen Mädchen löschen die Fackeln, auf den Stufen, bevor sie eintreten. Die alten Frauen treten mit ihren Fackeln dicht an Thu heran, um sein Gesicht von nahem zu sehen, sie betrachten ihn lange, dann werfen sie die Strohfackel in den Herd, wo sich schnell ein prasselndes Feuer entfacht. Die alten Großväter rufen mit lauter Stimme, bevor sie die Treppe heraufsteigen:

— Wo ist der Kerl Thu? He, alter Met, hast du ihm genügend zu essen gegeben, ja?

Die Stimme einer alten Frau sagt:

— Aber ihr Männer, macht doch für Dzit ein wenig Platz, setz dich hierher, meine Kleine.

Thu hebt den Kopf, um zu schauen: Dzit sitzt schon ihm gegenüber, die Beine auf der einen Seite angezogen, und mit einer Hand zieht sie ihren Rock bis über die Füße. Plötzlich spürt Thu, wie ihn ein Frösteln erfaßt. Aber das ist ja Mai! Ja, vor ihm sitzt Mai: er kann nicht glauben, daß Dzit, groß geworden, so sehr ihrer Schwester ähnelt. Die früher etwas platte Nase von Dzit ist feiner geworden und jetzt ganz gerade, ihre dichten Augenbrauen beschatten zwei große ruhige, klare Augen. Dzit schaut Thu an, sehr lange. Dann sagt sie kalt:

— Genosse, hast du dein Urlaubspapier?

— Was für ein Papier, sagt Thu, der nicht versteht.

— Der dir von den Behörden bewilligte Urlaub. Ohne Papier ist es nicht gestattet. Und das Komitee muß dich festnehmen.

Thu bricht in schallendes Gelächter aus. Gerade will er im Scherz sagen, daß er, weil er zu großes Heimweh nach seinem Geburtsort hatte, entflohen ist, um sein Dorf wenigstens für einen Tag wiederzusehen, aber vor den strengen Blicken von Dzit zieht er aus seiner Tasche ein kleines Papier und reicht es ihr:

— Genossin, politische Verantwortliche der kommunalen Befreiungsstreitkräfte, zu Befehl.

Dzit nimmt das Papier, betrachtet es beim Feuerschein. Ein paar Köpfe schieben sich vor, einige Knirpse versuchen, die Silben zu entziffern.

Dzit liest ziemlich lange. Sie liest und liest, dreimal hintereinander. Großvater Met fragt:

— Ist alles vorschriftsmäßig? Hat er seinen Urlaub, ja?

— Dzit gibt das Papier Thu zurück und lächelt:

— Ist alles in Ordnung, die Unterschrift vom Chef ist drauf. Warum hast du nur eine Nacht?

Und sie antwortet sich selbst:

— Das geht schon. Eine Nacht genügt, damit das Dorf dich ein wenig wiedersehen kann. Wir denken oft an dich.

Das Lachen und die Gespräche, die einen Augenblick lang verstummt waren, beginnen mit neuem Schwung und füllen den ganzen kleinen Raum aus.

— Du siehst also, daß die Unterschrift des Chefs drauf ist.

— So ist es sehr gut.

— Er hat nur eine Nacht und morgen wird er schon wieder weg sein, wie schade! Die starke Stimme des alten Met beherrscht alle anderen Stimmen.

— Also gut, gut, das wird gehen.

Er schiebt zwei oder drei kleine Jungs beiseite und setzt sich neben Thu, dicht ans Feuer. Er schlägt seine Pfeife auf dem Rand des Herdfeuers aus, bricht einen dünnen Bambuszweig ab von der unteren Hälfte und kratzt sorgfältig den Grund seiner Pfeife aus, um richtig den Bodensatz zu entfernen. Dann hebt er den Kopf und wirft einen langen Blick in die Runde. Alle sind da, jeder an seinem Platz, und warten schweigend. Der alte Großvater beginnt also zu erzählen.

Draußen klingt leise der Regen und murmelt wie eine leichte Brise. Der Großvater erhebt seine tiefe Baßstimme kaum:

— Alle Alten kennen die Geschichte. Unter den Jungen gibt es einige, die sie kennen, andere kennen sie nicht.

Der Großvater heftet den Blick auf die Kleinen, die, den ernsten Ton seiner Stimme spürend, mit den Blicken an seinen Lippen hängen:

— Thu, euer Bruder ist endlich zurückgekehrt.

Und er fährt fort, eine Hand hat er auf Thus Schulter gelegt:

— Das ist Bruder Thu, dessen Geschichte ich euch viele Male erzählt habe: da ist er. Seht, er ist in der Befreiungssarmee, um den Feind zu bekämpfen. Heute ist er für eine Nacht zurückgekommen, um sein Dorf zu sehen: der Kommandant seiner Einheit hat ihm Urlaub gegeben, seine Unterschrift ist auf dem Papier, das die Sekretärin der Parteizelle gesehen hat. Ja, er ist es. Er ist ein Stra, einer der unseren. Seine Eltern sind früh gestorben, und das Dorf Xo-man hat ihn aufgezogen. Sein Leben war voller Unglück, aber sein Herz ist rein wie das Quellwasser unseres Dorfes geblieben. In dieser Nacht werde ich euch allen seine Geschichte erzählen, um ihn willkommen zu heißen. Die Stra sollen gut zuhören. Die, die Ohren haben, die ein Herz haben, das die Berge und das Vaterland liebt, sie sollen gut zuhören und sich daran erinnern! Später, wenn ich nicht mehr da bin, habt ihr die Pflicht, sie euren Abkömmlingen zu erzählen. Tiefes Schweigen herrscht rundherum. Man hört nur noch das ferne Geräusch des Wasserlaufs der Quelle, vermischt mit dem Klingen der Wassertropfen auf dem Gewölbe der Blätter.

Auch Thu schweigt. Er betrachtet Großvater Met. Die flackernden Lichter des Herdes beleuchten in Abständen die hohe Statur des Patriarchen, der so bisweilen jenen alten Rittern aus langen Romanen ähnelt, die er in seiner Kindheit hörte.

Dann betrachtet Thu Dzit. Sie ist jetzt so groß wie Mai, als er sie, nach der Entlassung aus dem Gefängnis, zum ersten Mal am Waldrand getroffen hatte. Auch Dzit hört schweigend zu, die Augen ruhig und nachdenklich.

— Die Alten haben noch nichts vergessen. Nur die Toten vergessen, und trotzdem hinterlassen sie eine Erinnerung bei den Lebenden. Zu dieser Zeit besetzten die Amerikaner und die Diemisten die ganze Gegend, auch die Wälder und die Berge. Sie schweiften in den Wäldern herum wie Wildschweine, ihre Leute hatten vom Blut getränktes Bajonette, so rot wie ihre Käppis. Thu, der noch klein war, reichte mir kaum bis zum Gürtel. Aber er war lebendig wie ein Eichhörnchen. Ja, die Alten und selbst die Jungen, haben noch nicht vergessen. Auch Thu hat noch nicht vergessen. Er sieht ganz klar einen Thu, der bis zum Gürtel des alten Met reicht, der ein kleines Säckchen trägt, das ihm seine Mutter hinterlassen hatte; in diesem Säckchen, oben drauf, ein wenig Gemüse, aber darunter, gut versteckt zwei Schalen schönen weißen Reises. Er schlängelt sich durch die Spalten der schroffen Felsen wie ein Eichhörnchen. Mit seinen kurzen Beinen läuft er durch den Wald, um den Kadern Nahrung zu bringen. Ein kleines Mädchen, noch kleiner als er, eilt hinter ihm her. Die Kleine hebt flink den Rock, den ihre Mutter ihr gerade gewebt hat, um von einem Felsen zum anderen zu springen. Wie ein Buchfink springt und piepst sie gleichzeitig mit kristallklarer Stimme:

— Thu! Thu! warte auf mich, warte doch. Und Thu dreht sich um, mit runden Augen.

— Still, Mai! Du plärrst wie eine richtige einäugige Elster!

Mai hat Lust zu lachen, aber sie wagt es nicht.

Nein, nichts ist ausgelöscht. Alles ist noch da, ganz deutlich. Hier ist Mai, hier der alte Met, hier der Kader. Ganz genauso als wäre es gestern.

Der zu dieser Zeit im Wald versteckte Kader hieß Quyêt. Seitdem die Amerikaner und die Diemisten diese Berge und diesen Wald besetzt hatten, verging nicht ein Tag ohne Razzien, nicht eine Nacht, in der nicht ihre Hunde und ihre Gewehre durch den ganzen Wald bellten. Trotzdem waren die Bewohner des Dorfes Xo-man stolz auf diese Tatsache: fünf Jahre lang war kein einziger Kader im ganzen Umkreis des Waldes dieses Dorfes gefangen genommen oder getötet worden.

Anfangs versorgte die Jugend die Kader und stellte Wachposten für sie auf. Dann bekamen die Amerikaner und Diemisten Wind davon. Sie nahmen die Jungen gefangen und hängten Bruder Xut am Ast eines Feigenbaumes am Eingang des Dorfes auf.

„Warnung für die, die die Kommunisten versorgen.“ Dann verboten sie den Jungen, im Wald zu arbeiten. Nun lösten die alten Leute die Jungen ab, um weiter die revolutionären Kader zu versorgen.

Und wieder entdeckte der Feind das Geheimnis. Sie töteten Mutter Nhan, schnitten ihr den Kopf ab, den sie mit den Haaren am Ende ihres Gewehrs befestigten.

Am Ende war es an den Kindern, die alten Leute abzulösen. Unter den Kleinen waren Thu und Mai die kühnsten. Wenn Thu auf dem brachliegenden Feld arbeitete, ging Mai zu den Kadern. Wenn Mai im Haus blieb und auf die kleine Dzit aufpaßte, dann ging Thu in den Wald.

Manchmal gingen alle beide zusammen in den Wald: wie sollte man ruhig sein, wenn man die Kader dort ganz allein ließ? Wenn der Feind sie jagte, wer würde sie leiten?

Quyêt fragte: „Meine kleinen Freunde, habt ihr nicht Angst, von diesen Banditen geschnappt zu werden? Sie werden euch töten, wie sie Bruder Xut und Mutter Nhan getötet haben.“ Thu, der sich gerade in die Arme von Quyêt kuschelte, sprang auf und warf als einzige Antwort zurück:

— Großvater Met hat gesagt: der Kader, das ist die Partei; so lange die Partei da ist, gehören die Berge und die Quellen uns.

Im Wald lehrte Quyêt Thu lesen und für Mai schaffte er Bambuslatten heran, die er zusammensuchte, um Tafeln daraus zu machen, so groß wie drei Hände. Die drei Freunde bedeckten sie mit einer Schicht Ruß von den Xa-nu Bäumen, dann überstrichen sie das ganze mit einer dichten Harzsicht, die unlösbar war. Thu ging drei Tage lang zu Fuß bis zum Berg Ngoc Linh und holte einen Sack mit weißer Erde, die als Kreide diente. Mai, die begabter war als Thu, lernte in drei Monaten lesen, dann schreiben. Nach sechs Monaten konnte sie schon Aufgaben mit zwei Zahlen lösen.

Thu war langsamer und verlor leicht die Geduld. Beim Buchstaben Y angekommen, hatte er schon vergessen, daß der Buchstabe O mit einem Haken ein A war. Einmal, als er Mai einen großen Vorsprung gelassen hatte, zerriß er unter den Augen von Mai und Quyêt die kleinen Bambustafeln und ging zum Bach und schmolzte den ganzen Tag. Quyêt tröstete ihn, aber Thu blieb unnachgiebig. Als Mai ihn etwas verhätschelte, wollte er sie schlagen, da setzte sich Mai neben ihn, ohne sich zu rühren.

— Wenn du nicht zurückkommst, gehe ich auch nicht zurück. Los, Bruder Thu, komm zurück, ich habe schon eine neue Tafel für dich gemacht.

Thu nahm einen Stein und schlug ihn sich gegen den eigenen Schädel. Das Blut lief herunter und Quyêt war gezwungen, ihm einen Verband zu machen. Und in dieser Nacht, als Quyêt ihn in die Arme nahm, in der Grotte, sagte er sanft zu ihm:

— In Zukunft, wenn die Amerikaner und die Diemisten mich töten, muß Thu mich als Kader ersetzen. Wie soll man ein guter Kader werden, wenn man nicht lernt?

Thu tat, als ob er schlief und wischte sich heimlich seine Tränen ab. Am nächsten Tag rief er Mai hinter die Grotte:

— Mai, willst du mir sagen, wie man diesen Buchstaben O mit dem Haken ausspricht, und diesen Buchstaben, der gleich nach dem da kommt, weißt du, der mit dem dicken Bauch, der da.

Mai wandte den Kopf ab und wagte nicht zu lächeln. Sie schrieb den Buchstaben mit dem dicken Bauch auf eine neue Tafel, die sie für Thu gemacht hatte. Sie sprach leise, mit klarer Stimme:

— Aber du behältst doch sehr gut, das ist der Buchstabe B.

— Ja, das ist richtig, das ist das B. Was für ein Holzkopf bin ich doch!

Wenn Thu auch leicht die Buchstaben vergaß, so war er unübertrefflich, wenn es darum ging, in den Bergen herumzuziehen. Er diente Quyêt als Verbindungsman der Gemeinde zum Distrikt. Niemals nahm er einen bekannten Weg. Wenn der Feind ihn von allen Seiten umzingelte, kletterte er auf den höchsten Baum, um genau alle Richtungen zu überschauen und schritt dann ganz einfach durch den Wald; auf diese Weise entkam er jedem Einkreisungsversuch. Um einen Fluß zu überschreiten, wählte er die unzugänglichste Stelle und schwamm hinüber, an der Oberfläche dahingleitend und tauchend wie ein richtiger Haifisch. Er sagte: „Die Amerikaner und die Diemisten überraschen uns gerne bei ruhigen Wasserplätzen, sie achten nicht auf die Stellen, an denen die Strömung schnell ist.“ Dieses Mal als Thu gerade sich daranmachte, eine Wasserschnelle am Fluß Dac Nang zu überschreiten, mit einem gut in ein grünes Blatt eingewickelten Brief im Mund, berührte ihn plötzlich aus dem Hinterhalt das Geschoß eines feindlichen Gewehres am Ohr: er hatte gerade noch Zeit, den Brief herunterzuschlucken.

Drei Tage später sahen die Bewohner von Xo-man wie die Feinde den kleinen Thu gefesselt ins Dorf führten.

— Nenne uns die Kommunisten, wenn du nicht sterben willst.

Das ganze Dorf stand um Thu herum, der alte Met stand dicht bei ihm und der Kleine reichte ihm nicht einmal bis an den Gürtel. Der Alte sagte in der Sprache der Stra, mit ernster Stimme:

— Thu, entehr unser Dorf Xo-man nicht.

Thu antwortete ihm mit einem Blick. Der Alte sagte: ist gut!

Der Rücken von Thu wurde mit Messerschnitten zerhackt.

— Wo sind die Kommunisten, zeig sie.

Thu sagte mit leiser Stimme:

— Mach erst die Fessel ab, wenn du willst, daß der Arm sie zeigt. Sie befreiten nur einen Arm; mit der freien Hand wies Thu auf seinen Bauch:

— Hier drin, da!

Wieder ein Messerschnitt. Aus seinem armen Rücken, der kaum breiter war als das Säckchen, das seine Mutter ihm hinterlassen hatte, sprang dunkles Blut, das am Ende des Tages schwarz und klebrig wird, wie das Harz der Xa-nu Bäume.

Als sie Thu abführten, umarmte Mai ihn mit heißen Tränen. Er, als wäre er zornig, erklärte:

— Weine nicht, du mußt gut lernen. Wenn ich sterbe, ersetzt du mich.

Drei Jahre später. Thu war aus dem Gefängnis von Kontum entkommen, die

Wunden auf dem Rücken waren geheilt. Als er den großen Baum am Rande des Stechginsterwaldes erreichte, traf er Mai. Sie nahm seine beiden Hände, die Augen voller Tränen.

Er war überrascht, daß Mai so groß geworden war. Im Dorf versammelten sich alle an jenem Abend bei dem alten Met, wie an diesem Abend.

Die Stimme des alten Met hallte wie ein Echo durch die ferne Nacht.

— Alles war wie an diesem Abend. In diesem gleichen Haus, um das gleiche Herdfeuer. Es nieselte ein wenig, wie heute.

Ich war hier. Thu setzte sich dorthin und Mai saß auf dem Platz von Dzit, nicht wahr Thu?

Ja, so war es. Die gleichen Regentropfen fielen sanft auf die großen Blätter der Feigenbäume, das gleiche Xa-nu Feuer sang im Herd. Das ganze Dorf hatte sich versammelt, um Thus Rückkehr zu feiern, der aus Kontum geflohen war. Mai saß Thu gegenüber, mit den gleichen schwarzen Augen, deren dichte Brauen die blitzenden Pupillen überschatteten, Augen, die weniger ernst waren, zärtlicher, aber auch ruhig und entschlossen wie die von Dzit.

Damals erzählte der alte Met nicht wie heute. Er begnügte sich zu sagen:

— Mai, gib das Papier des Genossen Quyêt. Thu wird es lesen. Alle sollen zu hören.

Kurz nach der Verhaftung von Thu wurde der Genosse Quyêt in den 7. Bezirk versetzt, wo er in einen Hinterhalt geriet, verletzt wurde und starb. Bevor er verschied, hatte er den folgenden Brief an das Dorf Xo-man gerichtet:

Thu hatte das Papier genommen und beim Licht des Xa-nu Feuers gelesen: Genossen Thu, Mai und meine Kompatrioten in Xo-man, ich sterbe. Die, die bleiben, müssen Lanzen, Wurfspieße, Armbrüste, Pfeile, Schilde, Messer anfertigen, die im Wald versteckt werden sollen, außer Reichweite des Feindes. Eines Tages wird man sie brauchen. Was Thu betrifft, so muß er weiter lernen und mich als Kader ersetzen.

Als Thu den Brief von Quyêt zu Ende gelesen hatte, folgte das ganze Dorf, mit den Xa-nu-Fackeln, dem alten Met in den Regen, dessen Tropfen mit der fortschreitenden Nacht immer schwerer wurden. Sie drangen in den Wald ein und holten die Lanzen, die Holzhammer, die Schilde, die damals verborgenen Waffen. Thu kam nach drei Tagen vom Berg Ngoc Linh zurück, diesmal nicht mit einem Säckchen mit weißen Steinen wie vor Jahren, sondern mit einer sehr schweren Last von Schleifsteinen. Auf der Höhe des Berges Ngoc Linh gab es einen Steinbruch, der für mehrere hundert bewaffnete Aufstände ausreichte!

Nacht für Nacht schliff das ganze Dorf die Waffen. Am Tag folgte man dem alten Met in den Dschungel, um Wald zu roden, Pomchu und Maniok zu pflanzen, die bald überall ergrünten.

Die Neuigkeit, daß das Dorf Xo-man seine Lanzen schliff, kam im Posten in Dac Ha dem Feind zu Ohren.

Man war mitten in der Reisernte. Eine ganze Gruppe tauchte plötzlich auf, gerade als Mais und Thus erstes Kind geboren worden war. Es war der gleiche Typ, der im voraufgegangenen Jahr kommandiert hatte, er hieß Dzuc. Er trug ein rotes Käppi, rot wie Blut, und brüllte:

— Da steckt wieder Thu dahinter und sonst niemand. Wir haben diesen Tiger nicht erlegt, und da legt er in der ganzen Gegend das Feuer ans Pulverfaß. Der alte Met und Thu versteckten die Jungen im Wald. Sie waren nicht weit und, sich an die Fersen des Feindes heftend, verbargen sie sich zwischen den Bäumen, in den Grotten um das Dorf herum. Sie hausten vier Nächte lang im Dorf. Ihre Reitpeitschen verschonten niemand. Schreie und Tränen hallten überall wider!

Dzuc drohte mit dem Revolver:

— Alle, die außerhalb des Dorfes gefunden werden, werden sofort erschossen. Keiner konnte raus, nur der kleinen Dzit, die winzig und beweglich war, gelang es, als die Nacht hereinbrach, an der Bambuswasserleitung entlang zu entkommen, um den alten Met, Thu und die Jungen des Dorfes zu versorgen. Am frühen Morgen des vierten Tages ertappten sie die Kleine, als sie aus dem Wald zurückkam.

Sie pflanzten das arme Kind mitten im Hof auf, luden eine Thompson und gaben dann langsam einen Schuß nach dem anderen ab, wobei sie sie absichtlich verfehlten. Die Kugeln pfiffen an den Ohren des Kindes vorbei, verbrannten ihre Haare und durchackerten den Boden um ihre Füße. Ihr Rock war zerfetzt. Das Kind heulte bei jeder Kugel auf. Beim zehnten Schuß trocknete sie plötzlich ihre Tränen und von nun an, kein einziger Schrei mehr. Bei jeder Detonation spannte sich ihr schmaler Körper wie eine Feder, ihre Augen richteten auf ihre Henker einen seltsam ruhigen Blick, genau die gleiche Ruhe, die heute in den Augen der Sekretärin der Parteizelle ist.

Nachdem er mit dem kleinen Mädchen nicht fertig wurde, nutzte Dzuc seinen letzten Trumpf aus. Er ließ Mai festnehmen.

— Wenn man die Tigerin und ihr Junges hat, kommt bald der Tiger. Thu hat die Worte von Dzuc gehört. Er ist am Fuß eines Baumes hinter der Quelle verborgen, am Ende des Dorfes. Von da aus sieht man genau den ganzen Platz. Die beiden Hände von Thu klammern sich um einen Stumpf, als zehn Kerle Mai in die Mitte des Hofes führen. Auf dem Rücken trägt sie ihr Neugeborenes, das einen Monat alt ist. Dzuc fragt:

— Wo ist dein Mann, dreckige Kommunistin?

Mai rückt mit einem Hüftschwung ihre kostbare Last auf dem Rücken zurecht und richtet ihre großen Augen auf Dzuc.

— Kannst du nicht reden, Hündin?

Dann beschimpft er seine Leute:

— Und ihr, ihr steht da herum!

Ein großer dicker Soldat wirft Dzuc einen scheelen Blick zu, nimmt eine lange

Eisenstange und nähert sich Mai. Mit seiner Zunge leckt er sich die Lippen, dann hebt er langsam die Metallstange.

Mai stößt einen Schrei aus. Schnell macht sie den Knoten auf und kaum daß es ihr gelingt, ihr Baby unter der Brust zu verbergen, als schon die Eisenstange auf ihren Rücken niedersaust:

— Nun, wo ist Thu?

Jetzt trifft die Eisenstange sie auf die Brust, nachdem Mai ihr Kind gerade noch auf den Rücken legen konnte. Von neuem schlägt man sie auf den Rücken und das Kind ist wieder unter ihrer Brust.

Die Schläge hageln in immer kürzeren Abständen herab. Man hört nicht mehr die Schreie von Mai. Plötzlich ein zerreißender Schrei des Neugeborenen. Dann ist es zu Ende. Nur noch das dumpfe Geräusch der Eisenstange, die auf einer Menschenmasse herumhämmt.

Thu hat den Baumstumpf verlassen. Es ist ein Feigenbaum. Er hat in seinen Händen 'zig Früchte zerdrückt. Er richtet sich auf, um vorzuspringen. Eine Hand hält ihn an der Schulter zurück. Die Stimme des alten Met ist rauh:

— Nicht Thu, laß mich.

Thu stößt die Hand des Großvaters zurück.

— Thu, beschwört ihn der Alte.

Thu wendet sich um. Er ist unkenntlich geworden. Anstelle seiner Augen zwei riesige Feuerkugeln. Der alte Großvater läßt Thus Schulter los. Ein Brüllen, Thu stürzt mitten in die Soldaten. Er weiß nicht was er tut. Der große dicke Soldat liegt steif in der Mitte des Hofes und Dzuc flüchtet, so schnell er kann. Rundherum das trockene Klicken von Gewehren, die geladen werden. Zwei breite Arme umklammern zuckend Mai und ihr Kind.

— Kannibalen. Hier bin ich Thu.

Aber Thu konnte Mai nicht retten.

— Nein, Thu konnte Mai und ihr Kind nicht vor dem Tod retten. Die Stimme des alten Met wird rauh. Linkisch unterdrückt er eine Träne, dann fährt er mit lauter Stimme fort: Thu konnte seine Frau und sein Kind nicht retten. In dieser Nacht starb Mai. Das Baby war schon tot, der große dicke Soldat hatte ihm einen Schlag mitten in den Leib versetzt, als die auf den Boden gestürzte Mutter es nicht rechtzeitig schützen konnte. Erinnerst du dich? Thu? Du konntest deine Frau nicht retten.

Sie haben dich festgenommen, denn deine Hände waren leer und sie haben dich gefesselt. Ich, ich bin hinter dem Feigenbaum geblieben. Ich sah, wie sie dich mit Lianen fesselten. Ich habe mich nicht vorgestürzt, um dich zu retten. Auch ich hatte leere Hände. Ich bin nicht vorgesprungen, sondern in den Wald zurückgekehrt. Ich bin losgegangen, um die Jungen zu holen. Sie waren losgegangen, Lanzen und Wurfspieße zu holen.

Habt ihr gut zugehört, meine Kinder? Habt ihr gut aufgepaßt? Behaltet das alles gut. Später, wenn ich nicht mehr auf dieser Welt bin, werdet ihr noch leben;

ihr habt die Pflicht, alles euren Nachkommen zu erzählen: sie hatten Gewehre, deswegen mußten wir die Lanzen holen.

Sie haben Thu mit Lianen gefesselt, dann haben sie ihn ins Gemeindehaus überführt, um ihn dort in eine Ecke zu werfen, dann haben sie sich mit dem Schwein von Broi vollgestopft.

Thu lag in einer Ecke. Der abendliche Schatten wurde dichter. Er dachte nach und wunderte sich, so ruhig zu sein. Das Kind war tot. Auch Mai mußte tot sein. „Ich werde selber sterben. Wer also wird nach mir Kader sein? Wenn die Partei den Befehl erteilt, zu kämpfen, wer wird dann Kader sein, um die Patrioten von Xo-man in den Kampf zu führen? Großvater Met ist zu alt. Aber da sind die Jungen. Und dann wird auch Dzit größer und diese Kleine wird noch entschlossener sein als ihre Schwester. Das wird gehen. Nur, schade um mich, ich werde nicht bis zu dem Tag leben können, an dem man, mit den Leuten des Dorfes, zu den Waffen wird greifen müssen.“

Dzuc läßt im Gemeindehaus ein großes Feuer anzünden und zwingt das ganze Dorf, sich dort zu versammeln: nachdem er die Fesseln von Thu durchtrennt hat, wendet er sich an alle:

— Wir haben gehört, daß ihr eure Lanzen geschliffen habt. Nun gut, die, die zu den Waffen greifen wollen, sollen sich jetzt mal die Hände von Thu ansehen. Mit einer Kinnbewegung gab er dem dicken Soldat ein Zeichen. Der holt aus seiner Patronentasche ein Paket mit Stoffetzen. Mit den im Harz der Xa-nu Bäume getränkten Stoffresten umwickelt er die zehn Finger von Thu und nimmt schließlich eine brennende Fackel. Aber Dzuc befiehlt: „Laß mich ran“ und nimmt seinen Platz ein.

Thu betrachtet Dzuc aus seinen vorgetretenen Augen. Dzuc bricht in Gelächter aus, nähert die Fackel dem Gesicht von Thu:

— Wir werden sehen, was dieser Rote für eine Schnauze machen wird, der die Absicht hat, zu den Waffen zu greifen. Arme Typen seid ihr. Ihr seid nicht dazu geboren, Lanzen und Wurfspieße zu halten. Man verstehe mich richtig: daß ihr diese Spinnerei aufgibt!

Ein Finger von Thu fängt Feuer, dann ein anderer, und noch einer. Nichts brennt leichter als das Harz der Xa-nu Bäume. Das Feuer breitet sich schnell aus und die zehn Finger von Thu sind sehr schnell zu zehn Fackeln geworden. Thu schließt die Augen, dann öffnet er sie wieder und starrt geradeaus vor sich hin. Seine Zähne haben ihm völlig die Lippen zerrissen. Er hat nicht geschrien. O Genosse Quyêt, ich brenne. Aber nein, Thu wird nicht schreien, niemals.

Und Dzuc, der immer noch aus vollem Halse lacht. Plötzlich, ein riesiges Ge- schrei, Geräusche von sich überstürzenden Schritten um das Haus herum. Was denn? Thu ist ein Schrei entschlüpft. Ein einziger, bald überdeckt von ungeheu- rem Geheul. Überall Schreie „tötet sie“ und ein ohrenbetäubender Lärm von über den Fußboden stampfenden Schritten, mit den erstickten Klagen der Soldaten.

Dann die widerhallende Stimme von Großvater Met, der befiehlt: „zerhackt sie alle, alle!“ Er ist es tatsächlich, der alte Met. Er steht da, einen langen Wurfspieß in den Händen und Dzuc ausgestreckt auf dem Boden, am Ende der Spitze. Und die Jungen, alle Jungen des Dorfes sind da, jeder mit einer glänzenden Lanze, an den Steinen geschliffen, die Thu vom Berg Ngoc Linh gebracht hatte.

Die Stimme von Broi erhebt sich, ruhig und ernst:

— Thu, Thu, komm zu dir, siehst du, wir haben sie besiegt. Ja, mit Lanzen und Wurfspießen, siehst du?

Das Feuer auf den Fingern von Thu ist erloschen. Aber das Xa-nu Feuer in der Mitte des Raumes ist noch rot. Die Leichen der Soldaten bedecken den Boden um die brennende Holzkohle.

Der alte Met stützt die Lanze auf den Fußboden auf und sagt mit wohltonender Stimme:

— Jetzt haben wir begonnen. Macht doch das Feuer an. Jeder, ihr alle, Alte und Junge, Männer und Frauen, soll sich eine Lanze, einen Wurfspieß, einen Hammer und ein Messer zulegen. Die, die keine haben, sollen Pfähle schärfen, schneiden, fünfhundert Pfähle. Los, macht das Feuer an.

Und die Gongs ertönen.

Von der Xa-nu Ebene her, dicht beim großen Wasserlauf hört man die ganze Nacht den Wald von Xo-man sich regen und brausen. Das Feuer entflammt in allen Teilen des Urwalds.

Niemand hat gemerkt, daß es schon spät in der Nacht ist. Der Regen fällt in immer schwereren Tropfen. Der alte Met hebt den Kopf, wirft einen Blick über die ganze Versammlung, und sein Bart zittert auf seiner Brust:

— Jetzt habe ich zu Ende erzählt. Seit jener Nacht hat das Dorf Xo-man zu den Waffen gegriffen. Thu ist weggegangen, als seine zehn Finger geheilt waren. Die Wunden haben sich geschlossen, aber an jedem Finger fehlt ein Glied. Mit den zwei Gliedern, die übrigbleiben, kann man immer noch einen Wurfspieß halten oder ein Gewehr benutzen. Thu ist zur Revolution gegangen. Es scheint, als wenn es auf der anderen Seite des Berges Ngoc Linh auch einen Dzuc gibt, und die Einwohner dort unten haben sich auch erhoben. Das Dorf hat Thu mit diesem Auftrag weggeschickt; er ist weggegangen und er ist heute abend wieder gekommen. Warum bist du so lange fortgeblieben? Dieses Mal bin ich fertig. Jetzt ist die Reihe an dir. Was hast du während dieser drei Jahre, soweit in der Ferne gemacht? Wieviel Diemisten, wieviel Amerikaner hast du niedergemacht? Thu steht auf. Er bewegt sich auf die Feuerstelle zu und bleibt einen Augenblick lang unbeweglich. Was soll er ihnen jetzt erzählen?

Sein Herz ist übervoll vor Zärtlichkeit. Schließlich sagt er:

— Großvater Met, Kompatrioten, ich habe Dzuc getroffen.
— Dzuc, wo denn?
— In seinem Posten.

— Hast du ihn getötet?

— Das ist erledigt.

— Gut. Du hast ihn mit einer Kugel beeckt, wie diese hier?

— Nein.

— Warum das?

— So war das. Es war der Tag des Angriffs auf den Posten. Die Soldaten haben wir besiegt.

— Alle?

— Alle. Es blieb nur ihr Chef übrig, der sich in einem unterirdischen Versteck verkrochen hatte. Er wollte trotz unserer Aufforderung nicht rauskommen. Wir werfen Granaten, aber da gab es Schlupfwinkel. Schließlich fragt unser Chef: wer geht runter? „Ich“ sage ich. Es ist stockdunkel. Schließlich berührte ich ihn. Er schießt. Es gelingt mir, ihm die Waffe zu entwinden. Er versucht, mich niederzuwerfen. Aber ich bin stärker. Ich nagele ihn auf den Boden mit meinen Knien. Ich halte ihm die Taschenlampe ins Gesicht.

— Erkennst du mich?

— Er schüttelt den Kopf.

— Schau meine Hände an. Erinnerst du dich? Ich kann immer noch ein Gewehr halten, weißt du.

Seine Augen werden glasig. Ich sage zu ihm:

— Da, hier habe ich das Gewehr und hier sogar meinen Dolch. Aber höre gut zu. Ich werde dich weder mit der Kugel noch mit dem Messer umlegen. Dzuc, ich werde dich nur mit meinen zehn verstümmelten Fingern töten. Ich werde dich einfach erwürgen.

Dzit fragt kalt:

— Und dann, hast du mit ihm Schluß gemacht?

— Natürlich habe ich Schluß gemacht.

— War es wenigstens der richtige Dzuc?

— Ganz bestimmt, im übrigen, sind sie nicht alle Dzucs?

— Dann ist es gut.

Vom feindlichen Posten aus wird der Xa-nu Wald neben dem großen Wasserlauf unaufhörlich beschossen. Aber niemand hat es gehört, so viele Worte haben den Lärm der Kanonen überdeckt.

Und wieder bricht Thu auf. Der alte Met und Dzit begleiten ihn bis zum Wald neben dem großen Wasserlauf. Die Kanonade der letzten Nacht hat vier oder fünf große Xa-nu Füße umgelegt. Das Harz, das aus den Wunden floß, wurde gerade hart, glänzend unter der Sommersonne. Rundherum unzählige junge Bäumchen, die aus der Erde schießen. Einige sind darunter, die gerade erst den Boden durchbrochen haben, aber schon laufen ihre Wipfel spitz zu wie Bajonette. Und alle drei bleiben da stehen und schauen in die Ferne. Sie sehen nichts als Xa-nu Wälder, in denen sich das Auge bis zum Horizont verliert.

Nguyen Van Ty
Lied von den Fünf Tonnen Reis

Wenn überall gegen den Yankee die Kanone dröhnt,
lassen unsere Reisfelder die Arbeit nicht einen Tag ruhn!
Die Erde sagt sich, wie der Mensch:
Was heute tun, um der Front zu dienen,
was heute tun, um den Sieg zu erringen?
O Erde! Drei Monate und zehn Tage,
während der Reis reift, haben wir die gleichen Sorgen.

Um den Yankee zu schlagen, müssen wir fünf Tonnen schaffen.
Wieviel Schweiß für eine erblühte Blume!
Das Grollen der Traktoren gibt den Schritten der Büffel den Takt,
im Einklang schlägt das Herz der Bauern in der Kooperative,
wie das Herz derer, die ihre Kinder hüten.
Diesen Augenblick haben wir so lange erwartet:
Für die Freiheit, seht, wie unser Reis sich entfaltet!

Um das Wasser zu dämmen, müssen Deiche gebaut werden,
um das Wasser zu dämmen, müssen Deiche gebaut werden!
Um Mist zu bekommen, muß man sich um den Schweinstall kümmern,
um schwere Ähren zu haben, muß man die Saat gut wählen!
Das schönste Mädchen lebt nur einmal.
Selbst die schwache Pflanze wächst, weil wir sie sorgsam pflegen.
Bohnenblumen, Auberginenblumen,
Bohnenblumen, Auberginenblumen,
über den blauen vergessen wir nicht die gelben.
Bewundert den Reis, denkt aber an die Kartoffeln daneben,
man muß sie verbinden, wenn man sie liebt.
Daß wir Eheleute sind, danken wir unseren Eltern!

Ein Reisfeld ohne Deiche,
ein Reisfeld ohne Deiche
läßt den Mist verkommen zum großen Schaden der Erde!
Der Reis wird verkümmern, durch unsere Schuld,
und unsere Hoffnungen werden enttäuscht!
Vorwärts, die fünf Tonnen warten!
Wenn man ein Kleid macht, müssen die Maße stimmen!
Wenn man ein Kleid macht, müssen die Maße stimmen!
Genauso muß man die Liste der Arbeit bemessen!
Der Anblick einer Ähre erfüllt uns mit Zärtlichkeit.
Unser Boden ist doch so gut wie der von Thai Binh?
Das ganze Land hält vom Gesang der fünf Tonnen!

Anmerkung:

Im Rahmen des 2. Fünfjahresplans wurde 1965 die Kampagne „fünf Tonnen Reis pro Hektar“ gestartet. Diese geplante Produktionssteigerung wurde unter denkbar ungünstigen Bedingungen eingeleitet: im Januar 1965 begannen die US-Agressoren, systematisch Nord-Vietnam zu bombardieren. Hier wird ein wesentlicher Aspekt des Kampfes des vietnamesischen Volkes faßbar: es genügt nicht, den Feind mit den Waffen zu bekämpfen; soll der Kampf siegreich sein, so muß die Produktion im Sinne des sozialistischen Aufbaus vorangetrieben werden. Über die Bemühungen jedes Einzelnen hinaus erforderte die geplante Produktivitätssteigerung die genaue Koordinierung verschiedenster Probleme: technische wie ideologische. Das wichtigste war das Bewässerungsproblem, das nur im Rahmen der zu dieser Zeit schon vorherrschenden Kooperativen bewältigt werden konnte — man erinnere sich in diesem Zusammenhang an die systematischen US-Bombenangriffe auf die Deiche und Stauanlagen! Außerdem mußte ein Schritt voran in der Mechanisierung der Landwirtschaft, und zwar koordiniert mit der Leichtindustrie, getan werden. Die Intensivkultur mußte entwickelt, neue Reissorten, entsprechend den klimatischen Bedingungen gezüchtet, die Frage der Fruchtfolge und des Düngers, die eng mit der Viehwirtschaft zusammenhängen, richtig gelöst werden. Und schließlich, als unabdingbare Grundvoraussetzung dieses Prozesses, mußte die Bildung der Bauern vorangetrieben werden, um neue Techniken tatsächlich zur Anwendung zu bringen.

Am Ende des Jahres 1965 hatten schon 7 Bezirke das Ziel, die 5 Tonnen Reis pro Hektar, erreicht, 1966 waren es, trotz Steigerung der Bombenangriffe, 16 Bezirke. 1967 hatten Thai Binh mit 5,497 Tonnen pro Hektar und Hanoi mit 5,169 Tonnen pro Hektar die Norm überschritten. Im ganzen Land gab es 31 Kooperativen, die bereits zwischen 7 und 8 Tonnen pro Hektar produzierten und 3 Kooperativen mit mehr als 8 Tonnen pro Hektar.

Dies sind die „Voraussetzungen“ zur Entstehung des weit verbreiteten Liedes von den „Fünf Tonnen Reis pro Hektar“.

Nguyen Duc Thuan Der Sieger

Die Bande der „Umerzieher“ teilte die Aufgabe unter sich auf, jeder von ihnen übernahm einen von uns, um ihn gesondert zu „bearbeiten“. Alle zusammen erinnerten sie uns ständig an den Tod unserer sieben Genossen am 27. März, und besonders gerne kamen sie auf den Tod von Tin zurück, den sie als „furchtbar düster“, „grauenhaft erbärmlich“, als „unersetzblichen Verlust“, als „bedauerliche Verschwendug“ und vieles mehr bezeichneten. Sie benutzten und mißbrauchten diesen Tod, sie bedienten sich seiner als Waffe gegen unsere Moral.

Dann bedrohten sie uns in unverschämter Weise: — Eure Lebenschancen sind äußerst gering, meine Herren! Eine Kerze mitten im Wind, eine Tonne am Ende eines Haares! ... Ha, wir sehen den Tod an eurer Seite, wie er seine Sichel wetzt! ...

Und dann beredeten sie uns:

— Wenn ihr erst einmal draußen seid, kommt ihr wieder zu Kräften, oder? Und einmal auf den Beinen, werdet ihr ... von neuem ... na ja; von neuem irgendwas, kapiert ihr? Unbedingt notwendig! Los hört mal zu, raus hier für'n Moment, damit ihr euch 'n bißchen ausruht ...

Am 15. Tag des 7. Monats des Mondjahres bewilligten sie jedem von uns ein Paket Zigaretten und eine Büchse Kondensmilch.

— Da, der Kommandant schickt euch ein paar Süßigkeiten, für den Totengedenktag. Da seht ihr mal, wie die Obrigkeit sich um euch kümmert, und ihr bietet ihr nichts dafür!

Rede nur vor dich hin und schwatze weiter! Und ich sehe, daß du uns nichts Neues zu sagen hast, ständig trichterst du uns die alte Leier ein. Nun gut, um so schlimmer für dich, du wirst eben nicht auf deine Kosten kommen.

Am 3. September rief uns der Mann mit dem Namen Tang Tu, begleitet vom Polizeichef, alle sieben auf die Veranda und hielt uns eine Rede in den folgenden Worten:

— Meine Herren, am Tag meiner Ankunft habe ich Sie zum ersten Mal gesehen. Heute sehe ich Sie wieder, meine Herren, zum letzten Mal!

Ohne etwas hinzuzufügen, machte er auf den Absätzen kehrt.

Es stimmt, daß er uns vor längerer Zeit einmal besucht hatte. Gleich danach setzte das Begießen ein, der weiße Reis (der lange im Kalkwasser getränkt wird, um jedes Korn aufzuswellen zu lassen), getrockneter oder marinierte, kurz übers Feuer gehaltener Fisch (um den Geschmack der Fäulnis zu mildern), die Prügelfolter vom 27. März mit den sieben Toten auf der Strecke ... Und diesmal?

Drei Tage später, am Morgen des 6., kam eine Bande von Polizisten und „Umerziehern“.

— Also meine Herren, fragten sie uns, haben Sie über die Worte unseres Kommandanten, dem stellvertretenden Präfekten, nachgedacht? Ihnen werden bald Taten folgen, meine Herren, damit Sie Bescheid wissen!

Am gleichen Tag „widerrief“ der Genosse Huynh Van Khuy. Er litt unter einer sehr schweren Ruhr und saß Tag und Nacht in einer Ecke, die Knie unter das Kinn gezogen, weil er sich nicht ausstrecken konnte. Sowie er „widerrufen“ hatte, rief der Feind lauthals einen Arzt für eine dringende Behandlung. Der Krankenwärter Cang überquerte die Veranda, als hätte er Feuer an seinen Versen. Dann, immer unter großem Lärm, brachte man Khuy in die Ambulanz. Natürlich war dieser ganze Aufwand dazu bestimmt, uns zum „Nachdenken“ zu bringen.

Man muß Khuy Gerechtigkeit widerfahren lassen: nie hat er seit seiner Überweisung in die Abteilung 1 an diesem Tag, bis zu seiner Entlassung, die Fahne der Feinde begrüßt oder Regierungssparolen geschrien.

In der Folge hörten wir von einem seiner Landsleute, der vor ihm in die Abteilung 2 gekommen war, daß er, als er aus Lokalpatriotismus versuchte, mit ihm über seinen „Widerruf“ zu sprechen, die folgende Selbstkritik von Khuy erhielt:

— „Ich dachte, daß sowieso die sieben im Tigerkäfig¹ schließlich sterben würden, so meinte ich, es sei vorzuziehen, daß ich in die Abteilung 2 überführt werde, um die Genossen über die Lage auf dem Laufenden zu halten, in allen Einzelheiten, die einzige Möglichkeit vielleicht, ein Mittel zu finden, um einige zu retten.“

... Wir blieben also nur noch sechs. Der Feind nahm uns jedes unserer Kleidungsstücke. Was er immer, vor jeder Folterperiode, tat. Und wieder trockener Reis, kein Salz, dazu als Getränk schlammiges Brunnenwasser, ein Drittel des Maßes (eine alte Kondensmilchdose).

Am 8. September hielten sie mir die folgende Rede:

— Drei von Ihnen, die Herren Minh, Mot und Sac haben widerrufen! Nun bleiben nur noch Sie, Herr Binh und Herr Hieu, die darauf bestehen, die Widerspenstigen zu spielen. Na, einer nach dem anderen haut ab, was zwingt Sie, sich hier zu verewigen?

— Jedem das Seine, warf ich zurück. Was mich betrifft, so bin ich fest entschlossen, nicht zu „widerrufen“.

— Pah! Jetzt bleibt nur noch ihr drei. Kleine Fische, wir können euch umlegen,

¹ Gefängnis, in das die „Unverbesserlichen“ gebracht wurden.

wann wir wollen, da fehlt's bei uns nicht. Los, widerruft die Partei. Dann sind wir um so eher quitt.

Ich lachte innerlich. Diese Kerle probierten die Teilungstaktik mit mir. Der Polizeichef hatte den Trick dem Mann mit dem Namen Hai Gac eingeredet, Chef der Sicherheitsabteilung und Verantwortlicher des Tigerkäfigs:

— Bringt doch drei von ihnen woanders hin, und sagt den anderen, daß sie widerrufen haben; möglich, daß sie es glauben und ihrerseits widerrufen.

Das taten sie dann. Sie brachten unsere drei Genossen Minh, Mot und Sac in irgendein anderes Gefängnis, und nahmen sich dann jeden von uns einzeln vor.

Anfang Oktober ließ der Mann mit dem Namen Hoan, der den Mann namens Pham Sao an der Spitze der „Umerzieher“ ersetzte, uns eines Tages auf die Veranda kommen. Dort warteten schon mehrere sorgfältig gekleidete Figuren.

— Sie haben sich geweigert, zu widerrufen, erklärte Hoan, und darüber wurde fürs Festland durch den Kapitän Bericht erstattet. Die Zentralgewalt hat also beschlossen, eine Kaderdelegation auf die Insel zu schicken, die sich mit Ihnen unterhalten wird. Hier Herr Thu, höherer Kader des zentralen Büros für Reeducation, Chef der Delegation, und hier Herr Thieu, Kader des Büros für Kriegspsychologie, stellvertretender Leiter der Delegation ...

So sah sich also ihre Zentralbehörde gezwungen, die Offensive gegen uns sechs direkt in die Hand zu nehmen.

Der Mann mit dem Namen Thu war ein kleiner Untersetzter, Thieu ein großer Schmaler. Diese beiden Spitzbuben führten vier andere, alle mit dem Auftrag, die „Umerziehungsmethoden“ auf der Insel kritisch zu überprüfen. Sie warfen denen hier vor, nichts anderes zu verstehen, als zwischen der „Denunzierung der Kommunisten, der Vernichtung der Kommunisten, Lobgesängen auf den Staat und dem Appell an den Selbstbewahrungstrieb“, dem unseren natürlich, hin und her zu schwanken, was ihr Unternehmen nur zum Scheitern bringen konnte. Sie sagten unter sich: „Mit diesen Leuten (sie sprachen von uns) ist das Wesentliche, ihre Auffassung von Heroismus und ihre Treue zum revolutionären Ideal zu brechen, es gibt keinen anderen Weg, sie zu besiegen.“

Sie verachteten die „Umerzieher“ der Insel und glaubten fest, uns mit ihrer Argumentation in Verlegenheit, uns zum Verstummen bringen zu können, um schließlich unsere Treue zu brechen.

Sie teilten sich in zwei Gruppen von drei auf, jede nahm sich drei von uns vor. Ich gehörte zu der Gruppe, mit der sich die Mannschaft von Thu beschäftigte. Er war leidenschaftlicher Katholik, hatte Prälaten-Manieren und sprach wie ein Priester auf der Kanzel, bisweilen salbungsvoll, dann schneidend, und immer mit einer unerschöpflichen Beredsamkeit.

An diesem Morgen nahmen sie uns auf der Veranda selbst vor:

— Wenn Sie sich geweigert haben, zu widerrufen, meine Herren, so deshalb, um Ihre Treue zu bewahren. Wir wissen das sehr gut. Deswegen haben wir auch nicht mehr die Absicht, Sie in diesem Punkt anzugreifen ... Schließlich ist der

Widerruf nur eine papierene Formalität, die von Herrn Bon eingerichtet wurde, vor langer Zeit, und da wir nun einmal damit angefangen haben, müssen wir nun einmal weitermachen, denn, sehen Sie, um diese Formalität abzuschaffen müßten wir die Erlaubnis der Zentralbehörde einholen, das würde ziemlich viel Zeit und Mühe kosten. Welchen Sinn kann der Widerruf in Wirklichkeit haben? Wir können lediglich Ihren physischen Körper hinter Schloß und Riegel bringen, aber wer könnte Ihre Gedanken verriegeln! Denken Sie nicht, daß widerrufen klein beigegeben heißt. Im Gegenteil, der Widerruf ist es eben, der Ihrer Verhaltensweise nützen wird. Wo liegt nun der Nutzen? In der Tatsache, daß Sie leben werden, Sie werden leben, um Ihren Kampf fortzuführen ... Sie unterschreiben das Widerrufungsformular, aber da ja Ihr Herz nicht dabei ist, kann es Ihnen ja nichts ausmachen, und niemand kann Ihnen daraus einen Vorwurf machen. Nein, sagen Sie, sind Sie in diesem Maß formalistisch, daß Sie sich, durch die einfache Verweigerung einer papierenen Formalität, zu Tod resignieren, alles als Plan hinterlassen, mitten im Kampf alles zurücklassen? Ach nein, Sie werden sich nicht als so aller Vernunft beraubt, als so wenig realistisch zeigen! Nicht wahr, meine Herren, die Treue zu den Prinzipien verträgt bisweilen Anpassungen, im Hinblick auf die Umstände.

Sie gingen noch weiter:

— Oder aber Sie haben die Absicht, heroische Reformatoren der Welt zu werden, Verfasser ungewöhnlicher Leistungen. Aber, ohne Vorteil für irgend jemand zu sterben, wie soll man da, bitte sehr, die Welt verändern und sich vom Gewöhnlichen unterscheiden?

Einer von ihnen fügte hinzu:

— Sie denken sicher wie Khuat Nguyen, der große chinesische Dichter: „Alles ist unklar auf der Welt, nur ich bleibe rein“, oder? Da sind Sie dem individuellen Heroismus verfallen, dem Sie sich eben genau widersetzen. Da stehen also Ihre Taten im Widerspruch zu Ihrem Ideal, finden Sie nicht?

Sie lösten sich auf dem Richterstuhl ab: es war klar, daß ihre Argumentation auf unsere Treue zielte, aber sie war nicht besser als die ihrer Vorgänger. Bestenfalls war sie etwas reicher an Bildern, etwas sophistischer. Das dauerte einen ganzen Morgen. Als sie uns verließen, faltete der Mann namens Thu seine Hände vor der Stirn und begann laut zu beten:

— Allmächtiger Gott, geben wir diesen Männern hier die Weisheit und die Klar-sicht, die ihnen fehlen. Allmächtiger Gott, rette sie.

Wir brachen fast in Gelächter aus. Ihm fehlten Klarsicht und Weisheit; er ist in der Tat unfähig, uns zu verstehen, und um so mehr, uns zu besiegen.

Am Nachmittag legte es die ganze Gruppe zuerst mit unseren drei Genossen Minh, Mot und Sac an, um sich dann uns zuzuwenden.

Wind kam auf, es regnete, die Veranda war feucht, und so brachten sie uns in den Käfig bei der Treppe und boten uns die gleichen Sachen wie am Morgen an. Nach einiger Zeit fragte mich der Mann mit dem Namen Thu:

— Also gut, was ist Ihre Meinung?

— Heute ist zu schlechtes Wetter, antwortete ich, um unsere Begegnung in die Länge zu ziehen. Ich werde also versuchen, Ihnen kurz unseren Standpunkt zusammenzufassen, auf die Gefahr hin, ihn später auszuführen, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet.

Ich gab ihm also eine kurze Schilderung unserer Kampfposition. Der Mann mit dem Namen Thieu wiegte den Kopf hin und her.

— Ihre Zusammenfassung ist kurz, urteilte er, und trotzdem sehr reichhaltig. Ich erlaube mir, Ihnen nur eine Frage zu stellen: ... lieben Sie ihre Partei noch?

— Und warum sollten wir sie nicht lieben, erwiederte ich, denn sie ist so, wie wir sie kennen?

— Wenn Sie Ihre Partei lieben, dann wenden Sie zweifellos ihre Prinzipien an, oder?

— Das versteht sich!

— Nicht so eilig. Nun gut, erlauben Sie mir, Sie zu fragen: nach dem Prinzip Ihrer Partei muß sich die Minderheit vor der Mehrheit beugen. Warum also bestehen Sie als die einzigen darauf, nicht zu widerrufen? Sie gehorchen also nicht mehr den Prinzipien Ihrer Partei, soweit ich sehe.

— Da Sie nichts von den Prinzipien unserer Partei verstehen, unterbrach ich ihn, wäre es sehr schwierig, Sie ihnen verständlich zu machen. Im Augenblick genügt es mir, Ihnen hier zu sagen, daß der Revolutionär, frei oder nicht frei, ob „Widerruf“ oder nicht, wer immer er auch sei, das gleiche Ziel hat: für die Wiedervereinigung des Vaterlandes zu kämpfen. Alle Wege führen uns dorthin.

Der Mann mit dem Namen Thieu senkte halb die Augenlider.

— Ah gut, ... schloß er, wenn Sie also nicht davon loskommen wollen, dann geben wir die Partei auf. Also gut . . . , auf Wiedersehen, meine Herren!

Sie standen auf, um wegzugehen, aber ich sprach sogleich weiter:

— Da Sie sich im Räderwerk der Regierung befinden, bitten wir Sie, der zuständigen Person diese Reklamation zu überreichen. Es kann Ihnen nicht verborgen geblieben sein, daß Ihre Regierung tötet, foltert, verhaftet und jahrelang in grausamer Weise Vietnamesen aus dem Land verbannt, wie Sie selbst sehen können. In diesem Zuchthaus sind fast tausend von uns gestorben, ohne die tauende der anderen, der Kranken, Behinderten, Sterbenden zu zählen, ... Wir sind der Ansicht, daß es weniger grausam wäre, uns zu töten, uns zu erschießen. Deswegen bitten wir Sie, dieses zu übermitteln: entweder solle man uns sofort erschießen, wenn man unseren Tod wünscht, oder, so lange man uns nicht exekutiert, soll man uns hier eine erträgliche Lebensweise zukommen lassen.

Der Mann mit dem Namen Thu unterdrückte gerade noch die gleiche Geste des Gebets wie am Morgen, um beide Hände auf seinem Hintern zu verstecken und zu murmeln:

— Ja, ja . . . natürlich . . . das kann getan werden . . . ja, ich, ich werde das der . . . Regierung überbringen.

Sie gingen im Gänsemarsch davon.

Und völlig enttäuscht fuhren sie noch am nächsten Tag in Richtung Festland davon, für immer darauf verzichtend, unsere Treue zu „brechen“.

Wenn man mit der „Vernunft“ nicht weiterkommt, ist es verführerisch, auf die Gewalt zurückzugreifen: ultima ratio. Dieser Versuchung widerstanden unsere Feinde nie. Da wir es oft genug am eigenen Leib erfahren hatten, überraschten sie uns nicht, als sie wieder begannen, uns zu begießen.

Dieses Mal begossen sie uns nur nachts. Und jede Nacht, nur dreimal hintereinander, zum ersten Mal um 9 Uhr abends, zum zweiten Mal um 1 Uhr morgens und zum dritten Mal um 4 Uhr morgens.

Das bedeutete, daß der Feind auf sein Blitzkrieg-Projekt verzichtet hatte. Seit der Prügelfolter des 27. März wußten wir aus Sachkenntnis, daß er einen Abnutzungskrieg vorhatte. Bei jedem Angriff ließ er einige von uns sterben, um die Moral derer zu erschüttern, die übrigblieben.

Dieses Mal zwangen uns die Schergen, unsere Kleider während des Begießens anzubehalten. Ihrem erforderlichen Geist fiel immer etwas ein, uns das Leben zu erschweren.

— Hinlegen, da unten! . . . Hinlegen, da unten . . . Ausstrecken, völlig, damit man euch begießen kann, nun los!

Und bei anderen Malen brüllend:

— Hingesetzt, das Gesicht nach oben . . . , hierher, zur Decke, damit man euch begießen kann, also los!

Und weiter:

— Aufstehen! . . . Arme an den Körper! . . .

Der Tigerkäfig war nie mehr trocken. Die Wände waren mit Wasser bis auf halbe Höhe getränkt, der wurmzerfressene Gips fiel überall ab. Der Zementfußboden war so rauh wie Sandpapier geworden, wenn man darauf ging, hatte man das Gefühl, daß die Fußsohlen zerschnitten würden. Zwischen unseren Zehen wurde die Haut scharlachrot und bildete Geschwüre. Wenn die Stunde des Begießens kam, schlügen wir unseren Körper mit der Schmalseite der Hand, um uns zu erwärmen. Tatsächlich kam das Warten auf das Begießen dem Warten aufs Schaffott gleich. Man fühlte sich schlecht in seiner Haut, dieses unruhige Gefühl ist sehr schwer zu beschreiben. Vielleicht war unser Hirn beschädigt, denn wir erhielten das Wasser mitten auf den Kopf. Das Warten war uns wirklich unerträglich, es machte uns nervös und aufgewühlt.

Im Schweigen der verlassenen Nacht erhob sich das Heulen des Windes, das Klingeln aneinanderstoßender Eimer, der Lärm der Stiefel, die die Treppe rauf- und runterstiegen, das alles machte uns eine Gänsehaut. Allein schon vom Hören, wenn man ruhig in seiner Ecke lag, bekam man das Zittern. Sie, sie waren in riesige Schals eingewickelt, eingepackt in wollene Sachen, mit Leder bekleidet, und aufrecht, von oben, sahen sie auf uns, unten liegend, zusammengekauert und

zitternd auf dem Fußboden, der aus Tausenden von Spitzen bestand, herab.
 — Mit welchem fangen wir heute an? fragten sie sich untereinander ganz laut.
 — Ja, ... heute werden wir mal mit dem Kerl Minh anfangen!
 — Minh? Wie geht's? Kalt, nicht?

Ein Wasserwirbel. Ein Aufheulen ... Wenn eine Stromstörung dazwischen kam, verschmähten sie nicht, ihre elektrischen Taschenlampen in Gang zu bringen, um zu prüfen, ob wir auch in der vorgeschriebenen Haltung waren.

Während dieser Zeit hatten wir Gesellschaft: 70 Genossen, die frisch aus der Abteilung 2 überführt worden waren, und in dieselbe Lage geworfen wurden wie wir ... So daß der Tigerkäfig von Menschen wimmelte und Tag und Nacht vom Lärm des Begießens, der Schläge widerhallte, denen ununterbrochen Schreie antworteten.

Von den 70 Neuen waren 65 bestraft worden, weil sie sich geweigert hatten, eine „gemeinsame Bittschrift“ zu unterschreiben, und fünf, weil sie versucht hatten, die Insel zu verlassen.

Tatsächlich beschloß der Feind am 26. Oktober, eine bestimmte Zahl der Gefangenen der Abteilung 2 aufs Festland zu überführen. Auf der Mole, kurz vor der Einschiffung, zwang er sie, eine „gemeinsame Bittschrift“ zu unterzeichnen, für das „Gnadengesuch beim Präsidenten Ngo“, mit dem „feierlichen Versprechen, ein loyaler Bürger zu werden“. 65 Genossen weigerten sich entschlossen, was uns ihre Gesellschaft einbrachte. Vor den Schergen, die mit der Operation beauftragt waren, erklärten sie, einer nach dem anderen:

— Ich habe am Widerstandskrieg gegen die französischen Kolonialisten teilgenommen, und nachdem der Frieden wiederhergestellt war, hat mich die Regierung Diem ohne den geringsten Grund bis zum heutigen Tag eingesperrt. Nun verlangt man von mir, ein Papier zu unterzeichnen, in dem ich dieser Regierung mein Vertrauen und meine Dankbarkeit ausdrücken soll, nun gut, das ist schließlich doch ein starkes Stück, und ich erkläre offen, daß ich keinerlei Vertrauen und keine Dankbarkeit dieser Regierung gegenüber hege. Na, welches Vorzugsregime habe ich denn genossen, um nun meine Dankbarkeit ausdrücken zu müssen, wo ich das Opfer einer gehässigen, barbarischen Behandlung bin ... Nein, nein, ich unterschreibe nichts, selbst wenn mich das meine Rückkehr aufs Festland kosten wird.

— Das werden wir sehen, wenn ich meine Familie gesehen habe. Die Regierung ist ziemlich umständlich: auf dem Festland verspricht sie uns die Freiheit wiederzugeben, wenn wir uns einverstanden erklären, an „Denunzierungskursen gegen die Kommunisten teilzunehmen“. Danach werden wir nach Poulo-Condore exiliert. In der Abteilung 1 versichert sie uns, daß uns die Freiheit in der Abteilung 2 erwarte. Aber da werden wir ohne Unterlaß geprügelt und eingesperrt. Sehen Sie, eine Menge von Leuten, die unterschrieben haben, sind nach einer gewissen Zeit wieder auf die Insel zurückgekommen. Ich habe kein Vertrauen, deswegen unterschreibe ich nicht.

Einige drückten sich kürzer aus:

— Das ganze Volk kämpft augenblicklich für die Wiedervereinigung. Wenn ich verspreche, mich ruhig zu verhalten, mit wem muß ich dann leben?

— Der Genosse B. hat unterschrieben und ist aufs Festland zurückgekehrt, das ist schon lange her, und trotzdem hat seine Familie noch kürzlich hierher geschrieben, um von ihm Nachricht zu bekommen. Also, wo hat ihn denn die Regierung hingepackt?

Sie brachten sie sofort in den Tigerkäfig und prügeln sie grausam. Am nächsten Morgen führte man sie wieder auf die Mole zum Fahnengruß.

— Grüßt die Fahne, danach werdet ihr zurückgeschickt.

Sie weigerten sich erneut. Die Schergen schleiften sie alle in einem Zug in den Tigerkäfig. Sie setzten sie grausamen Mißhandlungen und Folterungen aus, ebenso wie uns sechs. Sie hatten es besonders auf den Genossen Chuong abgesehen, der drei Gelegenheiten der Einschiffung abgelehnt hatte, weil er sich jedesmal weigerte, die „gemeinsame Bittschrift“ zu unterzeichnen.

Die fünf Flüchtigen waren keiner besseren Behandlung ausgesetzt. Sie hatten sich ein Floß gebaut, und wollten Segel setzen, zum Unglück stand der Wind nicht günstig und sie konnten das offene Meer nicht erreichen. Noch vor der Morgendämmerung hatte der Feind sie erspäht, holte sie mit einem Motorboot wieder rein, um sie sofort in den Tigerkäfig zu werfen, wo er sie entsetzlich folterte, um die Organisation dieses Fluchtversuches aufzudecken.

So daß während dieser Periode der Tigerkäfig drei Kategorien von Gefangenen einschloß: die erste, die der Feind nicht auf der Insel haben wollte, die sich aber weigerte, abzufahren, die zweite, die der Feind behalten wollte und die sich weigerte, zu bleiben, die dritte schließlich, wir selbst, mit denen er nicht wußte wohin und die sich in diesem Haufen mit dem Warten auf den Tod verewigte. Die Schergen, die über unsere Köpfe hinwegschritten, hörten nicht auf, Unsinn gegen die einen wie die anderen zu verzapfen.

— Die H... seiner Mutter! Diese 65 haben akzeptiert, sich jahrelang bearbeiten zu lassen, Sie brauchen nur ein Dankespapier zu unterschreiben, um unverzüglich integriert zu werden, und Sie weigern sich! Was soll denn das heißen?

— Die verfürffachten Dämonen da unten, ihr seid ja ganz schön unverschämt, ihr anderen! Ihr wagt, abzuhauen, bevor man euch die Erlaubnis gibt! ... Wir kapieren euch nicht!

— Und die sechs Ahnen, da! ... Sie weigern sich sogar, ins Lazarett zu gehen, sie bleiben da hingeklebt, und warten auf den Tod! Stahlnerven habt ihr, die anderen, wir würden das nicht eine halbe Nacht aushalten ...

Jedes Mal, wenn sie die 65 prügeln, die „Nichtunterzeichner“, lief der Scherge Tu Hoach zu uns, um uns zu sehen:

— Na, erkundigte er sich, hört ihr? So wird bei uns geprügelt! Beeilt euch zu widerrufen, sonst prügeln wir euch tot.

— Macht was ihr wollt, antworteten wir. Von widerrufen ist nicht die Rede.

Deswegen führten sie uns jedes Mal, ohne zu zögern, zu den anderen für die gleiche Tracht Prügel.

Während der gleichen Zeit brach in der Abteilung 2 ein ziemlich bewegter Konflikt aus, der großen Widerhall in Poulo Condore fand: die Opposition unserer Genossen gegen die Schändung der Gräber von Kommunisten, die in Hang Duong begraben worden waren.

Der Feind hatte heimlich den Plan gefaßt, in Poulo Condore eine militärische Intendanz als Flottenbasis zu errichten. Yankee-Ratgeber hatten die Möglichkeiten studiert. Man hatte sogar die Stelle als Absprungübungsplatz für die Fallschirmjäger benutzt. Und seit Monaten bediente sich der Feind der Gefangenen, um gerade eine Landebahn für die Luftwaffe in Co Ong zu bauen.

Deswegen war es für ihn unerlässlich, den Friedhof von Hang Duong einzuebnen. Aber er hütete das Geheimnis dieses Unternehmens sorgfältig, indem er es als „Bau eines Grabmonuments zur Erinnerung des authentischen Nationalrevolutionärs Nguyen An Ninh“ hinstellte. Indem er diesen klingenden Körner wirken ließ, schlug er zwei Fliegen mit einer Klappe, denn er hatte nicht nur die Absicht, uns unter dem Vorwand zu mißbrauchen, daß der Erinnerung an die authentischen Nationalrevolutionäre Respekt geschuldet wird, sondern außerdem würde er so die unwiderlegbaren Reliquien der Revolution beseitigen, die Gräber unserer Toten. Und was noch wichtiger war, er hatte es auf die letzten Bestände der Kampfmoral derer abgesehen, die schon „widerrufen“ hatten und sich zu diesem Unterfangen herablassen würden, um so bis aufs letzte das ihnen noch verbleibende politische Ansehen zu vernichten. Denn er würde nicht versäumen, ganz bestimmt nicht, großen Lärm um diese Tatsache zu schlagen, daß „Kommunisten die Gräber von Kommunisten schänden“.

Aber unsere Genossen der Abteilung 2 leisteten den heimtückischen Absichten des Feindes Widerstand, und sprachen sich ab, sich zu weigern, unsere Toten auszubringen, zu welchem Preis auch immer. So stieß sich der Feind an einem ebenso hartnäckigen wie unerwarteten Widerstand. Auf den Friedhof geführt, leisteten unsere Genossen Widerstand, der eine besser als der andere.

— Unsere hier begrabenen Genossen sind alle Revolutionäre im gleichen Rang. Warum also die einen ausgraben, um den anderen Platz zu machen? Wir machen nicht mit.

— Das sind die Gräber unserer Genossen ... Es genügt, daß ihr uns das Herz brecht, indem ihr uns hindert, sie zu besuchen und sie zu pflegen, indem ihr uns immer eingesperrt haltet. Um uns zu zwingen, sie auszugraben, da könnten wir gleich unser Gewissen begraben ...

Trotzdem ließen die Schergen sofort mit drei ihnen ergebenen Gefangenen einen Hügel niedermachen, der neben dem Grab von Nguyen An Ninh lag. Vom Grund des Grabes warfen sie Gebeine an die Oberfläche, an denen noch Fleischfetzen hingen. Unseren Genossen standen die Tränen in den Augen. Darauf antworteten die Schergen, indem sie ihren Kreaturen zuriefen, die Genossen in den

Graben zu stürzen, den sie erweitern mußten, um weitere Gebeine zu suchen. Jedesmal, wenn sie versuchten, nach oben zu steigen, stieß eine Folge von Schlägen sie wieder hinab. Sie waren mit Erde und Blut beschmiert, und selbst das Fleisch der Toten klebte an ihrer Haut. Während die Schläge nur so niederprasselten, blieben einige vor den Bergen der Gebeine verneigt:

— Ich verspreche, euch zum Vorbild zu nehmen, Genossen ...

Es herrschte ein solches Durcheinander, daß die Männer namens Tam, Ut und schließlich The, der sich ihnen zugesellte, die Truppe zu Hilfe rufen mußten. Unter deren Kommando kreiste eine Gruppe von Soldaten, bewaffnet mit Maschinengewehren, ja sogar mit Granatwerfern, unsere Genossen eng ein. Dann stellten sie an jeder der vier Ecken einen Haufen riesiger Rohrstücke von der Stärke einer großen Zehe auf. Eine ganze Legion von Schergen, Soldaten und von hunderten von Gefangenen, die für die niedrigsten Arbeiten herangezogen wurden, drängten unsere Genossen in die Mitte des Vierecks und prügeln sie da aus vollem Herzen, dabei jeden durch das Prügeln zerbrochenen Rohrstock wegwerfend, um mit der gleichen Geste einen neuen aus dem Haufen zu ergreifen. Diese Massengeißelung dauerte fast einen Nachmittag, bis die vier Haufen der Rohrstücke aufgebraucht waren. Der Boden war mit ausgefransten Rohrstockenden übersät, die wie kleine Besen aussahen. Und der Sand des Strandes rötete sich, getränkt vom Blut unserer Genossen. Keiner von ihnen war bereit, mit Schaufeln und Hacken die Gräber unserer Toten zu entweihen.

Am Ende war es der Feind leid und mußte seinen Plan aufgeben, die Gebeine der Kommunisten auszubringen, um den Friedhof von Hang Duong einzuebnen.

— Wirklich hart, politische Inhaftierte zu verwalten! ließ sich der Mann namens The entgleiten.

Als wir von den Ereignissen dieser dramatischen Sache erfuhren, waren wir überglücklich und voller Bewunderung für unsere Genossen aus der Abteilung 2. Die Schläge und die Wasserwirbel schienen uns weniger hart.

Unaufförlich begossen sie uns und schlugen uns während einer Periode eiskalten Windes, d. h. von Oktober bis Dezember, dann Januar ... unsere Gesundheit war nicht mehr als ein erlöschendes Licht.

Der Mann mit dem Namen Hai Gac, Flüchtling aus dem Norden, der von unserer Regierung damals verurteilt worden war, wandte uns gegenüber die Methode an, die man mit diesen Worten ausdrücken kann: „Hunger und Kälte zerschneiden die Eingeweide.“ Er begoß uns also und entzog uns die Nahrung. Unser Hunger dauerte schon drei Tage, als einer der Schergen zu Hai Gac bemerkte: „Sie werden es nicht mehr lange machen, Chef!“ und der sich daraufhin beeilte, um sich mit eigenen Augen von der Sache zu überzeugen; er gab sofort Befehl, uns wie vorher zu ernähren. Aber das kostete ihn derartige Überwindung, daß er fortfuhr, uns einen Tag hungern zu lassen, immer sonntags.

Von Zeit zu Zeit, wenn die Lust ihn überkam, zerrte uns der Mann mit dem Namen Tu Hoach auf die Veranda, für eine Prügelsitzung. Wir mußten uns an

einen Pfeiler anlehnen, die Hände wurden hinter dem Pfeiler gefesselt und die Beine am benachbarten Pfeiler angekettet, so daß wir sie nicht bewegen konnten, danach machte er sich an die Arbeit. Er liebte es, uns Fußtritte in die Brust zu versetzen, entweder mit der Spitze der Schuhe, uns gegenüber, oder, den Rücken uns zugewandt, mit dem Absatz. Unterdessen versetzten uns seine Helfershelfer, Gefangene, die seine Handlanger geworden waren, unzählige Stockschläge auf die Gelenke.

Sie schlugen uns nicht tot, nein. Sie schlugen uns nur, um uns mit allen Mitteln zu quälen, um uns nach besten Kräften zu terrorisieren, bis wir das Bewußtsein verloren. Erst dann hörten sie auf, lösten unsere Fesseln und warfen uns schohnungslos in den Käfig.

Während wir so tausend Tode durchmachten, gab uns die Gemeinschaft Lebensgeist und Kraft. Eines Abends, nach dem Bießen um 9 Uhr, als ich zusammengekrümmt versuchte, mich zu erwärmen, indem ich mich hier und da linkisch massierte, flüsterte der Genosse X. mir zu:

— Eine gute Nachricht, Genosse!

— Welche? fragte ich, mich mit einem Satz aufrichtend.

— Die Meinung der Genossen von der Abteilung der Gefangenen, die verurteilt worden sind.

Im Handumdrehen war ich, ich weiß nicht wie, dicht bei ihm, so daß ich ihn berühren konnte.

— Und weiter?

— Die Meinung, nach der der Kampf gegen den Widerruf und die Umerziehung völlig der Position und den ideologischen Prinzipien der Partei entspricht.

— Was noch?

— Die Genossen sind voller Bewunderung für den Kampf, den die Abteilung 1 führt, und für euren Entschluß, bis zum Ende zu kämpfen.

Ach, so kurz diese wenigen Worte waren, sie bedeuteten alles für uns! Das war eine Freude für uns, eine solche Freude, daß wir nicht mehr schlafen konnten, daß wir uns am liebsten aus vollem Halse gegenseitig zugerufen hätten, um diese Nachricht gemeinsam zu genießen. So stimmte also auch die Abteilung der „Verurteilten“ unseren Aktionsanweisungen zu.

Bis dahin nagte der Skrupel in uns, obwohl wir als Richtlinie „Bravour, Entschlossenheit, Opfer im Kampf gegen den Widerruf“ gewählt hatten, daß wir nicht vorher mit der großen Mehrheit unserer Genossen darüber diskutieren könnten.

Aber seither hatten alle, einer nach dem anderen, ihre Zustimmung gegeben. Was konnte uns mehr stärken, aufrichten und erfreuen? Unser Herz begann, in diesem Punkt zur Ruhe zu kommen, nun völlig befreit von jeder ängstlichen Unschlüssigkeit was unsere Aktionsrichtlinien betraf. Die Einsicht wurde uns immer klarer, daß auf unserem Kampfesweg die Partei und die Kollektivität uns immer führen und uns aus nächster Nähe unterstützen würden.

In dieser Nacht ließen mir meine Gedanken keine Ruhe. Ich sagte mir: das Rad der Geschichte bewegt sich unaufhaltsam voran, objektiv gesehen, auch für jeden Menschen. Wenn ich nicht dazu beitragen kann, es mit meinen eigenen Händen zu beschleunigen, so muß ich mich doch wenigstens daran fest anklammern, um mit der gleichen Bewegung voranzukommen. Es wäre sehr gewagt, sehr gefährlich, aufzugeben. „Widerrufen“ würde eben genau bedeuten, den Unterschlupf verfehlen, sich überrennen lassen, selbst aus dem Rennen ausscheiden. Und wenn man unglücklicherweise den Weg des Verrates wählte, dann würde das heißen, sich ganz einfach quer zu diesem Rad zu legen und sich wie das Korn von der Mühle zermahlen lassen.

Ich erschauerte. Plötzlich erschienen mir in Gedanken alle diese Bilder des Versagens, der Degeneration, des Verrats in ihrem ganzen Abscheu. „Widerrufen“, das Rad der Geschichte loslassen? Unmöglich! Nie! Bis zum Ende in den Reihen bleiben! Sich festklammern, bis zum Ende!

Der Feind fuhr fort, uns am Tag zu schlagen und nachts zu besießen. Man muß zugeben, daß diese Mißhandlungen und diese ständige, fortgesetzte, ununterbrochene Verfolgung auf die Dauer äußerst schädlich waren. Gedanken der Niederlage wuchsen wie die Pilze nach dem Regen, und so wie man sie sprießen ließ, nutzten Kälte und Schmerz die Gelegenheit, um noch fürchterlicher an uns zu zehren, so daß man beim Gedanken an den nächsten Tag von Furcht, Angst und Müdigkeit befallen wurde.

In diesen Momenten mußte ich mit allen meinen Kräften kämpfen, indem ich intensiv an die Partei, an das Volk dachte, dann gelang es mir, mich von diesen defaitistischen Gedanken zu befreien.

„Vor allem“, sagte ich mir, „muß man sich nicht einbilden, daß man über alle Welt erhaben ist, nur weil man bis zu diesem Tag durchgehalten hat, und daß also nichts mehr in Zukunft uns beschämeln kann, vor wem auch immer. Vor allem nicht denken, daß man, wenn man für die Sache stirbt, nur ins Gras beißt wie jeder andere auch, denn selbst, wenn später die Partei von dir spricht, bist du nicht mehr da, um dich daran, und was die lebendige Zukunft betrifft, zu freuen . . . Solche Gedanken sind nichts als Berechnung, die von persönlichen Interessen und von den Schwierigkeiten des Augenblicks ausgeht. Die individuelle Vollendung und Zukunft sind in der Zukunft und der Vollendung der Revolution beschlossen. Wie könnte man sich diese ohne jene vorstellen? Die individuelle Vollendung und Zukunft sind das Werk der Partei und des Volkes, könnte man sie je aus sich selbst heraus, aus dem Nichts hervorbringen? Als Individuum kennen wir nur eins: auf den Positionen und entsprechend den ideologischen Prinzipien des Marxismus-Leninismus, der Parteilinie kämpfen. Das ist der wesentliche Faktor des Sieges.“ So sprach ich zu mir selber.

Unser Körper ließ uns Tag und Nacht leiden. Die geringste Berührung verursachte uns Schmerz und der geringste Gedanke war eine Versuchung. Wirklich, man hatte nur während des Schlafes Ruhe. Und selbst da! Wovon träumte man

nicht . . . Der Feind umzingelte uns, belagerte uns, trieb uns in die Schatten des Todes. Und dort, am Grund des schwarzen Loches erschien ein winziger Ausgang, wie ein schwaches Licht vor unseren Augen, zu dem uns unser Selbsterhaltungstrieb immer hinzog. Aber wir wußten sehr gut, daß dieser Ausgang ein fataler Ausweg war, die furchtbarste, schrecklichste Falle, der Fehler in unserem Panzer, wenn wir uns unglücklicherweise dabei packen ließen. Dorthin ausweichen hieß „widerrufen“. Widerrufen um zu leben, leben um zu widerrufen.

In Wirklichkeit konnte unser Körper die Leiden nicht mehr ertragen. Aber die Moral war bemüht, standzuhalten, zu kämpfen, sich aufzulehnen . . . Zu jeder Stunde, in jeder Minute, zogen sie uns von einer Seite auf die andere in einer unerträglichen Spannung. Und was noch schlimmer war, in unserem Geist selbst standen sich Kampfgeist und Defaitismus mit Beständigkeit und Heftigkeit gegenüber. Die defaitistischen Gedanken waren beharrlich, zäh, und ließen uns ebensowenig los wie ausgehungerte Blutegel. Kaum hatte man sie vertrieben, schon ließen sie wieder das Ende ihres Schwanzes blicken, neugeboren wie ein Phönix aus seiner Asche. Jedesmal erwachte man aus einem bewegten Schlaf, der Schmerz ergriff Besitz vom Körper und öffnete den defaitistischen Gedanken die Tür.

Nie zuvor hatte ich mir diese wesentliche Wahrheit zu eigen gemacht, daß man nämlich den Klassenfeind nicht außerhalb seiner selbst besiegen kann, bevor man nicht den ideologischen Feind in sich besiegt hatte. Diesen letzteren niederwerfen, war keine bequeme Sache. Er verbirgt sich gut, verhüllt sich wunderbar, er kleidet sich in passenden Putz, ganz entsprechend dem „Herzen und der Vernunft“. Es genügt, daß man es ein wenig an Strenge, an Härte gegen sich selbst fehlen läßt, am Willen, bis zum Schluß durchzuhalten, an Hartnäckigkeit, den Feind bis in seinen letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, um ihn interessant und sogar verführerisch zu finden. Im Gefängnis sind die defaitistischen Gedanken eins mit allem, was ein persönliches Leben ausmacht: das eigene schmerzende Fleisch, und dieses andere Fleisch, das auch dazugehört: seine Frau, seine Kinder . . . sie drängen sich in Beschlag nehmender Weise auf: der klare Blick des zuletzt Geborenen, die sanfte Stimme der Frau, der Sirenengesang der trügerischen Argumentationen: „Vielleicht braucht die Revolution noch mehr von uns? Warum also hier krepieren? Hier verfaulen, und jetzt, wirklich, ist das der geeignete Moment, und der geeignete Platz? Ist das nicht überflüssige Verschwendug?“

Wir hatten den Eindruck, daß alle Zellen unseres Organismus sich sträubten und das Leben forderten. Worauf man untertags Lust hatte, davon träumte man unweigerlich nachts. Und da es an allem fehlte . . . Man erlaube mir, nur von einer kleinen alltäglichen Misere zu sprechen, banal unter den vielen anderen, der man keine Aufmerksamkeit schenkt, wenn man nicht dazu gezwungen ist: z. B. das Fehlen von Toilettenpapier. Weder Papier, noch ein grünes Blatt, denn wir kamen nicht raus in die Natur, nicht der kleinste Stoffetzen. Der Feind macht

sich ein tückisches Vergnügen daraus, uns dies vorzuenthalten. Aber wie soll man auf ein so elementares Bedürfnis verzichten! Jeden Tag also fabrizierten wir unser „Papier“, indem wir einige Reiskörner kleinrieben, um daraus einen Teig zu machen, den man dann zu einer dünnen Schicht auf dem Boden verstrich und trocknete: und so hatten wir ein Stückchen „Papier“, nicht viel breiter als eine Streichholzschaetzel, das reichte!

Was ist das schon, werden Sie mir sagen. Ich gebe es gerne zu. Aber vergiftet das nicht das Leben? Ich bin sicher, daß Sie mir zustimmend antworten werden. Physiologisch gesehen, ob man nun groß oder klein, dicklich oder eher mager, kräftig oder gebrechlich ist, alle befinden sich in der gleichen Lage, in dem Sinn, daß sich niemand an Schmerz, an Kälte und Hunger gewöhnen kann. Der einzige Unterschied besteht im Kampfeswillen und in der Energie. Wenn es daran fehlt, erwartet uns unterwegs der Verzicht, ob man nun kränklich oder vollblütig ist.

Ich verstand sehr gut, daß der Wille und die Energie zum Kampf ohne Unterlaß neu geschmiedet werden mußten, oder sie sanken auf den Nullpunkt. Dann würde man zum Pol des Individualismus hingestürzt werden, in einen eisigen Abgrund. Von da an wären die Interessen der Revolution eingefroren, das Blut der Genossen würde die Farbe verlieren und der brennende Haß würde sich in eisigen Schrecken verwandeln.

Nicht eine Sekunde lang durfte ich meine Wachsamkeit aufgeben, nicht das geringste Nachlassen war für die Erhaltung der proletarischen Ideologie, die ich in mir trug, gestattet. Ich mußte ständig meine Kampfposition gegen den „Widerruf“, gegen die Kapitulation vor dem Feind neu festigen, ich mußte mir ständig in Erinnerung bringen, mich immer zu bemühen, die ruhmreichste Aufgabe für ein Parteimitglied gut durchzuführen: sein ganzes Leben lang der Revolution dienen.

In jedem Saal, den ich kannte, habe ich nie versäumt, irgendwo diese Worte in die Wand zu ritzen: „DER REVOLUTION SEIN GANZES LEBEN LANG DIENEN.“

Am Ende von viermonatigen Verfolgungen, mitleidlosen Mißhandlungen, hatte der Feind seinen Griff immer noch nicht gelockert. Die Schergen ließen sich noch einfallen, uns unsere Schalen und unsere Stäbchen wegzunehmen. Von nun an gossen sie unseren Reis auf den Boden, und wir mußten uns ihm auf allen vier nähern, um ihn aufzusammeln. Und wo schütteten sie den Reis hin? Auf die Schwelle unseres Käfigs, an die Stelle, an der wir unsere Notdurft verrichteten. Tatsächlich hatten sie uns seit geraumer Zeit keinen Holzeimer mehr gegeben, und so mußten wir uns auf der Schwelle des Käfigs erleichtern. Anfangs kamen sie noch täglich einmal — mit Sand, Besen, Wassereimer, aber seit einem Monat hatten sie das nicht mehr angerührt. Der Unrat häufte sich auf unserer Schwelle, überall lag er herum, er floß herunter und bildete Urinlachen. Und da schütteten sie unsere Nahrung hin! Zu den vorgeschriebenen Zeiten

kamen sie, öffneten die Tür, schöpften einen Napf Reis, und hopp, gossen ihn auf den Haufen, schlossen die Tür und gingen zufriedenen Herzens davon. Dann schllichen wir uns schweigend zur Schwelle und sammelten unsere tägliche Ration Korn für Korn auf.

Natürlich haben wir gegessen! Und warum sollten wir nicht essen? Solange wir am Leben waren, blieb das Problem unserer Existenz vor den Augen des Feindes voll und ganz bestehen, es war an ihm, uns darum zu bringen, Essen und Trinken gehörten ihm. Solange wir am Leben waren, mußten wir das Beispiel für unsere Genossen in der Abteilung aufrechterhalten, um sie zum Kampf gegen den Feind zu ermutigen. Wir mußten entschlossen die Fahne der Partei der Avant-Garde hochhalten, diese mit dem Blut tausender Genossen getränktes Fahne, die im Lauf der vielen Jahre des gnadenlosen Kampfes gefallen waren.

Wir zwangen uns, zu leben, und deswegen mußten wir zuerst überleben. Jedesmal, wenn wir den Käfig verlassen konnten, aus irgendeinem Grund, rissen wir alles Grüne bis zum wild wachsenden Gras aus, das bei den Kothäufen wuchs, um daraus eine natürlich wenig appetitanregende Nahrung zu machen, aber immerhin Nahrung, die unser Leben, wenn auch nur um ein wenig, verlängerte. Ich habe es lange ausgehalten, aber auch ich spuckte eines Tages Blut. Wir spuckten alle sechs Blut, aber der am ärgsten Befallene war der Genosse Hieu.

Wegen der Anwesenheit der 65 „Nichtunterzeichner“ im Tigerkäfig, die man aus der Abteilung 2 gebracht hatte, fehlte es uns an Platz, so daß man uns zu mehreren in ein Abteil steckte. Binh und ich wohnten in einem Abteil zusammen, neben uns war Hieu, der wegen seines ernsten Zustandes alleine war. Durch die gemeinsame Mauer hörten wir deutlich, wie unser Genosse sich beklagte, jedesmal, wenn er hustete: „Ich werde sterben ... Blut, eine ganze Schale voll ...“ Und wir beklagten ihn unendlich. Denn wir liebten ihn alle und bewunderten ihn sehr. Als wir früher über die Verhaltensweise, die wir uns gemeinsam im Tigerkäfig auferlegten, diskutierten, waren die Beiträge von Hieu die scharfsinnigsten, die solidesten, die repräsentativsten.

Mein Herz zog sich jedesmal zusammen, wenn ich ihn stöhnen hörte: „Bald der Tod, ... Blut, eine ganze Schale voll.“ Der Tod, wir waren alle bereit, ihn auf uns zu nehmen, aber Hieu war der erste, den der Tod wählte. Noch jetzt kann ich nicht an ihn denken, ohne daß sich mein Herz zusammenzieht. Trotz seiner mehr als fünfzig Jahre hatte er außerordentlich schöne Augen von kristallener Klarheit. Man meinte, nichts Unreines, nichts Unklares könnte sich in ihnen widerspiegeln. Sie hatten nur Platz für die edelsten Gefühle, Offenheit, Aufrichtigkeit, Spontaneität. Oft hatte ich den Eindruck, wenn ich seinen Blick auffing, daß er es für eine große Ehre hielt, hier im Tigerkäfig zu kämpfen.

Als der Feind sah, daß er viel Blut verlor, stürzte er sich nur um so mehr auf ihn. Die Schergen sagten zueinander über unseren Köpfen:

— Mensch, der blutet wie ein Stier, der da! Der ganze Fußboden ist voll!
— Bericht beim Chef! Befehl, ihn zusätzlich zu begießen!

Und jetzt machen sie es mit ihm wie früher mit Tin, dachte ich. Tin machte einen Hungerstreik, sie hatten ihm bei der gleichen Gelegenheit nichts mehr zu trinken gegeben, damit er schneller sterbe. Jetzt, wo Hieu sein Blut ausspuckt, begießen sie ihn noch stärker. Schwierig das durchzuhalten!

Hieu blieb niedergekniet, spuckte sein Blut und wurde reichlich begossen. Binh und ich sagten uns: „Nur Hieu kann die Aufrichtigkeit so weit treiben, wirklich! Vielleicht sollten wir die Blutspuren beseitigen? Wenn sie weniger sehen, ist es möglich, daß sie ihn nicht in den Tod treiben?“

Jedesmal, wenn wir selber Blut spuckten, entfernten wir sorgfältig jede Spur. Wir tobten innerlich, Hieu nicht zuflüstern zu können, ebenso vorzugehen, der Genosse X. war in diesen Tagen nicht da.

Am 24. Dezember hörten wir Hieu fragen:

— Laßt mich den Polizeichef sehen.
— Unmöglich, antwortete der Scherge Nam Trong. Der Chef ist beschäftigt. Hieu begann von neuem, um so beharrlicher, aber mit immer gleichbleibender Stimme (seine Stimme war immer gleich, selbst wenn er mit dem Feind sprach):

— Also gut, wenn ihr mich diese Nacht wieder begießt, zerschmettere ich mir den Schädel an der Wand.

— Die H... deine Mutter, fluchte Nam Trong, diese Nacht bin ich nicht im Dienst!

In der Weihnachtsnacht, beim Begießen um 9 Uhr, riefen die Schergen zu Hieu:

— Paß auf, wir begießen dich, als ob nichts wäre!

Mehrere Eimer gingen über ihn hin. Hieu schrie:

— Ich zerschmettere mir den Schädel.

Ein schweres Geräusch, dem ein Fallgeräusch folgte. Hieu hatte seine letzten Kräfte zusammengerafft, um sich auf die Seite zu heben, war mit Hilfe seiner Hände aufgestanden und hatte sich mit dem Kopf zuerst gegen die Mauer geworfen. Aber seine Kräfte verließen ihn, es fehlte an Schwung, sein Kopf stieß an die Wand, als ob er mit dem Fuß ausrutschte und er fiel auf den Boden.

Von neuem schrie er:

— Man soll mich sofort totprügeln! Begießt mich mit fünfzig, sechzig Eimern! Ich werde niemals bereit sein, zu widerrufen!

Seine aufrichtige, spontane Art schien selbst in den Worten durch: „Ich werde niemals bereit sein, zu widerrufen.“ Ein ungeheures Mitgefühl durchströmte uns, als wir diese Worte hörten: „Ich werde niemals bereit sein, zu widerrufen!“

Van, der Scherge, über uns, begann zu lachen:

— Ha ha! ... Zerschmettere dir den Schädel, noch einen Schlag, wenn du kannst, mal sehn!

— Nicht nötig, daß du es mir sagst, warf Hieu zurück, wenn mir genügend Kräfte blieben. Wilde Tiere seid ihr!

— Ah so ist das gemeint! ... kläffte Van. Begießt ihn pausenlos, los, die anderen!

Das Wasser ergoß sich in Kaskaden. Einer, zwei ... der Tigerkäfig blieb in Todesschweigen versteinert. Sie überschütteten Hieu mit fünfzig Eimern nacheinander. Wir zählten jeden einzelnen, und jeder war wie ein Dolchstich in unser Innerstes.

Sie räumten kurz vor der Morgendämmerung das Feld und wir nutzten die Gelegenheit und schleppten uns zur Bretterwand, legten das Ohr dagegen um zu erfahren, ob Hieu noch atmete. Da die Aufseher des Ordnungsdienstes völlig erschöpft auf den Bänken am anderen Ende des Käfigs lagen, ziemlich weit von uns entfernt, wagten wir es, ihn zu rufen.

— Genosse Hieu, nun, wie geht es?

Wir hörten, wie er den Kopf bewegte, sicher um sich in unsere Richtung zu bewegen:

— Ich wünsche euch, daß ihr bei guter Gesundheit bleibt, antwortete er stockend. Ich, ich breche zuerst auf.

„Ich breche zuerst auf.“ Was konnte er damit meinen? „Aufbrechen“ hieß in der Sprache der Insel „widerrufen“. „Widerrufen“, Hieu? Er? Unser Herz, unser ganzer Körper erstarrte bei diesem Gedanken. Wenn das wahr war, dann ... Oder aber er meinte: „nach Hang Duong aufbrechen“ dem Friedhof, wie man auch auf der Insel sagte.

Zusammengefallen auf dem Zement, einer gegen den anderen gekauert, versuchten wir, Ordnung in unsere Gedanken zu bringen. Wir versuchten zu verstehen, was Hieu mit „aufbrechen“ meinte, indem wir ihn uns inmitten einer Lache kalten Wassers liegend vorstellten, der Körper heruntergekommen, die Haut auf den Knochen ... O Hieu, mein Genosse! Deine Aufrichtigkeit, deine Spontaneität waren so groß, daß du dir nicht vorstellen konntest, daß ein so einfaches Wort Anlaß zu den umständlichsten Ausdeutungen geben könnte, die dazu gemacht waren, uns in einen Abgrund bedrückender Unentschlossenheit zu stürzen.

Die Morgendämmerung brach durch, als es auch in uns heller wurde, und wir sagten uns gegenseitig, mit gleicher Stimme:

— Ganz bestimmt kann Hieu nicht widerrufen. Ein Mann wie er widerruft nicht!

In dem Fall konnte „aufbrechen“ nur den Sinn von „sterben“ haben. Hieu, mein Genosse! Du wirst „widerrufen“ und wir würden leiden; du wirst sterben, und wir werden zerrissen sein! So empfanden wir die Situation in diesem Moment. Wir blieben eine gute zeitlang regungslos, den Rücken gegen die Wand und die Knie unters Kinn gezogen, als Nam Trong vorbeikam:

— Hieu! schrie er ... Hieu los, Hieu, na, sag mal! ...

Nachdem er ihn etwa zehn Mal vergebens angerufen hatte, kam er auf uns zu.

— Tinh, Mau, sagt mal, ihr da, hört mal hierher. Kommt ... (er kehrte wieder zu Hieu zurück) ... Hieu! Hieu! ... Sprich schon! ... (er kam wieder zu uns) ... Da, stumm wie das Grab! Seht mal da den Kerl Hieu, ähnelt er nicht einem krepierenden Frosch? Noch ein wenig und er wird krepieren ... Wenn man zu

lange braucht, um sich zu entscheiden, wie Hieu, paßt auf, daß es nicht zu spät ist! Los, Tinh, Mau, los, ich hab gesagt, ihr sollt herkommen!

Wir rührten uns nicht und sagten nichts.

Nam Trong begann zu schreien:

— Macht die Klappe auf!

Dann, zu uns:

— Man gestattet euch, einen Blick zu tun, warf er uns zu.

Wir schlepppten uns nach draußen und sahen ... wir sahen ein Skelett, unter einer nackten Haut, völlig pergamentfarben, eine sitzende Form, den Kopf auf die Seite gestützt, die Haare zerzaust und noch tropfend. Das Blut rötete breite Wasserlachen. Ein Stück ausgestoßener Darm hing am After wie ein Schwanz ... Nam Trong schrie weiter: — „Hieu! ... Hieu, du da! Hieu, los, sprich schon!“ Aber Hieu antwortete nicht und sprach nicht.

Der Inspektor des Dienstes trat ein, packte Hieu beim Ohr und schüttelte ihn; aber schon war Hieu nicht mehr als ein steifer, erstarrender Kadaver.

Ruhmreich waren unsere Siege im vergangenen Jahr.
Dieses Jahr wird sicher noch größere an der Front erleben.
Für Unabhängigkeit, für Freiheit,
Kämpfen wir bis die Yankees abziehen und die Marionetten zusammenbrechen.
Vorwärts! Kämpfer, Kompatroten,
Norden und Süden vereint, kann es einen schöneren Frühling geben!

Einführung und Materialien

Im Frühjahr dieses Jahres gastierte die Kulturtruppe der Demokratischen Republik Vietnam (DRVN) in Paris. Es war das erste Gastspiel dieser Truppe im westlichen Ausland. Bei dieser Gelegenheit konnte ich mit dem stellvertretenden Kulturminister der DRVN, Cu Huy Can, ein längeres Gespräch über die kulturelle Arbeit in Vietnam führen. Die Ausführungen des Ministers Cu Huy Can wurden ergänzt durch Informationen aus französischsprachigen Publikationen der DRVN über das kulturelle Leben des Landes. Außerdem stützte ich mich in dieser Einführung auf das soeben beim Verlag Neues Leben in Berlin erschienene Buch „Bevor der Morgen graut — Vietnam zwischen Krieg und Sieg“ von Kurt und Jeanne Stern, die schon in Spanien, Frankreich und Mexiko im antifaschistischen Kampf standen und 1967 einen ersten ausführlichen deutschsprachigen Augenzeugenbericht über Vietnam im Krieg veröffentlichten („Reisfelder-Schlachtfelder“, Mitteldeutscher Verlag, Halle).

I.

Die vietnamesische Kultur unterscheidet sich in einem Punkt wesentlich von der europäischen Kultur: in Europa lieferten die breiten Volksmassen mit ihrer Arbeit die materiellen Voraussetzungen zur eigentlichen kulturellen Produktion, an der sie selbst aber nicht beteiligt waren. Die Traditionen der Volkskunst verkümmerten weitgehend und starben mit dem Aufkommen kapitalistischer Produktionsverhältnisse fast vollständig ab. Die kulturelle Produktion wurde ein Privileg der Herrschenden, im Feudalismus wie im aufkommenden Bürgertum und in der heutigen Klassengesellschaft.

In Vietnam hingegen war die Schicht der herrschenden Aristokratien dünn gesät und zur Ausbildung eines starken Bürgertums ist es, trotz des Aufschwungs des Handels im 17. Jahrhundert, nie gekommen. Kulturell stand der vietnamesische Feudalismus unter dem Einfluß Chinas. Die Hofsprache war chinesisch. Die Staatsbeamten, die Mandarine, wurden nach einem Wettbewerbssystem rekrutiert. Trotz der chinesischen Oberherrschaft im 1. Jahrtausend u. Z. gelang es China nicht, die breiten Volksmassen zu assimilieren. Sie sind vielmehr die eigentlichen Träger einer nationalen Kultur geworden, sie haben das Erbe der Nationalsprache in mündlicher Überlieferung bewahrt und weitergebildet. Das Nationalbewußtsein des vietnamesischen Volkes entfaltete sich sehr früh infolge der

ständigen Invasion aus dem Norden, gegen die die Volksmassen die entscheidende Kraft stellten. So kennt die vietnamesische Geschichte eine Fülle populärer Nationalhelden, wie die Schwestern Trung aus dem 1. Jahrhundert u. Z., oder den General Tran Hung Dao, der im 13. Jahrhundert die Mongolen durch eine Kriegslist am Fluß Bach Dang besiegte, nachdem sie selbst China erobert hatten, oder auch Nguyen Trai, der im frühen 15. Jahrhundert mit Le Loi zusammen gegen die chinesischen Invasoren der Ming-Dynastie siegreich gekämpft und das erste große Versepos in vietnamesischer Sprache hinterlassen hat, das Unabhängigkeit und Freiheit des Volkes besingt, und schließlich Quang Trung, der Bauernkaiser, der mit seinen beiden Brüdern den Aufstand Tay Son am Ende des 18. Jahrhunderts gegen den degenerierten Feudalismus führte. Der Kampf um Unabhängigkeit und Freiheit zieht sich durch die Geschichte Vietnams und hat entscheidend seine Kultur geprägt.

Die Sprache spielt in der Entwicklung der vietnamesischen Kultur eine vorrangige Rolle. Dadurch, daß eine Schriftsprache sich erst seit dem 11. Jahrhundert herausbildete — die Phonetik der vietnamesischen Sprache wurde mit chinesischen Buchstaben wiedergegeben, die sogenannte „chu-nom“ Schrift —, hat sich die Sprache vor allem durch mündliche Überlieferung und im täglichen Gebrauch bewährt und weitergebildet. Durch das stark ausgeprägte Nationalbewußtsein konnte sie selbst während der tausendjährigen chinesischen Oberherrschaft dem Volk nicht entfremdet werden. Unter den Herrschern der Lê-Dynastie im 15. Jahrhundert wurde sie zur Sprache des Hofes erhoben. In den folgenden Jahrhunderten verfeinerte und bereicherte sie sich. Lyrik und Satire dominierten in der Literatur. Vor dem Hintergrund der sich im 18. Jahrhundert zuspitzenden Klassengegensätze zwischen dem degenerierten Feudalregime und den Bauernmassen entfaltete sie ihren nationalen Charakter im größten klassischen Meisterwerk, dem Versepos von Nguyen Du, „Das Mädchen Kieu“, das in allen Volkschichten weite Verbreitung gefunden hat.

Mit dem Eindringen des französischen Kolonialismus wird diese Tradition bewußt in ihrem Wert herabgesetzt und zerstört. In den wenigen Schulen verdrängt das Französische als Hauptsprache das Vietnamesische, das sogar hinter das Englische, Deutsche und Portugiesische zurücktritt. Der französische Kolonialismus hatte sehr schnell erkannt, daß diese an Traditionen des Volkswiderstands so reiche Sprache und Kultur seinen Interessen sehr schnell gefährlich werden konnte. So hinterließ er nach 80jähriger Ausbeutung 90 Prozent der Bevölkerung als Analphabeten!

„Die Sprache ist ein wesentliches Mittel, um das politische Bewußtsein der breiten Massen zu wecken und um ihren Kampfeswillen zu formen gegen die Unterdrückung und Ausbeutung für Unabhängigkeit und Freiheit¹.“ Noch unter der Kolonialherrschaft kehrte die 1930 gegründete kommunistische Partei Indochinas

zu den nationalen Traditionen zurück: sie veröffentlichte ihre Schriften, Flugblätter und Appelle in vietnamesischer Sprache, nur so konnte sie die breiten Volksmassen erreichen. Die Alphabetisierung der Bevölkerung war Voraussetzung jeder weiteren Kulturarbeit, deren Richtlinien 1943 von der Assoziation der Kulturschaffenden für das Nationalwohl definiert worden waren: sie forderten eine nationale, wissenschaftliche und populäre Kultur. Präsident Ho Chi Minh nannte, wenige Tage nach der Augustrevolution von 1945 in einem Appell die drei Hauptfeinde, gegen die das Volk nun zu kämpfen hatte: die fremden Aggressoren, Hunger und Unwissenheit. Jeder Vietnamese sollte in seiner Sprache schreiben und lesen können. Die Kulturarbeit wurde auf die jeweiligen Bedürfnisse und Möglichkeiten hin geplant, jedoch unter den schwierigsten Bedingungen niemals vernachlässigt. So lautete die von Präsident Ho Chi Minh während des 1. Widerstands gegen die französischen Kolonialisten ausgegebene Lösung: „Die Kultur muß sich dem Widerstand anpassen und der Widerstand muß sein kulturelles Niveau heben.“ 1958 war das Analphabetentum im wesentlichen besiegt. Die Anwendung der Nationalsprache konnte nun in allen Bereichen der Bildung, vor allem auch der Forschung vorangetrieben werden. Seit 1965, selbst unter den Bedingungen der amerikanischen Bombenangriffe, ist die Zahl der Schulen auf allen Ebenen der Volks-, Mittelschule, der Hoch- und Aufbauschulen von Jahr zu Jahr gestiegen. 1958 waren rund 6 Millionen, also ein Drittel der Bevölkerung von Nord-Vietnam Lernende! Diese breit angelegte Fortbildungsarbeit in der Bevölkerung ist die Grundvoraussetzung für jede weitere Kulturarbeit, die auch die Arbeit der Künstler umfaßt, und die davon ausgeht, daß eine Kultur oder die Künste sich nicht weiterentwickeln können, wenn das allgemeine Bildungsniveau der Bevölkerung sich nicht ständig weiterentwickelt. „Die fortschreitende Hebung des kulturellen Niveaus der Bevölkerung trägt dazu bei, die drei Revolutionen zu beschleunigen, die sich zur Zeit in Nord-Vietnam vollziehen: die technische, die kulturelle und die ideologische Revolution².“

II.

Das Ensemble der DNRV, das heute 80 Mitglieder zählt, gehört zu den professionellen Kulturtruppen Vietnams und hat bereits viele Länder des sozialistischen Lagers, darunter auch die DDR, bereist. Seine Geschichte spiegelt den allmählichen Aufbau der Kulturarbeit während der Zeit des 1. Widerstands und die damit verbundenen Probleme der Rekrutierung und Ausbildung junger Künstler:

Cu Huy Can: „Unser Ensemble wurde 1952, während des 1. Widerstandskrieges gegen die französischen Kolonialisten gegründet. Damals waren es etwa 20 junge

¹ Nguyen Van Huyen, Erziehungsminister, Die vietnamesische Sprache als wirksame Waffe für die Errichtung eines nationalen demokratischen und sozialistischen Unterrichts. (Aus dem Französischen, in: Courrier du Viet Nam, No. 184, 30. 9. 1968).

² Aus: Nguyen Khanh Tons, Präsident des Komitees der Gesellschaftswissenschaften von Vietnam, Warum verteidigen wir die Nationalsprache? (Aus dem Französischen, Hanoi, Fremdsprachenverlag, 1968).

Mädchen und junge Männer, die in den Widerstand gingen und die sich für die ideologische Arbeit, über die künstlerische, engagierten, und zwar bei den Truppen, bei den Soldaten und bei den Arbeitern, die in den Wäldern arbeiteten und auch bisweilen bei den Bauern.

Während des 1. Widerstandskrieges hatten wir hauptsächlich Amateure aus den Reihen des Volkes. Und jetzt, nachdem der Frieden 1954 wiederhergestellt war, haben wir Zeit gehabt, Schulen zu gründen, auf denen die jungen Leute ausgebildet wurden, z. B. die Schule für Musik, die Hochschule für Musik, die Hochschule für Tanz oder die Theaterschule, so daß wir augenblicklich in unserem Ensemble einen guten Anteil an Künstlern haben, die in diesen Schulen ausgebildet wurden. Wir holen sie aus den Reihen der Kinder, der Söhne und Töchter des Volks, d. h. unter den Arbeitern, Bauern und politischen Kadern. Unter den Genossen unserer Truppe sind einige, die früher Arbeiter waren. Sie arbeiteten in Fabriken und spielten dort in einer Amateurtheatergruppe oder in einem Chor. Und dann engagierten sie sich oder sie wurden engagiert, sie studierten in den Kunstschen und so wurden sie Künstler. Es sind also Arbeiter oder Söhne von Arbeitern, Bauern oder politischen Kadern.“

Während der US-Bombenangriffe der letzten vier Jahre wurde das Ensemble im Zuge der allgemeinen Dezentralisierung in ein Dorf 100 km von Hanoi versetzt, wo es drei Monate im Jahr gemeinsam probte und während der übrigen 9 Monate, in kleinen Gruppen aufgeteilt, durchs ganze Land zog. Ihre Theater waren die Bombenkrater: ein Loch von 30 Meter Durchmesser, die Bühne in der Mitte, das Publikum an den Abhängen. Die Vorstellungen waren gratis. Einzige Verpflichtung für jeden Zuschauer: für seine Laubtarnung zu sorgen. So verwandelt sich das „antike Theater“ in wenigen Sekunden bei einem drohenden Angriff der US-Piraten in einen „grünen Brunnen“. 1967 lebte die Truppe längere Zeit in Vinh Linh, einer Provinz nördlich des 17. Breitengrades, die neben Quang Binh am stärksten von den US-Bombern heimgesucht worden ist. Kein einziges Dorf blieb von den Bombenangriffen verschont, die Menschen waren gezwungen, unter der Erde zu leben. Hier gab die Truppe vier bis fünf Vorstellungen pro Tag. Dazu die tägliche Arbeit, die Tänzerinnen kochten und nähten, 1½ Stunden pro Tag wurde geprobt und unter den Soldaten sorgte man gleichzeitig für den Nachwuchs der Truppe. So etwa sehen die Lebens- und Arbeitsbedingungen aller Kulturtruppen in den Jahren der schwersten Anforderungen, des Widerstands gegen den Bombenkrieg, aus. Trotzdem blüht und gedeiht die „ideologische Armee“, weil sie ein echtes Bedürfnis der Bevölkerung erfüllt, nach der Devise: „Unsere Lieder sollen die Explosionen der Bomben übertönen.“

Cu Huy Can: „Bei uns in der DRVN gibt es zur Zeit in Hanoi, also im Zentrum, etwa 20 Kulturtruppen: Tanzgruppen, Gesanggruppen, Musikgruppen oder Ballettgruppen und auch Theatergruppen, Volkstheatergruppen, klassische Oper,

erneuertes Theater, modernes Drama. Diese 20 Truppen sind offizielle und professionelle Truppen. Daneben haben wir in den Provinzen rund 50 Truppen. Aber neben diesen rund 70 Staatstruppen gibt es in Hanoi oder in den Provinzen tausende von Amateurgruppen, in den Fabriken, in den Kooperativen, in den Einheiten der Armee und in den Schulen. Das sind unsere ‚Baumschulen‘. Die jungen Künstler kommen aus den Amateurgruppen, und wenn sie einmal von uns rekrutiert sind, werden sie in den Kunstschen oder in den Theatern selbst ausgebildet. Jede professionelle Truppe, wie beispielsweise unsere, hat ihr Repertoire, das meist sehr reich an sehr verschiedenen Nummern ist. Mit diesem Programm fahren sie durchs Land. Sie stellen es selbst zusammen. Natürlich wird dieses Programm vom Kulturministerium bestätigt. Es hängt von den Orten ab, in denen die Künstler auftreten: entsprechend variieren sie ihr Programm. So verändern sie es oft von einer Stadt zur anderen. Wenn man das Wort ‚Armee‘ im weitesten Sinne nimmt, nun gut, dann sind unsere Künstler eine Art Armee, die ideologische Armee. Die Armee der Künste, die für die ideologische Arbeit zuständig ist. Aber natürlich leben sie nicht kaserniert, im schlechten Sinn des Wortes, wie manche Westeuropäer das Wort ‚Armee‘ verstehen.“

Diese „ideologische Armee“ muß ihre jungen Kräfte entsprechend den gesellschaftlichen Aufgabenstellungen ausbilden; dazu gehört auch, daß die Nationalkultur auf allen Ebenen, in der wissenschaftlichen wie in der künstlerischen Arbeit wieder belebt wird, um sie zur Grundlage der breit angelegten Kulturarbeit zu machen, nachdem sie während der französischen Kolonialherrschaft weitgehend verschüttet und vernachlässigt worden war.

Cu Huy Can: „Wir achten darauf, daß der Künstler in doppelter Hinsicht — ideologisch und künstlerisch — gut ausgebildet ist. Natürlich gestehen wir der ideologischen Ausbildung einen gewissen Vorrang zu. Das versteht sich, denn ohne richtige Ideologie könnte man sich gegen das Volk wenden. Deswegen ist eine gewisse Vorrangigkeit der ideologischen Arbeit nötig. Aber das will nicht heißen, daß wir die künstlerische Seite vernachlässigen. Im Gegenteil, in einer Front mit der ideologischen, also politischen Ausbildung, wird die künstlerische Ausbildung vorangetrieben. Innerhalb der künstlerischen Ausbildung steht an erster Stelle die Kenntnis des nationalen Erbguts. Die Schüler in den Kunstschen müssen über eine gründliche, eine gelebte Kenntnis des nationalen Erbgutes verfügen, das unsere Ahnen hinterlassen haben. Das wird die Seele des Künstlers ausmachen. Und das ist es, was dem Künstler helfen wird, mit den Bestrebungen und den Gefühlen des Volkes zu sympathisieren. Der Künstler muß die Bestrebungen und die Gefühle des Volkes zu den seinen machen. Alle unsere Künstler stellen sich als Hauptaufgabe, mit ihrer künstlerischen Arbeit zur großen ideologischen Arbeit beizutragen, die wir im Volk und unter den Soldaten durchführen müssen. Und worin besteht im wesentlichen diese ideologische Arbeit: sie besteht

darin, den revolutionären Heroismus des ganzen Volkes zu verherrlichen, zu verallgemeinern, und wenn möglich zu verbreiten. Das ist die Grundlage für unsere Künstler. Und wie erreicht man das: sie geben Aufführungen mit patriotischem Inhalt, Aufführungen, die vom Kampf des ganzen Volkes für Unabhängigkeit und Freiheit, für eine wirkliche Demokratie bei uns sprechen. Das ist der Inhalt. Und um das zu erreichen, muß man diese Aufführungen in den traditionellen Kunstformen geben, man singt in der herkömmlichen Weise, man spielt die nationalen Musikinstrumente und man spielt Theaterstücke im traditionellen Stil.“

Die Nationalkultur einerseits und die tägliche Wirklichkeit der Volksmassen andererseits sind die beiden Hauptquellen der „Inspiration des Künstlers“, ganz gleich in welchem Bereich er nun arbeitet. Diese Verbundenheit mit dem Leben der Volksmassen ist durch den Kampf gegen die französischen Kolonialisten und die US-Aggressoren in gewisser Weise begünstigt worden: alle Kräfte mußten im Kampf gegen den Feind vereint werden. Die Lebensbedingungen der Künstler waren bisweilen sehr hart und unterschieden sich kaum von denen jedes anderen Kämpfers. Seine Zeit ist dreigeteilt: die unterirdischen Unterkünfte mitzubauen, in denen sich der größte Teil des Lebens abspielt, die notwendigen Nahrungsmittel zu produzieren, und auch schließlich, wenn überhaupt noch möglich, beruflich tätig zu sein. In Zeiten, in denen der Feind Razzien oder militärische Operationen durchführt, nehmen die Existenzprobleme alle Kräfte in Anspruch. Im Süden lebt heute so noch ein großer Teil der Bevölkerung, vor allem in den Gebieten, die noch nicht vollständig von der FNL kontrolliert werden, und mit ihr Künstler, ob es nun Schriftsteller, Sänger, Dichter oder Filmemacher sind; und sie sind dabei produktiv, sie sind Vertreter einer lebenden Kultur. Im Norden ist diese Etappe erfolgreich beendet.

Cu Huy Can: „Unsere Künstler in diesem Ensemble arbeiten kaum für die materielle Produktion z. B. von Lebensmitteln. Das ist freiwillig. Aber in der Zeit des 1. Widerstandskrieges mußte jeder den Boden selbst bearbeiten, Gemüse anpflanzen, Geflügel aufziehen etc. Aber jetzt ist das nicht obligatorisch. Was die militärische Arbeit betrifft, — die ist allerdings obligatorisch für jeden, auch für die Künstler. Jeder muß Partisan in einer Milizeinheit sein. Unsere Truppe ist eine der Eliteeinheiten der Partisanenvolksmiliz von Hanoi; und als solche vom Generalstab von Hanoi anerkannt. Sie wurde mit 3 Medaillen von der Regierung für ihre gute militärische und künstlerische Arbeit ausgezeichnet.“

Das vietnamesische Volk im Norden betrachtet es als sein Grundrecht, das Volk im Süden in seinem Kampf gegen die US-Aggressoren mit allen Mitteln zu unterstützen: Vietnam ist unteilbar. Der 17. Breitengrad wurde im Genfer Abkommen als militärische Demarkationslinie und nicht als Grenze festgelegt. 1956 sollten Wahlen die Wiedervereinigung des Landes vorbereiten. Die USA haben

in diesen Punkten gegen das Genfer Abkommen verstößen, sie bauten vor der Welt die Lüge der Aggression des Südens durch den Norden auf, um die für Millionen von Familien so schmerzliche Trennung mit den modernsten Kriegs- und Propagandamitteln zu zementieren. Auch mit Liedern, Tänzen, Theaterstücken, Gedichten, kurzum, mit Kulturarbeit in jeder Form, mit Schulen für die Kinder aus Familien des Südens, wird diese Unterstützung geleistet. Die Kunst ist ein wirksames Instrument, um die brüderliche Solidarität zwischen dem Norden und dem Süden zu entfachen und zu nähren.

Cu Huy Can: „Wir spielen nicht nur Nummern aus dem Süden, sondern wir spielen diese in erster Linie im Dialekt des Südens, und solche die im Süden entstanden sind. Denn der Süden ist, wie unser Präsident Ho Chi Minh gesagt hat, der Süden ist Fleisch von unserem Fleisch, das Blut von unserem Blut. Er ist das Herz unseres Herzens; sehen Sie, in unserer Truppe sind fast ein Drittel der Genossen aus dem Süden. Sie wurden nach 1954 in den Norden regruppiert. Nach dem Genfer Frieden. Zweitens, unsere Kunst ist eine einzige Kunst für das ganze Land. Ein einziges Volk, eine einzige Sprache, eine einzige Kunst, die gleichen Gefühle. Und diesen Charakter der ‚Einmaligkeit‘ unserer Kunst sehen Sie oder spüren Sie in unseren Aufführungen. — Aber um konkreter zu werden: es gibt Tänze aus dem Süden, zum Beispiel den Tanz Ka Tu, den Tanz Tiam Rong, und es gibt Lieder, Volkslieder des Südens, aber auch Lieder, die in letzter Zeit auf der Grundlage alter Melodien entstanden sind, und die vom Kampf des Volkes im Süden erzählen. Sehen Sie, unsere ganze Kunst, unsere Seele ist dem Süden zugewandt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, warum.“

III.

Beschäftigt man sich als Europäer mit der Kulturarbeit in Vietnam heute, so ist man zunächst einfach überrascht: der Bereich der kulturellen Aktivitäten ist außerordentlich weit gespannt. Einerseits wird ein breit angelegtes Schul- und Fortbildungssystem verwirklicht, das der ganzen Bevölkerung ermöglicht, sich in den verschiedensten Berufssparten weiterzubilden; unter anderem ist den Frauen in den Schulen der „drei Aufgaben“ (Familie, Produktion und Kampf) eine besondere Bildungsstätte vorbehalten, da gerade an sie in Abwesenheit der Männer außergewöhnliche Ansprüche gestellt werden. Andererseits die ebenso breit angelegte künstlerische Tätigkeit, an der vor allem in den letzten drei Jahren, unter der ständigen Bedrohung durch die US-Piraten, die Werktagen in Betrieben und Kooperativen sich immer mehr beteiligen. Die hier erwähnten Kulturtruppen sind nur ein Aspekt der „ideologischen Armee“, zu der auch der Schriftstellerverband, die Dichterschule in Hanoi oder die „Assoziation für das Studium der Volkskunst“ gehören, die 1966 gegründet wurde. In diesem zu-

kunftsweisenden Kulturprogramm haben selbst die Archäologie, die nationale Kunstgeschichte und das Museumswesen ihren Platz. „Wie kann man den Yankee besiegen, das ist das Hauptproblem, das sich unserer Literatur und unseren Künsten in allen ihren Bereichen im ganzen Land stellt.“ So formulierte der Präsident der Union der Schriftsteller und Künstler Vietnams, Dang Thai Mai, das Ziel, das alle Kulturschaffenden wie die anderen Werktätigen des Volkes vor Augen haben, auf dem IV. Kongreß des Verbandes im Januar 1968 in Hanoi. Als Europäer ist man aber auch aus einem anderen Grund zunächst überrascht: warum wird den kulturellen Aktivitäten, in einer Zeit, in der jeder dazu befähigt wird, mit den Waffen zu kämpfen, eine derartige Bedeutung beigemessen?

Cu Huy Can: „Warum die Überraschung? Sie wissen, daß wir einen Volkskrieg führen. Wenn man einen Volkskrieg führt, muß man alle moralischen, geistigen, politischen und materiellen Kräfte mobilisieren. Wie soll man nun das Volk mobilisieren: dadurch, daß man zu seinem Herzen spricht. Zu seiner Seele. Man muß eine wirkliche Mobilisierung vornehmen; man darf das Volk nicht zwingen wie in faschistischen oder autoritären Regimen. Man muß das Volk tatsächlich, wirklich mobilisieren. Dem Volk geduldig den guten Grund des Kampfes erklären, die Ursachen des Kampfes. Die künstlerische und die kulturelle Arbeit sind mit die wirksamsten Waffen für diese geistige, politische Mobilisierung. Deswegen messen wir der Kunst und der Literatur eine so große Bedeutung, eine ganz außerordentlich große Bedeutung bei.“

Die Literatur hat in der vietnamesischen Kultur seit jeher eine besondere Rolle gespielt. Während die Prosa bis ins 19. Jahrhundert hinein den chinesischen Gattungen und Stilgesetzen folgte, herrschte in der Volksliteratur der Vers, das Gedicht vor. Auch die großen nationalen Meisterwerke sind meist Gedichte. Die poetische Sprache ist fest in der Volkskultur verankert. Che Lan Vien, einer der großen zeitgenössischen Dichter, hat einmal geäußert, daß ohne die unzähligen Versemacher im Volk wohl kaum von Zeit zu Zeit ein großer Dichter aus dem Volk hervorgegangen wäre. Entsprechend sind die Gedichte des in aller Welt verehrten Präsidenten Ho Chi Minh, der alljährlich seine Kompatrioten zum Neujahrsfest, dem Têt-Fest, mit einem Gedicht begrüßt, oder die des größten zeitgenössischen Dichters To Huu in allen Schichten der Bevölkerung bekannt. „Unser Volk hat von Natur aus einen Hang zu Kunst und Poesie. Ich weiß nicht, ob es besonders kunstbegabt ist, doch es liebt die Dichtung, liebt alles Schöne. So wurde dieses analphabetische Bauernvolk schon vor langem ein kultiviertes Volk, wobei die mündliche Überlieferung eine Hauptrolle spielte.“ So charakterisierte Ministerpräsident Pham van Dong einfach und treffend einen Wesenszug der vietnamesischen Kultur. Auch die Blüte der modernen Dichtkunst im Zeitalter des Aufbaus des Sozialismus in Vietnam ist von dem Hintergrund einer reichen nationalen Volkstradition nicht zu trennen.

Cu Huy Can: „Ich betone es nochmals, daß wir eine 400jährige Geschichte haben. Und mit dieser Geschichte haben wir eine sehr lange literarische Tradition in mündlicher Überlieferung. Die Volkslieder, einmal abgesehen von der Musik, gehören zur Literatur, denn die Worte sind zu Versen gefügt. Es sind Gedichte. Dann die Märchen, die Legenden des Volkes etc. Aber es gibt nicht nur diese Literatur. Die geschriebene Literatur hat sich bei uns seit dem 13. Jahrhundert entwickelt. Und bereits aus dem 15. Jahrhundert kennen wir Meisterwerke der großen klassischen Literatur. Unser großer Dichter der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts, Nguyen Trai, ist gleichzeitig einer unserer Nationalhelden; er war ein großer Feldherr, ein großer Politiker und dazu noch ein großer Dichter. Er hat zwischen 1418 und 1428 produziert. Seine Gedichte gehören zu den schönsten Denkmälern der Nationalliteratur. Und die wir lesen; auch jetzt noch. Das ist in Frankreich die Zeit von Villon, der sein großes und kleines Testament geschrieben hat. Nguyen Trai hat kein Testament verfaßt, aber er hat uns ein großes Denkmal nationaler Literatur hinterlassen. Und im 17. und 18. Jahrhundert hat sich unsere Literatur stürmisch entwickelt mit Romanen in Versen, und mit vielen Gedichtsammlungen von hohem Wert. Und am Ende des 18. Jahrhunderts hatten wir drei große Dichter, zwei davon waren Frauen. Das ist zur Ehre der Frauen gesagt! Eine heißt Ho Xuan Huong. Wenn Sie sie kennen würden, würden Sie sie sofort lieben, denn sie hat zu ihrer Zeit antifeudale Gedichte geschrieben. Sie hat gegen die die Frau betreffenden feudalen Vorstellungen gekämpft. Sie ist sehr beliebt bei uns und ihre Gedichte werden noch heute gelesen. Eine andere Dichterin von großem Wert ist Doan-thi Diêm, sie hat gegen den feudalen Krieg geschrieben. Wenn sie heute leben würde, würde sie Mitglied des Weltfriedensrates sein! Und ihr Gedicht: „die Klage der Frau eines Kriegers“ ist eines der schönsten Gedichte, die je gegen den feudalen Krieg geschrieben wurden. Und der Dichter, der 3. Dichter aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, ist Nguyen Du, unser klassischer, größter Nationaldichter. Er hat das „Mädchen Kieu“ geschrieben. Sie sehen, unsere Literatur blickt auf eine lange Tradition zurück und sie hat große Werke hervorgebracht. Seitdem hat die Literatur sich weiterentwickelt bis zum heutigen Tag, und besonders jetzt, während des antiamerikanischen Kampfes hat unsere Literatur, unsere Dichtung, eine neue Blüte erfahren. Sie hat sich verändert und sie hat sich nicht verändert. Sie hat sich im Gehalt geändert, im Inhalt. Es ist ein demokratischer, patriotischer Inhalt, und zur Zeit erziehen wir uns alle dazu, den revolutionären Heroismus des ganzen Volkes zu besingen, wie ich Ihnen eben schon gesagt habe. Das ist die Grundlage. Sie wissen, daß wir bei uns eine neue Gesellschaft aufbauen, und wir haben keinen Grund, in diesem Punkt zurückzubleiben. Was die Form anbetrifft, so sprechen wir weiterhin die Sprache unserer Väter. Natürlich in modernisierter Form, entsprechend unseren Bedürfnissen. Aber gewisse Traditionen müssen respektiert werden, und zwar Traditionen, die noch reich an Saft sind, wenn man so sagen kann. Zum Beispiel in der Dichtkunst wenden wir weiterhin Versmaße

an, und zwar die, die unsere Väter schon anwandten. Aber es ist richtig, daß wir auch freie Verse schreiben, sehr freie sogar. Jeder schreibt Verse in klassischer Form, aber auch freie Verse. Ich selber schreibe auch freie Verse. Jeder macht Verse, und unter denen, die Verse machen, sind immerhin ein paar gute Dichter. Wir sind ein Volk von Dichtern. Und man muß geradezu sagen, daß wir ein Volk sind, das die Dichtkunst liebt. Wir lieben die Dichtkunst sehr. Und ich glaube, man muß Gedichte lieben.“

Der letzte Kongreß der Schriftsteller und Künstler fand im Januar 1968 in Hanoi unter dem Motto „Kunst und Literatur im Kampf gegen die Aggression und für den Aufbau des Sozialismus im Krieg und nach dem Sieg“ statt. Dang Thai Mai, Präsident der Union der vietnamesischen Schriftsteller und Künstler hat in seinem Bericht auf die vielfältigen Aufgaben der literarischen Produktion und damit auf die Vielfalt der literarischen Gattungen hingewiesen: „Novellen und Romane mittlerer Länge haben oft den Bauern der Kooperative zum Helden. Diese Werke behandeln nicht Probleme von großer Geistestiefe, sondern das neue Leben auf dem Land, das sie voller Wärme beschreiben. Im Kampf, der in diesen Werken dargestellt wird, spürt man die lebenssprühende, aber ruhige und warme Atmosphäre unseres Landlebens, was die Unbesiegbarkeit der neuen Produktionsverhältnisse in ihrer Feuerprobe bezeugt. Einige dieser Werke zeichnen richtige und schöne Bilder des Lebens der Kooperativen im Kampf des anti-amerikanischen Widerstands. Werke, die das Leben in der Armee behandeln, werden von Tag zu Tag zahlreicher. Zum ersten Mal sind in unserer Literatur die Kämpfer erschienen, die die modernsten Waffen bedienen.“ Zu den Vertretern dieser neuen Literatur gehört u. a. Nguyen dinh Thi, dessen Roman „Front in den Wolken“ das Leben der Kämpfer in der Luftabwehr behandelt. Er gibt der Prosa den Vorzug, obwohl er auch Gedichte macht und Lieder schreibt, weil sie ihm gestatten, tief in die veränderten menschlichen Beziehungen während dieser Periode des Kampfes und des Aufbaus einzudringen. Im Süden gehört Anh Duc zu den populärsten Schriftstellern. Jahrelang hat er als Berichterstatter und Herausgeber einer Lokalzeitschrift die harten Bedingungen des Volkes im Kampf gegen den barbarischen US-Krieg geteilt, bevor er seinen Roman „Hon Dat“ geschrieben hat. Er erzählt den Kampf eines Dorfes und einer Handvoll Widerstandskämpfer gegen eine mit mehreren hundert Mann durchgeföhrte militärische Aktion der Marionettenarmee. Neben Novellen und Romanen sind aber vor allem auch Berichte, Erinnerungen, Tagebücher, Briefe, Zeitschriften, einfache Erfahrungsberichte aus dem Leben der Kämpfer der Volksarmee weit verbreitet. Eins der populärsten Bücher dieser Art ist die Lebensgeschichte des jungen Elektrikers Nguyen Van Troi „Das war dein Weg“. Er wurde 1964 nach einem mißglückten Attentat auf Mac Namara von den Amerikanern hingerichtet. Der junge Schriftsteller Tran dinh Van, aus dem Süden, hat nach Angaben der Frau Van Trois seine Lebensgeschichte aufgezeichnet. Das Leben Nguyen Van Trois

fand im Zeichen des Kampfes gegen die US-Imperialisten seine Vollendung. Heute ist Nguyen Van Troi das strahlendste Vorbild der revolutionären Jugendbewegung im Norden wie im Süden. Natürlich wird im Rahmen dieser allgemeinen Orientierung auch die literarische Diskussion geführt: „In der Kunst kann es verschiedenartige Tendenzen geben. Ich sehe nichts Bedenkliches darin. Ich sehe nicht, wodurch es dem Sozialismus schaden könnte. Natürlich darf es keine ideologische Unterminierung dieser Gesellschaft geben, die unter Aufwand von so viel Blut und Mühe errichtet wurde. Man wird diskutieren. Wir werden sehen, wie es zu machen ist. Und wissen Sie, das letzte Wort wird das Publikum haben.“ So hat Ministerpräsident Pham Van Dong in einem Gespräch mit Kurt und Jeanne Stern die Prinzipien der Literaturdiskussion knapp dargestellt. Ein wichtiges Element in dieser Literaturdiskussion ist die Kenntnis der Weltliteratur: „Jeder Schriftsteller muß die ihn umgebende Wirklichkeit gründlich kennen, um sich die reiche literarische Ernte aus allen Himmelsrichtungen wirklich nutzbar machen zu können. Doch dieser Beitrag aus dem Ausland scheint mir unerlässlich, die „Öffnung“ unbedingt nötig. Im gegenwärtigen Augenblick müssen wir uns auf die Lektüre einiger französischer Zeitschriften beschränken. Doch für die Zukunft haben wir die feste Absicht, eine große Menge ausländischer Werke ins Vietnamesische zu übersetzen, nicht nur unbedingt kommunistische, sondern auch andere, die anständig, ehrlich und dadurch wertvoll und gültig sind.“ Hier sieht Nguyen dinh Thi, Sekretär des Schriftstellerverbands, eine der Aufgaben für die Zukunft. Die vietnamesische Literatur, in der sich der lebensvolle Prozeß der Veränderung unter den Bedingungen des Kampfes, für den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft, widerspiegelt, hat bisher schon einen bedeutenden Beitrag zur Entwicklung des sozialistischen Menschenbildes, einen Beitrag zur Führung des Kampfes an der ideologischen Front geleistet.

IV.

Ein anderes, sehr reizvolles Gebiet vietnamesischer Kultur ist die Folklore: dadurch, daß die vietnamesische Gesellschaft wesentlich von Bauern bestimmt wird — 80 Prozent der Bevölkerung sind Bauern — sind Volkstänze, Lieder und Volkstheater noch heute lebendig. Das Pariser Programm der Kulturtruppe der DRVN zeigte eine Reihe von Tänzen einiger nationaler Minderheiten, in denen sich meist Motive aus der bäuerlichen Arbeitswelt mit religiösen Elementen verbinden. Unter den Musikinstrumenten fällt die große Zahl der verschiedensten Saiteninstrumente auf. Neben dem populärsten Instrument, der kleinen aus Bambus geschnitzten Querflöte, gibt es das Dan Thap Luc, eine Art Zitter, aber mit langem schmalen gewölbten Resonanzkörper, deren 16 Saiten nach der pentatonischen Tonleiter gestimmt sind. Ihr klarer kristallener Ton ist besonders schön bei der Begleitung von Frauenstimmen. Dann gibt es das Dan Nhi, eine Art Leier mit bauchigem kleinen Körper, einem langen Hals und zwei Saiten, das in jedem vietnamesischen Orchester vertreten ist. Die Zitter mit 36 Saiten ist auch in

Europa bekannt. Hier wird sie mit Filzklöppeln gespielt und die mondfrmige Laute, die hauptsächlich von Männern gespielt wird, ist ein Grundinstrument des vietnamesischen Orchesters. Und schließlich das schönste von allen, das Dan-Bao: ein Monocord, das in keinem anderen Land der Welt bekannt ist: eine einzige Saite ist über einen Flaschenkürbis gespannt, der als Klangkörper dient. Sie wird von einem Bambusstück gehalten, das bogenförmig gebildet ist. Mit der rechten Hand reißt der Musikant die Saite an und mit der linken versetzt er das Handstück in Schwingung und erreicht so die feinsten Tonübergänge und Verschleifungen. Das Dan-Bao ist ein typisches Volksinstrument, auf dem blinde, von Dorf zu Dorf ziehende Sänger Volks- und Liebeslieder spielen. Sein Klang ist tief und voll und man sagt, es ähnele der menschlichen Stimme. Im Volksmund heißt es: „Junges Mädchen, höre nicht auf das Dan-Bao, denn zahlreich sind die, die seinem Spieler nicht widerstehen konnten.“

Cu Huy Can: „Unsere Volkskunst ist sehr reich. Und vor allem die Folklore in allen Bereichen — Musik, Tanz etc. Da liegen einige unserer Reichtümer, die wir selbst bis auf den heutigen Tag noch nicht entdeckt haben. Vor allem die Volkslieder, die sehr schön sind, und deren Zahl man noch nicht bestimmen kann. Wir haben z. B. den Versuch gemacht, die Volkslieder eines Teilgebiets des Nordens auf Tonband aufzunehmen: wir haben in 7 Jahren bis zu 5000 verschiedene Volkslieder — verschieden in der musikalischen Form, nicht nur in den Worten — aufgenommen. Auch die Tänze, vor allem bei den nationalen Minderheiten sind sehr reich; und das Mehrheitsvolk der Kinh kennt unzählige Tänze, aber bis jetzt haben wir das noch nicht systematisch untersucht, so daß wir vor allem die Tänze der nationalen Minderheiten, die in den Bergen leben, in gewisser Weise aufgewertet haben. Sie werden bei uns eine große Verschiedenartigkeit in den Tänzen der verschiedenen Gebiete finden: in der choreographischen Zeichnung und auch in den Kostümen. Auch die Rhythmen der Tänze — das gilt auch für die Lieder — sind sehr verschieden. Innerhalb eines einzigen Gebiets, und selbst innerhalb einer nationalen Minderheit. Das ist einer unserer Vorteile —, wir sind eine multinationale Nation, so daß auch unsere Kunst einen multinationalen Charakter trägt. Das macht den Reichtum des ganzen Volkes aus. Und natürlich bereichern sich die einzelnen Volksgruppen auch in der Kunst untereinander.“

Ebenso wie in der Literatur gilt es, mit den Mitteln des Tanzes, des Liedes und des Theaters vom gegenwärtigen Leben, vom Kampf zu erzählen; und ebenso wie in der Literatur müssen auch hier neue Formen gesucht werden, ausgehend von der Überlieferung, die diesem neuen Inhalt entsprechen. Wie z. B. im Tanz: „In einer Hand das Netz, in der anderen das Gewehr“, oder im „Lied von den 5 Tonnen Reis“:

Cu Huy Can: „Das ist ein Erntelied, das vor kurzem entstanden ist, auf der

Grundlage der Volkslieder. Die Worte sind natürlich neu, aber sie sind so verfaßt, daß sie ein wenig alten Gedichten ähneln, und was den Rhythmus betrifft, die Melodie, das alles ist bis zu einem gewissen Punkt modernisiert; damit sich der Rhythmus unserem modernen Leben anpaßt. Die Rhythmen der alten Volkslieder sind meist sehr ruhig, langsam; aber unser moderner Rhythmus in Vietnam ist zum Glück nicht so schnell wie der von Paris! Dann hätte es bei uns Verstopfungen gegeben! Der Tanz: in einer Hand das Netz, in der anderen das Gewehr. Das ist ein Tanz, der kraft der Umstände zustandegekommen ist. Wir müssen von unserem augenblicklichen Kampf gegen die Amerikaner sprechen. Aber nicht nur in Liedern oder Gedichten, sondern auch im Tanz. So haben unsere Genossen Choreographen sich darum bemüht, das auszudrücken. Aber wie; sie haben lange gesucht und sie haben etwas gefunden: choreographische Elemente des klassischen Tanzes, des klassischen Theaters, in dem der Tanz eine große Rolle spielt, auch Elemente aus Volkstänzen der verschiedenen Nationalitäten wurden vereinigt, um dieses Leben im Kampf auszudrücken. Zum Beispiel wenn die jungen Mädchen mit ihren Gewehren über der Schulter die Geste des Netze-Knüpfens mit der Hand machen, diese Gesten der Hand etwa, diese choreographischen Gesten, sind dem traditionellen Volkstheater entnommen, das ein Bauerntheater ist. Oder auch bestimmte Sprünge auf der Bühne sind direkt der klassischen Oper entnommen. Und nicht der modernen Oper. Aber daneben, muß man sagen, haben wir auch gewisse Elemente der choreographischen Sprache des Westens, des Balletts benutzt. Da vollziehen wir eine Art „Ehe“. So wie es auch Verbindungen zwischen den Völkern gibt. Es gibt Französinnen, die Vietnamesen heiraten. So gibt es auch „Kreuzungen“ in den Tänzen! Die Frage ist nur, ob die „Ehe“ eine erzwungene ist! Wenn eine erzwungene „Ehe“ vorliegt, dann lösen wir sie wieder. Aber das alles muß vor den Augen des Volkes unter Beweis gestellt werden. Das Volk urteilt. Wenn etwas nicht stimmt, dann wissen wir, daß wir einen falschen Weg eingeschlagen haben, und daß wir uns korrigieren müssen. Aber man muß Versuche machen. Wir machen das alles bewußt. Und das ist eine unserer Leitlinien, eines unserer Ziele in der Entwicklung der Künste: man muß das nationale Erbgut sammeln, das Erbgut unserer Ahnen. Dann muß dieses Erbe entsprechend den Bedürfnissen unseres Kampfes, unseres gegenwärtigen Lebens befruchtet werden. So entsteht in gewisser Weise eine dialektische Beziehung zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen dem Erbgut und den Bedürfnissen des modernen künstlerischen Ausdrucks. Wir bleiben natürlich nicht bei diesem Erbgut stehen. In dem Fall wären wir rücksichtlich. Aber wir wenden uns auch nicht der Modernisierung um jeden Preis zu. Indem wir den Grund hinter uns abschneiden. In dem Fall wären mir Modernisten, im schlechten Sinn des Wortes natürlich. Wir machen Modernes aus dem nationalen Erbgut. Natürlich gelingt es nicht immer, aber so sieht jedenfalls unsere Leitlinie aus. Man trifft es nicht immer gleich, aber wenn es gelingt, ist es meist sehr gut. Und wir haben den Eindruck, daß es uns in bestimmten Fällen gelungen ist. Das ermutigt uns.“

V.

Im Januar 1968 fand in Havanna der Weltkongreß der Kultur statt. 500 Intellektuelle aus 70 Ländern haben einstimmig eine Resolution angenommen, in der sie die Intellektuellen aller Länder aufrufen, das vietnamesische Volk in seinem siegreichen Kampf gegen die amerikanische Aggression noch entschiedener zu unterstützen. In diesem Aufruf heißt es unter anderem:

„In Vietnam entscheidet sich das Schicksal der Welt, auf dem vietnamesischen Schauplatz geht es um die Kultur und die Zivilisation unserer Welt. Der höchste Einsatz dieses Kampfes ist nichts anderes als Freiheit und Menschenwürde . . .
Der vollständige Sieg Vietnams wird der Sieg aller Völker sein . . .

Wir sind voller Bewunderung und unerschütterlicher Solidarität für die vietnamesischen Intellektuellen, unsere Brüder, die mutig am heldenhaften Kampf unserer Völker gegen den gemeinsamen Feind, den amerikanischen Imperialismus, teilgenommen haben, die, mitten im Kampf die kulturellen, wissenschaftlichen und ästhetischen Aktivitäten aufrechterhalten haben und so ein leuchtendes Beispiel revolutionärer Intellektueller unserer Epoche gegeben haben . . .

Immer an der Seite des vietnamesischen Volkes in diesem großen Kampf für die Verteidigung der Völker und des Menschen werden wir alles tun, was in unserer Kraft steht, um das große Beispiel, das sie uns gegeben haben, zu verwirklichen.
Das große und heldenhafte vietnamesische Volk wird siegen!

Die Menschheit wird siegen!

Die Kultur und die Zivilisation des Menschen werden den Sieg über die gegenwärtige Barbarei des amerikanischen Imperialismus davontragen.“

Unsere Solidarität und unser Kampf für den Sieg des vietnamesischen Volkes über den amerikanischen Imperialismus, seine Lakaien und seine internationale Camarilla erhalten dort seine höchste Wirksamkeit, wo wir schrittweise, vor allem auch im Bereich der Massenkultur, die Einflüsse des *Feindes im eigenen Lande* zurückdrängen. Das Schicksal der Welt entscheidet sich im erfolgreichen, auf allen Ebenen geführten Kampf der Völker gegen den von den USA koordinierten Imperialismus.

Che Lan Vien

Vom Tal der Tränen zur Ebene des Lachens

Überlegungen eines vietnamesischen Lyrikers zur vietnamesischen Dichtung

Wir sind ein Volk, das mehr als zwei Jahrtausende lang, Generation für Generation, mit leerem Bauch gegen die viel stärkeren Aggressoren gekämpft hat. Diese außergewöhnliche Tatsache zieht eine andere nach sich: aus dieser Existenz ist eine Dichtung hervorgegangen. Man könnte glauben, dieses auf dem Schlachtfeld geborene Kind könnte nur Schreie von sich geben, aber statt dessen erhob sich ein Gesang, ein nationaler Gesang voller Vertrauen zu sich und voller Liebe zur Menschheit.

Nationale Dichtung einfach deshalb, weil sie sich in der vietnamesischen Sprache ausdrückt, einer einsilbigen, aber polyphonen Sprache, reich an Klängen und dazu geeignet, den Versen gleichzeitig große Straffheit und reiche Musikalität zu geben. Die Rezitation der Verse ähnelt dem Gesang, und die Mütter, die für ihr Kind ein Wiegenlied singen, tun in Wirklichkeit nichts anderes als „Verse rezitieren“.

Unsere Gedichte haben die verschiedensten Formen. Es gibt solche mit vier oder acht Versen zu fünf oder sieben Füßen. Diese akademischen Formen kommen aus China — dessen Literatur zu den Genüssen des Fernen Ostens gehört —, aber sie haben sich dem vietnamesischen Ohr angepaßt. Unsere alte Gedichtform Ca tru — die gesungen wird — hat, unter dem Einfluß der französischen Dichtung, eine Blüte von Formen hervorgebracht, die wir „neue Dichtung“ nennen; besonders ihr achtfüßiger Vers verleiht der Dichtung einen modernen Akzent und große Ausdrucksmöglichkeiten. Unter den traditionellen Formen sei vor allem der vierfüßige Vers mit inneren Reimen genannt, das Distichon 6-8, der Vierzeiler 7-7-6-8 und seine zahlreichen Varianten. Der Geist unserer Dichtung schmückt sich gern mit neuen Formen, aber er kehrt immer wieder zum alten Distichon 6-8 zurück, der typischen Form der vietnamesischen Volksdichtung. Dazu gehören die Ca dao oder Volkslieder, die rein wie Jade sind. In diesem Rahmen hat sich auch die große Stimme von Nguyen Du (1765—1820) geformt. Früher teilte sich die vietnamesische Dichtung in zwei Strömungen, die geschriebene klassische Dichtung und die Volksdichtung mündlicher Überlieferung. Denn

das Volk konnte weder schreiben noch lesen und es blieb der Augustrevolution vorbehalten, es aus dieser Verdummung zu befreien. Aber ist es nicht wahr, daß die, die leiden, die Fähigkeit besitzen, lange die Erinnerung an ihre Leiden und ihre Freuden zu bewahren? Eine junge Mutter, die an der Wiege ihres Kindes ein Lied summt, ein Liebespaar, das bei einem Reisstößel Schwüre austauscht, die Fährleute, Männer und Frauen, die ihre Verse in den Mondschein schicken, die einen wie die anderen haben über die Zeiten hinweg wunderbare Gedichte hinterlassen. Die Generationen vergehen, die Zeit verwandelt alles in Ruinen und doch hat nichts diese Gesänge, die rein wie Jade sind, zerstören können, in denen das Bild des vietnamesischen Menschen erscheint.

*Der Fluß trennt uns, Geliebte,
wenn du ihn überschreiten möchtest, mache ich dir eine
Brücke aus Rosenstrauchzweigen.*

Wenn wir mehr vom nationalen Charakter unserer Dichtung als von den sprachlichen Besonderheiten reden, denken wir an dieses Menschenbild, das sie enthält. Es ist allerdings vorgekommen, daß unsere alten Autoren in chinesischen Schriftzeichen gedichtet haben. Aber was haben sie geschrieben? Sie haben die „Proklamation“ von Tran-Hung-Dao geschrieben, die zum Kampf gegen die Invasionen aufruft. Sie haben die „Große Proklamation der Befriedigung der Ngo“ von Nguyen Trai geschrieben, die den über die Eindringlinge davongetragenen Endsieg besiegt.

Das Bild des vietnamesischen Volkes jedoch konnte sich nur klar in der Nationalsprache abzeichnen. Unsere großen Klassiker von Nguyen Trai (15. Jhd.) bis zu Nguyen-Binh Kiem, Ho-Xuan Huong, On-Nhu-Hau, Thanh-quan, Doan-thi-Diem, Nguyen Du, haben alle die Muttersprache angewandt, die ihnen schon an der Wiege vertraut war, die Sprache des Volkes. Diese Dichter kamen aus Familien der Aristokratie. Oft wurden sie von ihrer eigenen Kaste verstoßen und lebten mit dem Volk, sie haben die Leiden mitempfunden, die Hunger und Kälte und der im Land geführte Krieg dem Volk bringen.

Besonders Nguyen Du, der seinen Zauber dem Reichtum und der Harmonie der vietnamesischen Sprache verdankt, hat ihr seinen Dank beglichen, indem er sie auf ein höheres Niveau brachte. Seine Rolle in unserer Literatur entspricht etwa der Puschkins in der russischen Literatur. In seiner Dichtung hat sich die Nationalsprache herauskristallisiert, und das Volk, das sich in ihr wiederfindet, hat mehr Vertrauen zu seinen Möglichkeiten.

Alle nationalen Werke sind in unsere eigene nationale Schrift übertragen worden. Diese Schrift ist keineswegs das Ergebnis der Kolonisation. Vor der Schrift der lateinischen Buchstaben gab es die Chu nom-Schrift und das erste klassische vietnamesische Werk, die Gedichtsammlung von Nguyen Trai, war eben in der Chu nom-Schrift aufgezeichnet worden.

Jede der ungefähr sechzig Nationalitäten, die unser Gebiet bevölkern, besitzt

ihre eigene Literatur, die hauptsächlich aus Gedichten und Gesängen besteht. Das Gedicht der Thai „Song chu son sao“, und das Gedicht der Muong „Ut lot vi dieu“ sind lange Schreie der Liebe, die ganze Generationen tief bewegt haben. Während des Widerstands, als die Thai ihre Dörfer vor den feindlichen Angriffen verließen, vergaßen sie nie, außer ihrer Steinschleuder, die Seiten des „Song chu son sao“ mitzunehmen. Nachdem der Frieden zurückgekehrt war, wurde gleichzeitig mit dem Wiederaufbau der Dörfer und dem Bau von Schulen die Drucklegung dieses Sprachschatzes der Thai in Angriff genommen. Die Nationalitäten in den Bergen des Südens verehren das Khan, eine eigentümliche Gedichtform, in der sich verschiedene Gattungen, Bericht, Theaterstück, Vers, etc. durchdringen. Bei diesen Völkern verbringt man ganze Tage damit, die Khan zu rezitieren. Einige haben sich so sehr in die schönen Heldinnen der Khan verliebt, daß sie die „schönen Gestalten des wirklichen Lebens vergaßen“. Es stimmt, daß man in diesen Gedichten die großen Träume des Menschen verwirklicht findet, die wir im Leben noch nicht verwirklichen können. Der Roman in Versen von Dam San erzählt die Ankunft des Helden bei der Göttin der Sonne, die er zu seiner Gefangenen machen will.

Die Strahlen der Göttin Sonne haben die kolonialistische Nacht durchbrochen, und Dam San gehört heute in die Reihe der großen klassischen Nationaldichter. In der 1960 veröffentlichten Anthologie vietnamesischer Dichtung sind eine Reihe von Gedichten aufgenommen, die von den Erben von Dam San geschrieben wurden, die auf den Hochebenen von Tay Nguyen, im Zentrum Vietnams leben.

In unserer inmitten von Leiden und Opfern geborenen Dichtung hat sich der Gesang oft in Schluchzen verwandelt. Der Roman „Das Mädchen Kieu“ (1809) hat einen zweiten Titel: „Neue bewegende Klänge“. Glücklicherweise waren die Tränen mit Lachen begleitet, beide unzertrennbar wie Zwillinge. Tu Xuong handhabte den Humor wie eine Waffe, um der sozialen Ungerechtigkeit zu antworten. Nguyen Du, Ho-Xuan Hong, Yen Do, alle haben sie Ironie und Satire angewandt, um das zu geißeln, was ihre Tränen hervorrief. Ob unser Volk lacht oder weint, nie hat es das Leben mit pessimistischen Augen gesehen.

Die „Chinh phu ngam“ (Klage einer Frau, deren Mann in den Krieg gezogen ist), beweint gewiß die Trennung, die der Krieg gebracht hat, aber sie schließt mit dem Glauben an die Rückkehr des Gatten. Der Roman von „Thuy Kieu“ (das Mädchen Kieu) schließt mit der Vereinigung der Liebenden, die durch fünfzehn Jahre des Unglücks getrennt waren. Die zehn Arten der herumirrenden Seelen, die Nguyen Du in seiner Beschwörung der Seelen — einem Bild der leidenden Menschheit — gibt, entkommen alle dem Unglück, dank den Gebeten der Lebenden. Es handelt sich dabei nicht um willkürliche literarische Konventionen, sondern um die genaue Widerspiegelung der Wirklichkeit, so wie sie unser Volk erfahren hat, in der Erfüllung seines Schicksals. Quer durch dieses fortwährende Schlachtfeld hindurch spricht unsere Dichtung

wenig von Blut und Gräbern. Das ist nicht als Flucht vor der Wirklichkeit zu verstehen. Aber das realistische Auge unserer Dichter wandte sich schon immer gern der Seite des Lebens zu, dorthin, wo es pulsiert und sich erfüllt. Die Alten wählten als Thema Szenen der Arbeit und Liebesszenen, sie entlarvten die sozialen Ungerechtigkeiten und suchten nach Mitteln, sie zu beseitigen. Sie hatten Freude daran, eine Pagode zu schildern, den Abend zu besingen, der vom Westen her auf den See herabsteigt, ja sogar eine Schnecke oder einen Brotfruchbaum zu beschreiben — kurz, alles, was das Leben des Volkes ausmachte. Unsere Dichtung ist also im wesentlichen realistisch. Es widerstrebt ihr, sich zu sehr in das Gebiet des Abstrakten zu begeben und die Grenzen der Metaphysik zu überschreiten. Vielleicht weil ihr die Metaphysik der schlimmste Pessimismus ist. Diese Tradition hat sich bis in unsere Tage erhalten. In der neuen Dichtung gibt es zwar noch metaphysische Dichter. Aber es scheint eher, als seien das Gemüter, die ungeduldig nach einer Lösung der Lebensprobleme suchen. Als die Wellen der Revolution hereinbrachen, ließen sie sich wie die anderen mitreißen und traten in die Reihen des Volkes. Dort sind sie, stark durch den Optimismus derer, die in der Gegenwart kämpfen, überzeugt worden, daß alles schließlich durch die Hände, den Verstand und das Herz des Menschen gelöst werden muß.

Wenn auch der klassische Dichter Nguyen Trai ein genialer Strategie war — er hat die 200 000 Mann starke Invasionsarmee der Ming zerschlagen — so besingen doch seine Verse die Schönheit der Bäche, die Spiegelungen des Mondes und die Farbe der Berge. Nguyen cong Tru war seinerseits ein großer Mann der Tat — ein wirklicher landwirtschaftlicher Ingenieur —, aber er war gleichzeitig überragend in lyrischen Gedichten. Heute spricht Präsident Ho Chi Minh von „seinem Lied, das klar wie das ferne Rauschen einer Quelle ist“. Und To-Huu, der Sänger der Revolution, ist auch der Dichter der Zärtlichkeit. Nicht deswegen, weil Dichtung darin besteht, das Gegengewicht der Wirklichkeit zu bilden, wie einmal jemand gesagt hat. Sondern weil so unser Leben ist. Wir haben immer mehr aus Liebe als aus Haß gekämpft. Wir haben es immer getan, um den Frieden zu bewahren: kein kriegerisches Blut kocht in uns. Tausendjährige Verteidigungskämpfe gegen die feudalen chinesischen Truppen haben kein einziges Gedicht produziert, das zum Haß gegen das chinesische Volk aufrufen würde. Während der letzten zehn Kriegsjahre haben unsere Dichter eine Fülle von Gedichten produziert, in denen sie die französischen Soldaten aufforderten, zu ihrer ursprünglichen Natur zurückzukehren, die wir für friedfertig halten. Wir haben nicht vergessen, daß sie Söhne des Landes von Villon, von Ronsard, von Racine, von Hugo sind, zu denen wir das Vertrauen nie verloren haben. Hier, mitten im Schlachtfeld, hier, wo der Hunger bisweilen Millionen Menschen dahinraffte, scheint uns das menschliche Leben von unschätzbarem Wert. „Der Mensch ist die Blume der Erde“, sagt eines unserer Sprichwörter. Der größte Dichter unserer Geschichte, Nguyen Du, hat sich den Schutzlosen zugewandt:

*Da sind die kleinen Kinder,
zu schlechter Stunde geboren, sie haben ihre Eltern verlassen,
niemand, der sie mitleidig wiegt,
sie wimmern, und ihre Tränen sind erbärmlich.
Schmerzlich ist die Lage der Frau!*

Zweimal hat Nguyen Du in seinen Werken seinen tiefen Schmerz herausgeschrien und das Innerste der anderen getroffen. Die Frau, durch die Jahrhunderte hindurch, war die Hauptperson unserer literarischen Werke. Von seiten der Dichterinnen Ho-Xuan Huong oder Doan thi Diem ist das natürlich. Die Meisterwerke unserer großen Dichter haben aber ebenso Frauen ins Zentrum gestellt: Cung oan nagm khuc, der Roman „Das Mädchen Kieu“, Song chu son sao. Dieses letzte Werk erzählt die Geschichte einer Frau, die auf dem Markt verkauft wurde, und die von ihrem Geliebten mit Giong-Blättern zurückgekauft wird. Denn das waren die elenden Lebensbedingungen der Frau in unserem Land.

Je unglücklicher eine Mutter ist, um so lieber möchte sie ihr Kind heiter sehen. Die vietnamesische Dichtung in der augenblicklichen Situation ähnelt diesem Kind. Sie besingt die erst vor kurzem wiedereroberte Freiheit. Sie ist der Freudenruf des Menschen, der durch seine Arbeit und seine Kämpfe Herr seiner selbst geworden ist. Seit den ersten Jahren der Revolution betrachteten die Dichter ihre Schriften gern als Entwürfe, die ebenso mißlingen können und hofften einfach, daß nach ihnen andere kommen würden, die große Werke schaffen würden; seit dieser embryonären Etappe war das Stammeln der neuen Dichtung das Stammeln einer Morgendämmerung. Keine Tiefe der Nacht kann ihr verglichen werden. Es war eine Stimme, von der die Vergangenheit träumen konnte, aber die sie noch nicht hatte hervorbringen können. Es war der Augenblick, in dem die Dichtung nicht einfach mehr schön wie eine Blume, sondern schon kostbar wie Fleisch und Blut geworden war. Tatsächlich konnten wir die Tragweite dieser Veränderung nicht in einem Augenblick erfassen. Vor 15 Jahren habe ich To Huu, den Dichter der Revolution, mit den Worten begrüßt: „Sie haben die Geographie der nationalen Dichtung verändert.“ Ich wollte damit sagen, daß die Dichtung vor der Revolution die ewigen Themen besang: das Leben, den Tod, den Menschen, und daß sie mit der Revolution neue Bereiche betreten hatte: den Kampf, die Politik. Aber erst jetzt bin ich mir darüber klar geworden, daß es sich nicht einfach darum handelt, die Geographie zu verändern, sondern daß es darum geht, die Geschichte zu verändern. Zweifellos betritt die Dichtung andere Gebiete: die Revolution, die Politik, aber sie begnügt sich nicht damit: sie hat sich erneuert und gibt dem Leben, dem Tod, dem Gesicht der Geliebten oder einer Rose einen neuen Inhalt und einen neuen Sinn. Natürlich gab es in den ersten Tagen auch Zeichen des Infantilismus. Aber in dem Maß, in dem das Land, die Nation reifte, reifte auch die Dichtung. Die, die suchten, haben gefunden. Aus dem anfänglichen Stammeln sind Rufe voller

Che Lan Vien: Vom Tal der Tränen zur Ebene des Lachens

Sicherheit geworden. Aus den Entwürfen sind Werke geworden — Werke, deren sich niemand zu schämen braucht, und die der Vergangenheit Ehre machen. Die Gedichtsammlung aus 15 Jahren der Revolution ist ein Beweis dafür, obwohl die Zusammenstellung noch nicht beendet und die Auswahl unvollkommen ist. Die Sammlungen „Seitdem“, „Viet Bac“ von To Huu, „Der Kämpfer“, „Der Dichter des Schwarzen Meeres“ von Nguyen dinh Thi, „Die Erde läßt Blumen sprießen“, „Der Himmel wird mit jedem Tag klarer“ von Huy Can, „Der Privatmann und der General“ von Xuan Dieu, „In Nord-Vietnam“ und „Die Stimme der Wellen“ von Te Hanh, wie die Sammlungen von Tran huu Thung, Hoang trung Thong, Nong quoc Chan, Ban Tai Doan sind Zeichen dieser Ehre. Die vietnamesische Dichtung von heute ist ein Freudenschrei. Bisweilen drückt sich diese Freude in etwas kindlicher Weise aus. Das Gedicht beginnt damit, eine Menge von Schwierigkeiten zu beschreiben, aber nach einem „aber“, das der Verfasser wie einen Zauberstab in die Mitte seines Werkes stellt, endet die Geschichte schließlich gut . . . Doch noch sind die Tränen in uns. Unser Land ist in grausamer Weise zweigeteilt. Körper und Geist derer, die aus der Vergangenheit und gerade erst aus dem Krieg kommen wie wir, können nicht in einem Augenblick zu neuem Fleisch und Blut werden. Aber wenn wir in unseren Gedichten von unseren Leiden sprechen und von unserer Traurigkeit, dann deswegen, um sie zu beseitigen. Diese Gedichte ähneln einer Genietruppe, die den Weg für die Armee der Freude vorbereitet.

Früher, als wir in Ketten gefangen waren, liebten wir den in die Täler und Abgründe des Schmerzes gestoßenen Menschen. Jetzt, in der Freiheit, lieben wir den Menschen auf seiner Höhe, in seiner Arbeit und seinen ruhmreichen Kämpfen. „Den Schlamm abschütteln, um sich lichttrunken aufzurichten.“ Darin besteht der Weg des Menschen nach vorne. Unsere Verse sprechen vom Menschen in seinen strahlenden Augenblicken: die Revolutionäre von To Huu, die Kämpfer des Widerstands von Nguyen dinh Thi, die Bergleute, die für den Frieden arbeiten, von Huy Can, die für die nationale Wiedervereinigung kämpfenden Patrioten von Te Hanh, die Bauern, die „mit ihren Händen und ihren menschlichen Kräften Steine und Kiesel in Reis verwandeln“ von Hoang trung Thong und Tran huu Thung, und auch die, die dabei sind, vom besonderen zum allgemeinen zu kommen, von denen Xuan Dieu spricht, die, die „vom Horizont eines Einzelnen“ aufbrechen, um zum „Horizont aller“ zu gelangen, einem weiteren Horizont, der sie selbst weiter machen wird. Wir haben von vietnamesischen zeitgenössischen Dichtern gesprochen. Jeder von ihnen hat auf einem besonderen Pfad zur Revolution gefunden. To Huu: seine ersten Verse stammen aus der Zeit, in der die „neue Dichtung“ blühte, eine literarische Bewegung von kleinbürgerlicher Tendenz. Aber schon zu jener Zeit hatte er einen besonderen Klang der Strenge und Kraft.

Seit 25 Jahren ertönt sein Gesang voller Liebe in allen Kämpfen. In Wirklichkeit ist To Huu weit davon entfernt, sich auf den Augenblick der Schlacht zu

Che Lan Vien: Vom Tal der Tränen zur Ebene des Lachens

beschränken. Seine Stimme singt, um alle Aspekte des Lebens zu feiern und zu verteidigen.

The Lu, Luu trong Lu, Xuan Dieu, Huy Can, Te Hanh, die Dichterin Anh Tho

kommen aus dem Tal der Tränen zur Ebene des Lachens, sie sind Dichter, die nachdem sie an den Wunden litten, die sie sich selber zugefügt hatten, heute die der anderen heilen und den Frühling aufbauen können.

Diese Dichter des Leidens haben verstanden, daß die Revolution ihnen gehört.

Sie stehen an der Seite der jüngeren Dichter wie Nguyen dinh Thi, Hoang trung

Thong, Tran huu Thung, des Dichters Tay Nong quoc Chan, des Dichters Man

Ban tai Doan, alle sind aus dem Schmelziegel der Revolution und des Wider-

stands hervorgegangen.

Aber unser Frühling ist nicht nur aus diesen Schwalben gemacht. 27 Gedichtsammlungen wurden vom vietnamesischen Schriftstellerverband seit 1960 publiziert, ohne die zu zählen, die von anderen Organisationen herausgegeben wurden. 1663 junge Dichter haben mit 3500 Gedichten am letzten Wettbewerb teilgenommen, der von der Zeitschrift „Literatur und Kunst“ organisiert worden war. Aber ich will nicht von Zahlen sprechen. Ich möchte einfach auf die Tat- sache hinweisen, daß unsere Dichtung reich ist aufgrund der Vereinigung ver- schiedener Generationen und daß ihre Blüte erst am Anfang steht.

Unser Land ist jetzt unsere Seele. Und unsere Seele heute ist nichts anderes als eine Parzelle der Demokratischen Republik Vietnam. Eine neue Beziehung hat sich zwischen dem Dichter und seinen Lesern hergestellt. Jedes Werk wird zu 8000 Exemplaren aufgelegt. Das von To Huu mit 100 000, das des Präsidenten Ho Chi Minh erreichte in einem Jahr eine Auflage von 500 000 Exemplaren. Kein No man's land mehr zwischen der Seele der Dichter und der ihrer Leser. Muß noch ausdrücklich gesagt werden, daß diese Tatsache dem Bestehen der Partei der Werktätigen von Vietnam zu verdanken ist?

Meine Partei hat mir die Augen und die Erinnerung geöffnet, hat Aragon gesagt. Für uns hat die Partei des vietnamesischen Proletariats die unserem Volk seit Jahrhunderten gestellten Aufgaben gelöst und ist dabei sie zu lösen. Sie hat den Feudalismus und den Kapitalismus abgeschafft, die Natur gezähmt, das Elend beseitigt. Sie bringt das Glück. Dieses Glück begnügt sich nicht damit, für den Lebensunterhalt der Menschen zu sorgen, sie zu ernähren, es lehrt sie auch singen.

Wolfgang Heise Warum Poesie?

„Das Dichten muß als menschliche Tätigkeit angesehen werden, als gesellschaftliche Praxis mit aller Widersprüchlichkeit, Veränderlichkeit, als geschichtsbedingt und Geschichte machend.“

Dieser Satz Bertolt Brechts soll zunächst mit einem Fragezeichen versehen werden. Macht Poesie Geschichte?

Welche Geschichte?

Wir wissen doch, daß Gewalt nur durch Gewalt gestürzt werden kann, daß die Waffe der Kritik — und jeder Erkenntnis- und Meinungsausserung — die Kritik der Waffen nicht zu ersetzen vermag. Wir wissen, daß im Kampf der sozial entgegengesetzten Weltsysteme die Entfaltung der technisch-wissenschaftlichen Revolution, ihre Meisterung eine entscheidende Frage ist; denn grundsätzlich vermag nur das System zu siegen, das die höhere Arbeitsproduktivität erzeugt.

Wo bleibt hier die Poesie?

Das „Kapital“ von Marx ersetzt keine revolutionäre Praxis, keine proletarische Revolution. Aber ohne Marx' revolutionäre Erkenntnis wären die Revolutionäre blind. Sie vermittelt ihnen Einsicht in Bedingungen und Gesetzmäßigkeiten des proletarischen Klassenkampfes. Sie befähigt die Kampforganisation der Arbeiterklasse, eine Strategie des Sturzes der Herrschaft des Kapitals, der bürgerlichen Gesellschaft als Herrschaftssystem zu entwickeln — im Gegensatz zu jenem Opportunismus, der nur zur perfekteren Integration in dieses System führt. Die revolutionäre Theorie ist also notwendige Bedingung, die materiellen Verhältnisse des Kapitalismus nicht als hinzunehmende, quasnatürliche Verhältnisse zu behandeln, — dann bliebe nur Anpassung übrig —, sondern als Objekt bewußter Veränderung und Umgestaltung.

Aber Poesie? Allgemeine Theorie geht ein in das besondere Handeln; sie ist anwendbar als Theorie und Methode, vermittelt jeweils ins Konkrete, auch wenn die reale Praxis nie schlechthin aus ihr deduzierbar ist. In diesem Sinne ist Poesie freilich nicht anwendbar. Bedürfen ihrer also die Akteure einer sozialistischen Umwälzung? Oder ist sie ein bloßer Luxus?

Marx jedenfalls hielt sie nicht für eine nur vergnügliche Lebenszutat. Natürlich kannte er auch Literatur als Opium des Volkes und Opium für das Volk. Eine entgegengesetzte Funktion konzipierte er am Vorabend der bürgerlichen Revolution in Deutschland; sie war nicht *nur*, aber *auch* für Literatur gedacht. Dies Programm hat seine Aktualität bis heute nicht verloren:

„Es handelt sich darum, den Deutschen keinen Augenblick der Selbsttäuschung und Resignation zu gönnen. Man muß den wirklichen Druck noch drückender machen, indem man ihm das Bewußtsein des Druckes hinzufügt, die Schmach noch schmachvoller, indem man sie publiziert. Man muß jede Sphäre der deutschen Gesellschaft als partie honteuse der deutschen Gesellschaft schildern, man muß diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen bringen, daß man ihnen ihre eigene Melodie vorsingt. Man muß das Volk vor sich selbst erschrecken lehren, um ihm Courage zu machen.“

In dieser Sicht erscheint Literatur als Organ des proletarischen und demokratischen Klassenkampfes, als bewußtes Organ der historischen Bewegung: Literarische Darstellung klärt das Verhältnis von Subjekt und Objekt des revolutionären Handelns für dessen Subjekte.

Die Verhältnisse in den hochentwickelten Ländern des modernen Kapitalismus, des hochorganisierten staatsmonopolistischen Kapitalismus und Imperialismus zum Tanzen zu bringen, bemühen sich die sozialistischen und demokratischen Kräfte, die gegen den Imperialismus als System und für eine sozialistische Gesellschaft kämpfen. Und die letzten Jahre haben genügend Tänze gezeigt, hinreichend noch nicht für die Veränderung der Verhältnisse, hinreichend aber zur Widerlegung der Doktrin ihrer Versteinerung, hinreichend für den Nachweis revolutionärer Möglichkeiten.

In den Prozeß des Reifens dieser Bewegung gehört die Selbstverständigung. Diese kann sich nur im Gespräch ihrer verschiedenen Abteilungen, Organisationen und Gruppen vollziehen. Und zum Gegenstand dieses Gesprächs gehört auch die Poesie. Nicht nur um ihrer selbst willen, sondern um dessen willen, *wofür* sie steht. Schiller forderte — gewiß in idealistisch-utopischer Sicht — die Poeten auf: „Fern dämmre schon in eurem Spiegel / Das kommende Jahrhundert auf!“ Aber er gibt damit nicht einen Tip für die Science-fiction-Industrie, sondern sucht die Kräfte und Möglichkeiten der Zukunft im Gegenwärtigen bewußt zu machen: ein Programm unmittelbar am Vorabend der Französischen Revolution. Soll sich eine sozialistisch-revolutionäre Literatur weniger vornehmen als jene progressive und revolutionär gestimmte Intelligenz der bürgerlichen Revolution? Weil die heroischen Illusionen jener Revolutionen längst widerlegt sind? Höhnisch schrieb Marx am 29. Juni 1848: „Die Februarrevolution war die schöne Revolution, die Revolution der allgemeinen Sympathie, weil die Gegensätze ... unentwickelt, einträchtig nebeneinander schlummerten, weil der soziale Kampf, der ihren Hintergrund bildete, nur eine luftige Existenz gewonnen hatte, die Existenz der Phrase, des Wortes. Die Junirevolution ist die häßliche Revolution, die abstößende Revolution, weil an die Stelle der Phrase die Sache getreten ist ...“

Die Illusion schöner Harmonie zerstob angesichts des proletarischen Klassenkampfes. Jene Schönheit, deren Gehalt bürgerliche Illusion war, zerbrach angesichts der mit ihrem Maßstab gemessenen Häßlichkeit dieses Klassenkampfes. Aber der ideologische Raster, der in „schön“ und „häßlich“ wertet und im Wer-

ten die Beziehungen zur Sache ausspricht, ist eben Klassenoptik. Und die Schönheit besteht so wenig in ihrer bourgeois Norm (die ja selbst erheblich sich wandelte) wie der Mensch schlechthin von Natur ein Bourgeois ist. Die Proletarische Revolution, die bei ihrem eigenen Inhalt jenseits illusionärer Ideale ankommen muß, um realisiert zu werden, setzt neue ästhetische Werte, eine eigene Dialektik des Schönen und Hässlichen, in welche eingeht, daß sie ihre Poesie nicht aus der Vergangenheit, sondern nur aus der Zukunft schöpfen kann, wie Marx im 18. Brumaire darlegt.

Aus diesem Zusammenhang erwächst auch ihre Poesie des gestalteten, fixierten Wortes.

Es ist also zu reden darüber, daß aus Teilen der zum Sozialismus drängenden Bewegung, und zwar gerade von der in Aktion geratenen, zur Aktion drängenden Intelligenz her, die These vertreten wird, daß die Kunst tot, die Poesie überlebt sei; daß das Herstellen von Gedichten und Theaterstücken den Revolutionär von der Arbeit abhalte, ja, daß mit Produkten der Poesie nur das etablierte System beliefert werde: Das einzig wahre Kunstwerk sei die Revolution.

Gewiß trifft Enzensberger Richtiges, wenn er solche Ideen als „revolutionäres Gefuchtel“ beurteilt, „das in der Liquidierung der Literatur Erleichterung für die eigene Ohnmacht sucht.“

Aber reicht das aus?

Zumal der gleiche Enzensberger erklärt: „Eine revolutionäre Literatur existiert nicht, es wäre denn in einem völlig phrasenhaften Sinn des Wortes. Das hat objektive Gründe, die aus der Welt zu schaffen nicht in der Macht von Schriftstellern liegt. Für literarische Werke läßt sich eine wesentliche gesellschaftliche Funktion in unserer Lage nicht angeben.“ Folglich unterliege jedes Schreiben dem Risiko, nutzlos oder aussichtslos zu sein. Das Machen von Kunst und Literatur sei dadurch zwar nicht widerlegt, könne aber auch nicht mehr gerechtfertigt werden. Von dieser Sicht aus sieht Enzensberger Möglichkeiten, die zu experimentieren seien, in einer operativen und analytischen, für die Praxis handhabbaren Literatur.

Ernster nimmt Karl Markus Michel die genannte Tendenz, wie sie auch in Mauerinschriften Pariser Studenten sich artikulierte: hier spräche sich aus, „daß unsere Welt sich nicht mehr poetisieren läßt, nur noch verändern... Damit sind Theorie und Poesie virtuell in ein neues Stadium getreten, das seine Sprache erst noch finden muß.“

Es handelt sich bei solchen Positionen nicht um den elementaren Praktizismus, der das kurzfristig Handhabbare mit kontrollierbarem Effekt fordert: — das ist eine in der Arbeiterbewegung häufig auftretende und überwundene und überwindbare spontane Erscheinung.

Hier argumentieren Intellektuelle. Daß angesichts revolutionärer Fronten und Perspektiven die eigene Produktion in Frage gestellt wird, ist notwendig, gesund und sinnvoll um künftiger Produktionen willen. Wenn Michel die Alternative

zwischen Poesie und Politik formuliert, so ist das zweideutig: einmal erscheint dies als positive Behauptung, zum andern als Phasenbestimmung eines Übergangs zu neuer Theorie und Poesie.

Übergang woher — und: wohin?

Die Traditionslinie, die Michel zieht, ist aufschlußreich. Er konstatiert „ein Verhältnis der Abhängigkeit dieser neuen aktivistischen von der alten literarisch-kritischen Intelligenz der westlichen Welt. Nicht nur der heillose Zustand dieser Welt im allgemeinen hat die erstere hervorgebracht, sondern ganz speziell das politische Versagen der letzteren: die theoretische und poetische Konsequenz, die aus diesem Versagen gezogen wurde; eine Konsequenz, die keine schöne Aussicht mehr läßt. Elliptisch gesagt: nicht Ernst Bloch, dieses atavistische Denkmal des Noch-nicht, das sich die neue Linke gern als Gallionsfigur auslebt, steht als Stachel hinter ihren Aktionen, viel eher das hermetische Denken von Adorno, das sich in politische Praxis nicht ummünzen läßt und dennoch umgeschlagen ist in konkreten Protest.“

Nicht Brecht, der als „exotische Frucht“ konsumierte, sondern Beckett wirke da: „Beckett, diese verröchelnde Stimme der Poesie, die nicht mehr zu sagen vermochte, was anders sein sollte, an der gemessen aber jede andere Rede als Geschwätz erschien — Beckett und die Folgen, das war der konsequente Verzicht auf die Artikulation einer Alternative zu dem, was ist, und deshalb auch der Verzicht auf jegliche Rechtfertigung.“

Zunächst ist zu fragen, ob solche „hermetische“ Position wirklich auf Rechtfertigung verzichtet. Rechtfertigung in direktem Sinne ist gar nicht nötig, wenn auf die Alternative verzichtet wird. Auf die Alternative wird verzichtet — und nicht nur auf deren Artikulation — wenn die Systemimmanenz, wenn universale Entfremdung zum Fetisch der Realität schlechthin verabsolutiert wird. Wenn nicht innerhalb der Realität die Entfremdung und ihr Gegenteil, das, was sie produziert und aufzuheben vermag, begriffen wird. Die Verzweiflung, die das, was ist, nur in der Interpretation negiert, bestätigt es durch Negation seiner realen, eben durch und allein im Klassenkampf realisierbaren Alternative. Beckett demonstriert die Änderungswürdigkeit der Welt und verneint ihre Änderbarkeit.

Gewiß ist die Verneinung solch „kritischer“ Position Voraussetzung um zur Aktion und damit zur wirklichen Verneinung dessen, „was ist“, zu kommen. Aber das ist kein „Umschlag“ aus Kontemplation in Protest und Aktion, keine aus der inneren Logik hermetischer Kontemplativität folgende Konsequenz, sondern ihr Sprengen. Und der erste Schritt mag als einfache Negation zugleich gebunden bleiben an seinen Ausgang: als Aktion der Verzweiflung, um aus der Tatenlosigkeit der Klage übers entfremdete Leben und die versteinerte Gesellschaft hinauszukommen, die Not als Not und nicht als Tugend zu artikulieren. Doch sind Inhalt und Richtung dieser Aktion schon nicht mehr aus der bloßen Verneinung zu gewinnen, schon gar nicht bloßer Verneinung der hermetischen Position: es sei denn, man verharre in individuellem Anarchismus. Dann wäre

auch der Weg nicht weit zur Reintegration als erst tolerierter, dann goutierter Bürgerschreck. Die blanke Erfahrung zeigte schon, daß die Inhalte und Richtungen aus den objektiven gesellschaftlichen Widersprüchen, aus den Antagonismen des nationalen und internationalen Klassenkampfes gewonnen werden und werden müssen; daß — so verworren die internen Fronten sein mögen — die Logik des Klassenkampfes den Kampf um die staatliche Macht, für Einschränkung und Beseitigung der Macht des Monopolkapitals, für die Errichtung einer sozialistischen und demokratischen Staatsmacht als Mittel der Gesellschaftsumgestaltung vorschreibt. Wird das verfehlt, verpuffen die großen Anstrengungen. Als eine Phase in dieser Entwicklung erscheint mir die falsche Alternative, diese Welt sei entweder zu poetisieren oder zu verändern. Selbst wenn Poetisieren schlechtes Rühmen wäre — was es nicht ist — wäre noch immer zu fragen, ob nicht wenigstens diejenigen, die da verändern, zu rühmen wären. In dieser Alternative wird noch das Modell des Entfremdungsfetischismus bewahrt, dem auch die Poesie sich beugen muß, und sei es im irren Schmerzenslaut. Das Subjekt des Änderns müßte dann nicht von dieser Welt sein, — dabei ist es, und das kann allein praktisch ändern, ihre eigene massenhafte produktive Grundlage. Daß die verändernde Kraft aus eben diesem verneinten System erwächst, daß sie nicht nur Subjekt der Änderung, sondern auch ihrer Poesie ist — wie deren Gegenstand —; daß es sich im Poetischen seiner Möglichkeiten inne wird und dessen bedarf — diese Einsicht vermag erst aus dem organisierten, langfristigen Kampf zu erwachsen.

Daß die Revolution das wahre Kunstwerk sei, ist ein wahrer, wenn auch gut gemeinter Kurzschluß. Die Ästhetisierung des Lebens, seine Betrachtung als Kunstwerk begann als Romantik und endete als Lebenskunst des Dandy. Die falsche Identifikation überträgt die spezifisch ästhetische Kontemplation vom geistig kommunikativen Werk (das allerdings unter Umständen organisierende Funktion erfüllen kann) auf die Realität materiellen Handelns. Das Ergebnis wäre keine erwartete „schöne“ Revolution sondern Politik als Leistung des Virtuosen, der sich selbst aufspielt.

Doch ist damit noch nicht das Problem gelöst, nicht die Frage beantwortet, welche Funktion Poesie für die sozialistische Bewegung im Kampf gegen den Kapitalismus erfüllen könnte und müßte. Und wegzuwischen ist natürlich nicht die Erfahrung, daß das Schöne zum bloßen Modus der Annehmlichkeit geworden ist, Vehikel eines Konsums, der den Konsumenten konsumiert. Erscheint nicht, angesichts dessen, was not tut, Poesie als bloßes Gebastel am Wort ohne Wirkung, wenn intensive Kraftanstrengung, leidenschaftlichste persönliche Beanspruchung doch nur in die Münze des Gängigen umgesetzt wird und werden muß? Wie ist Poesie zu machen in einem Kulturbetrieb, dessen Industrie noch den revolutionären Gestus als interessantes Ornament, die leidenschaftlichste Opposition gegen das System als dessen „erregende“ Novität verkauft? Stirbt nicht alles an seiner Verdaubarkeit und Folgenlosigkeit? Wen sollen die Banalitäten des Bewußtseins-

stroms interessieren — (unterhalten tun sie schon, das Banale erscheint bedeutend), ja ändern?

Fragen, vor denen wir nicht kneifen wollen. Die Fähigkeit des kulturideologischen Betriebes, — was die Integration theoretischer und poetischer Produktion anbetrifft, die gegen das herrschende System gerichtet und gemeint ist, scheint fast unbegrenzt. Der Schock, brutal in Frage gestellt zu werden, wird als Nervenreiz wohligen Schauders organisiert, dem Behagen seine Negation integriert. Integration besagt dabei allgemein Organisation von Folgenlosigkeit.

Aber: Aus solcher Integration in den kapitalistischen Kultukonsumbetrieb sollte wiederum kein Fetisch gemacht werden. Daß er nämlich gezwungen ist, systemtranszendierende Ware zu liefern, spricht für den Konsumentenbedarf. Daß er gezwungen ist, Folgenlosigkeit zu organisieren, zeigt, daß diese sich eben nicht spontan erwarten läßt. Gewiß ist Brecht zum Konsumobjekt eines liberalen Kulturbetriebs geworden: aber sind seine Konsumenten *nur* kontemplative Genießer? — Als der französische Hofadel sich über Figaros Hochzeit amüsierte, sich gut getroffen fand, — konnte er wohl damit geistige Liberalität demonstrieren, aber das rettete ihn nicht, als Figaro dann wirklich zum Tanz aufspielte.

Das Objekt des Kultukonsums wird ja im Konsum nicht verbraucht wie eine Wurst. Das poetische Werk behält seine Objektivität, seine mögliche Wahrheit und damit auch die Wirkungsmöglichkeit wie seine Handlungsstimulantien. Das hängt von den Aufnehmenden ab. Es ist die Frage, ob die Rolle des berieselten Objekts, ob die kapitalistisch organisierten Kulturbedingungen, ob der Integrationsanspruch akzeptiert werden müssen. Ob von einem sozialistisch-revolutionären Standpunkt aus dem kapitalistischen System all das geschenkt werden muß, womit es sich zu unrecht schmückt, was es nur scheinbar integriert: ob ihm das Rollenspiel, das es aus Selbsterhaltungs- und Marktgründen treibt, gutgläubig abgenommen werden sollte. Ob ihm also die Neunte Symphonie geschenkt werden sollte, nur weil sie als staatliches Kultobjekt und -instrument gebraucht wird.

„Denn nicht Mächtiges ist's, zum Leben aber gehört es,
Was wir wollen, und scheint schicklich und freudig zugleich.“

War dieser Vers Hölderlins die Selbstdäuschung eines revolutionär Gesinnten, der zum Handeln nie Gelegenheit fand? Oder hat die Poesie ihm die revolutionäre Position vermittelt, ihren Gehalt geprägt? Gehört Poesie zum Leben auch einer revolutionären Bewegung — oder ist das ein bloßer Berufswunsch ihrer Verfertiger, ihrer Ware neue Märkte zu öffnen? Oder der Traum des scheiternden Idyllikers?

Schon zu Beginn des industriellen Kapitalismus hatte Hegel die These verkündet, daß die Kunst als „Form, die tiefsten Interessen des Menschen, die umfassendsten

Wahrheiten des Geistes in das Bewußtsein zu heben und auszusprechen“, zu ende gehe — nicht in dem Sinne, daß sie nicht mehr produziert werde, aber als Verlust ihrer Bedeutsamkeit. Hegel sah in der nachrevolutionären bürgerlichen Gesellschaft keine Perspektive für die Kunst; hinsichtlich ihrer höchsten Bestimmung blieb sie für ihn ein Vergangenes, Gegenstand denkender Betrachtung, der kein programmatischer Gedanke entsprang. Hier war — wie insgesamt in seinem System — die Zukunft ausgeschlossen. Wenn die absolute Idee im philosophischen Sichselbstbegreifen zur Ruhe kommt, ist es mit der Geschichte der Kunst zu Ende, die nur eine niedere Form der Anschauung dieses Begreifens sei. Damit ward aber die Hegelsche Gegenwart, die bürgerliche Gesellschaft, selbst absolut gesetzt: über sie führte kein Weg hinaus.

Diese Ästhetik ist ein Abschied von den heroischen Illusionen der bürgerlichen Revolution, die ihre ästhetische Form im Klassizismus gefunden hatten. Weder die Revolution noch ihr Resultat waren „schön“ gewesen, — und die antikische Imperatorengärde des bonapartistischen Militärdespotismus hatte das klassische Ideal ins Gegenteil verkehrt.

Der deutsche Klassizismus hatte in der griechischen Schönheit eine ewige, folglich zukunftsbestimmende Kunstdnorm gesehen. Der beschränkte bürgerliche Inhalt verschwand hinter der idealistischen Gestalt griechischer Schönheit als dem utopischen Bilde einer unentfremdeten Gemeinschaft und eines unverkümmerten, frei und öffentlich sich entfaltenden Menschentums. Die nüchterne Prosa der nachrevolutionären Gesellschaft, die Entwicklung von Industrie und Handel, von Klassen- und Konkurrenzkampf hatte diese Illusion widerlegt. Der Bourgeois trat als Wahrheit des heroischen Citoyen hervor.

Hegel hatte die klassizistische Utopie ernüchtert preisgegeben, klassische Idealität als Produkt unwiederholbarer Verhältnisse realistisch begriffen, aber als absoluten Maßstab der Kunst bewahrt, von dem her er nicht nur die klassisch-schöne, sondern die Kunst überhaupt in der bürgerlichen Gesellschaft — im Sinne des oben formulierten Anspruchs — preisgab.

Darin reflektierte er zugleich — vermittelt durch die Systemkonstruktion — einen wesentlichen geschichtlichen Tatbestand: in Antike und Renaissance standen die Künste als geistige Gestaltung durchaus auf der Höhe der zeitgenössischen wissenschaftlichen Erkenntnisleistungen und Möglichkeiten. Seit Entstehung der modernen Wissenschaft war hier ein Bruch entstanden. Die theoretische mathematisch-naturwissenschaftliche Erkenntnis, zunehmend in der modernen Technik materialisiert, entzog sich in wachsendem Maße einem Vorstellungskreise, der seine Modelle der sinnlich vertrauten Welt entnahm bzw. aus dieser seine ästhetische Zeichensprache bezog. Wurden im Kapitalismus die sozialen Verhältnisse als innere Zusammenhänge und Ordnung des gesellschaftlichen Handelns immer abstrakter, so gilt zugleich, daß die erkannten Naturzusammenhänge und die Methoden ihrer Erkenntnis und Darstellung abstrakter, unsinnlich-konstruktiver wurden.

Hegel sprach mehr aus, als ihm bewußt war — auch in dem, was seinen ästhetischen Bestimmungen sich entzog.

Die These vom Ende der Kunst zeigt ein tatsächliches Zuendegehen an: das Ende eines Typus künstlerischer Produktion, das seine Form-, Funktions- und Gehaltsmodelle aus seinem sozialen Zusammenhang vorherrschend persönlicher Abhängigkeiten bezog, aus sozialen Systemstrukturen, die wesentlich ihre produktiven Kräfte reproduzierten auf sehr begrenzt entwickelter Stufe. Dies Modell war schon lange in die Krise geraten, es zerbrach schließlich am industriellen Kapitalismus, an dessen Beziehungen sachlicher Abhängigkeit, an seiner Tendenz zu schrankenloser Entwicklung der Produktivkräfte, an der Universalisierung der Warenbeziehung und des Kapitalverhältnisses sowie der daraus sich ergebenden historischen Form allgemeiner Entfremdungsstruktur gesellschaftlicher Tätigkeiten und Beziehungen.

Hegels Konzeption von Wesen, System und Geschichte der Künste versagte sowohl vor den neuen gesellschaftlichen Antagonismen des Kapitalismus als auch vor den neuen gesellschaftlichen Produktivkräften materieller und ideeller Natur. Daher erfaßte sein ästhetisches Schema nicht oder unzureichend diejenigen Kunstproduktionen, die kritisch die kapitalistischen Verhältnisse reflektierten und schließlich operativ sich gegen sie wandten. Er begriff nicht die — wiewohl in entfremdeter Gestalt — sich entwickelnde neue technische Zivilisation in ihrem neuen Verhältnis zur außermenschlichen Natur, die aus ihr erwachsenden neuen technischen Möglichkeiten der Künste, folglich auch nicht die Möglichkeiten neuen ästhetischen Sprachmaterials als eines in ästhetische Zeichen verwandelten Wirklichkeitsmaterials.

So wenig Hegel in der Selbstbewegung der bürgerlichen Gesellschaft die revolutionäre Rolle des Proletariats als wichtigster Produktivkraft erkennen konnte, so wenig vermochte er eine über diese Gesellschaft hinausführende Funktion der Künste zu bestimmen. Gerade das aus dem Charakter der neuen Produktivkräfte erwachsende revolutionäre Verhältnis zur Gesellschaft, das erst Marx theoretisch bewußt machte und das der Kunst neue Funktion, Gegenständlichkeit und Gehalt ermöglicht, schloß sein ‚falscher Positivismus‘ aus — jenes Verhältnis, das die Zusammenhänge des gesellschaftlichen Lebens als Objekt bewußter Umgestaltung zwecks Freisetzung der Produktivkräfte behandelt — im praktischen Klassenkampf und deshalb in der poetischen Darstellung.

Marx’ Neuansatz, wie er schon in der ersten Systemskizze in den Ökonomisch-philosophischen Manuskripten zum Ausdruck kommt, leistet mit der materialistischen Untersuchung des materiellen Produktionsprozesses die Aufdeckung der revolutionären Dialektik der kapitalistischen Ökonomik, begründet daher ökonomisch die vorher nur politisch und philosophisch verstandene Rolle des Proletariats als Totengräber der bürgerlichen und Konstrukteur der sozialistischen Gesellschaft. Damit sind auch für die Ästhetik als Theorie, Programmatik und immanente Bewußtheit der Kunstproduktion neue Ansätze gegeben: sie erwachsen

aus dem neuen Epochenverständnis, aus dem Begreifen der materiellen sozialen Bedingungen der Kunstproduktion als geistiger Produktion, aus neuem Begreifem ihres Gegenstandes wie ihrer Rolle innerhalb der Geschichte als Selbsterzeugung des Menschen durch seine ver gegenständlichende Arbeit in der antagonistischen Bewegung der Klassenwidersprüche. Dieser Ansatz ermöglicht zugleich, Kunst zum bewußten Organ der sozialistischen Klassenbewegung zu machen — als Moment, Vermittlung, antizipierende und stimulierende Bewußtseinsgestaltung innerhalb der Praxis des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus. Das schließt auch die Rehabilitierung der menschlichen Sinnlichkeit ein, die Hegels Idealismus zum bloß vermittelnden Moment abwerten mußte, während der frühere Materialismus sie des geistig-gesellschaftlichen Gehalts entkleidete. So heißt es in den Ökonomisch-philosophischen Manuskripten:

„Die Aufhebung des Privateigentums ist daher die vollständige Emanzipation aller menschlichen Sinne und Eigenschaften, aber sie ist diese Emanzipation gerade dadurch, daß diese Sinne und Eigenschaften menschlich, sowohl subjektiv als objektiv, geworden sind. . . Die Sinne sind daher unmittelbar in der Praxis Theoretiker geworden . . . Nicht nur im Denken, sondern mit allen Sinnen wird daher der Mensch in der gegenständlichen Welt bejaht.“ Aber: „Erst durch den gegenständlich entfalteten Reichtum des menschlichen Wesens wird der Reichtum der subjektiven menschlichen Sinnlichkeit, wird ein musikalisches Ohr . . . werden erst menschlicher Genüsse fähige Sinne . . . teils erst ausgebildet, teils erzeugt.“ Entschiedener antiasketisch läßt sich nicht argumentieren.

Und von dieser materialistischen Sicht her charakterisiert Marx die Dialektik des Wirklichen und ihm widersprechenden Möglichen innerhalb des Kapitalismus, wenn er als Leistung und Grenze des kapitalistischen Systems bestimmt „die im universalen Austausch erzeugte Universalität der Bedürfnisse, Fähigkeiten, Genüsse, Produktivkräfte der Individuen . . . die volle Entwicklung der menschlichen Herrschaft über die Naturkräfte, die der sogenannten Natur wie seiner eigenen Natur . . . das absolute Herausarbeiten seiner schöpferischen Anlagen“ — jedoch in der Form der Entfremdung, der Unterordnung der Individuen unter die Herrschaft des Kapitals, der Verwandlung des produzierenden Subjekts in ein Objekt des verselbständigt Produktionssystems als eines Ausbeutungs- und Herrschaftssystems.

Sozialistische Revolution ist Revolution nicht der Armut gegen den Reichtum, sondern der Arbeiterklasse gegen die Bourgeoisie, der Produktivkräfte gegen die Produktionsverhältnisse, ist folglich Revolution der im Kapitalismus erzeugten produktiven Potenzen gegen ihre entfremdete Daseinswirklichkeit.

An diesem Widerspruch, der im Klassenkampf, im nationalen wie internationalen, die Bewegung seiner Lösung findet, setzt sozialistische Poesie an. Sie ist revolutionär, insofern sie Ausdruck, Selbstdarstellung, Selbstbewußtwerden — und darin ideelle, die Lösung vorwegnehmende und stimulierende Aktion seiner revolutionären Seite ist. Dadurch wird sie Organ sozialer Selbstverständigung und

Solidarität der revolutionären Klasse, Organ ihrer Formierung als handlungsfähiges Subjekt.

Der Umweg über Hegel führt uns auf Marx' Konzeption der sozialistischen Emanzipation, damit auf die Epochenproblematik. Aus dem Verhältnis zwischen Gesamtperspektive und konkretem Augenblick des Klassenkampfes im Gegensatz zum System des Kapitalismus resultiert die eigentliche Problematik revolutionärer Poesie.

Die sozialistische Bewegung muß ein Interesse an ihr nehmen. Abwertung der Poesie wäre gerade ein Verdecken, Abwerten des humanistischen Gehalts, des Totalcharakters der sozialistischen Umwälzung: Abwürgen eines Organ, um dieses Gehalts im Augenblick, in der einzelnen Etappe, im besonderen Konflikt bewußt zu werden — vermittelt durch den exemplarischen Charakter poetischer Erfahrung.

Daher genügt es nicht, Poesie als Mittel der Agitation oder Aufklärung zu bewerten und zu rechtfertigen. Als solches Mittel kann sie auch dienen. Aber die operativen Formen und Funktionen gewinnen ihren Gehalt, ihre Besonderheit aus dem Stellenwert im Ganzen. Auch das Einzelwerk leistet nicht, was Poesie als gesellschaftlicher Kollektivprozeß leisten könnte. Um diesen geht es hier, nicht schlechthin um eine Theorie der schönen Literatur.

Betrachten wir Poesie als sozialen Kommunikationsprozeß. Er wird vermittelt über die geformten Sprachgebilde als objektivierte Gestalt ästhetischen Scheins. Immer impliziert das Werk Selbst- und Weltdarstellung, im Medium des Phantastischen Wahrheit oder Illusion, bezogen auf gesellschaftliche Realität, stets zu ihr und in ihr Beziehungen aussprechend, eingehend und vermittelnd. Als ästhetisches Bild vermittelt es im Schein mitgeteilter und vollzogener Erfahrung, dargestellter Wirklichkeit, direkter Rede in der konstruierten Kunstgestalt gesellschaftlich allgemeine und verallgemeinerte Erfahrung (von Menschen, Verhältnissen, Ich-Du- und Wirbewegungen).

Im poetischen Wortgebilde verbinden und durchdringen sich Ausdrucks-, Darstellungs- und appellative Funktion. Als objektive Gestalt im Kommunikationsprozeß gewinnt es, vermittelt über die bewegte Dialektik von Form und Gehalt, aktivierend-fordernden Charakter gegenüber des Subjekts Aktivität, es provoziert den Rezipierenden, Aktive Rezeption aber bringt über die Phantasie, die durch den ästhetischen Schein in Bewegung gesetzt wird, eine Totalität subjektiver Möglichkeiten ins Spiel — gerade weil hier ein freies Verhältnis statthat, einer Wirklichkeit begegnet wird, die keine ist. Dabei werden die Alltagsverbindlichkeiten distanziert, Gewohnheiten kritisch durchbrochen, Verstummtes beginnt wieder zu reden, aktives Verhalten wird im Spiele geprobt — jenseits seiner üblichen Kanalisierungen, der ganze Mensch spielt seine Möglichkeit, seine ideelle wie Handlungsmöglichkeit. Das Ich sieht im anderen sein Schicksal, erfährt sich aus- und angesprochen im Wort des anderen, solidarisiert sich, nimmt Partei. Der Möglichkeit nach, gewiß. Das kann Tagtraum sein, Ersatzleben wer-

den, Fluchalternative zum Vorhandenen als dieses bestätigendes Erlösungsspiel werden — oder für die Realität selbst sensibilisieren, neue Beziehung zu ihr öffnen, aktive Haltung bilden, über das Phantastische die gesellschaftliche Realität, die eigne Lage und eigene Möglichkeit tiefer begreifen lassen. Dieser positiven Möglichkeit der Poesie gehört hier unser Interesse. Im Produzieren wie in der Rezeption des poetischen Gebildes geht es in der ästhetischen Vergegenständlichung wie ihrer Aneignung um Aneignung solcher realer menschlicher Möglichkeiten, die ja selbst objektiv-historisch produzierte und als solche Möglichkeiten der geschichtlichen Subjekte sind. Es geht hier nicht um Information über auch prosaisch mitteilbare, theoretisch-begrifflich abgebildete und abbildbare Sachverhalte — sie sind höchstens das Abstrakte des ästhetisch Konkreten. Es geht auch nicht um Versinnlichung dessen, was theoretisch schon bekannt: die *ars popularis* behandelt ihre Adressaten als Objekte, nicht als Subjekte, die ihre eigene Möglichkeit ergreifen, mit der Realität sich selbst entdecken. Und die einzigartige Chance, die unersetzbare, und damit die mögliche bildende Wirkung der Poesie besteht eben darin, in der Gestalt exemplarischer Erfahrung (im weitesten Sinne) für die gesellschaftliche Realerfahrung zu sensibilisieren, gesellschaftliche Praxis am poetischen Modell als Möglichkeit zu erfahren, zu stimulieren, bewußtseins- und haltungsbildend zu wirken. Sie vermag eben — durch die spezifische Dialektik der poetischen Gestalt — am Konkreten die Beziehung von Einzelnen und Allgemeinem, von Individuellem und Kollektivem, des Entwicklungsausschnittes und Gesamtprozesses, des Gegenwärtigen und Zukünftigen-Perspektivischen, des besondren Kampfzieles und der Totalität einer neuen Welt, von Einzelaktionen und geschichtlicher Bewegung, Einzelbild und Weltanschauung ins Bewußtsein zu heben — eben durch den ästhetischen Vollzug, der zwischen betroffener Individualität, deren ideeller Aktivität und ästhetischem Objekt im Kontext seines Wirklichkeitshorizonts sich bewegt, dessen Akt zugleich das sozialisierende Moment immanent. Poesie vermag im gefesselten Prometheus den befreiten, in der kapitalistisch geknechteten Arbeit die Potenz ihres befreiten Schöpfertums, im gemeinen Genuss die Möglichkeit und Sehnsucht des menschlichen, in der versteinerten Gesellschaft die Potenz ihrer Änderung, in der unbewußten Aktion die Kraft der bewußten als Möglichkeit sichtbar zu machen — eben über subjektive Freisetzung der produktiven Aktivitäten. Selbstverständlich wirken diese nicht im leeren Raum, sind selbst schon ideologisch-geprägt, in Relation zum Gewußten, Gedachten etc. Die Welt als änderbar darstellen, heißt eben Aufdecken dieser Dialektik von Wirklichkeit und Möglichkeit.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß hier nicht ein kontemplatives Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt gemeint ist — im Sinne der Erkenntnis ferner Sterne, sondern in diesem ästhetischen Verhältnis sind wir ja Subjekt und Objekt im weitesten Sinne. Folglich geht es um die Beziehung: ob zur gegebenen bürgerlichen Gesellschaft ein Anpassungsverhältnis eingegangen bzw. vermittelt wird — oder ob die Möglichkeit ihrer Behandlung als Objekt der Veränderung, der Um-

wälzung ins Bewußtsein gehoben und dadurch eine revolutionär-kritische Haltung und Beziehung vermittelt, probend eingegangen wird: ob das Subjekt, eben das Proletariat als Adressat sozialistischer Kunst, in der Alltäglichkeitsillusion seiner Ohnmacht, seines Objekt-seins bestätigt wird — und sei es durch gemütliche Versöhnungswünsche — oder ob seine Subjektivität geweckt, bewußt gemacht, im Reichtum ihrer Möglichkeiten ins Spiel gebracht wird. Und — das führt jetzt zu weit — hier werden dann ästhetische Grundbestimmungen des Tragischen und Komischen wesentlich: weil sie Beziehungen ausdrücken und betätigen. Die Gesellschaft des Kapitalismus als änderbar darstellen, heißt ihr gegenwärtiges Vergangensein, heißt sie als Objekt der Komik darstellen — das besagt nicht, daß Gelächter sie beseitigt, wohl aber, daß ihre Totengräber ihrer Kraft und Stellung darin bewußt werden können.

Erst diese allgemeine Grundlage ist die Voraussetzung dafür, daß revolutionäre Poesie operativ werden kann. Ihr Operationsfeld ist nicht die Einzelaktion, so sehr diese Anlaß und Gegenstand sein kann, sondern der ganze Mensch und die ganze Bewegung. Gerade deshalb kann sie, ausgehend vom oben entwickelten Widerspruch als Klassenkonflikt ein entscheidend wichtiges Organ der revolutionären Kräfte gegen den Sog der Integration, gegen den ideologischen Druck, gegen die Inflation manipulierter Meinungen, gegen den Schein, der Herrschaftsverhältnisse als technologische und Ausbeutung als Gleichheitsverhältnis erscheinen läßt, gegen das ganze System ideologischer Verknechtung sein, dessen Apparatur die Objekte monopolistischer Herrschaft zur Bejahung ihres Objektseins und zur Illusion der Pseudosubjektivität des Marktteilhabers suggestiv zu bringen sucht.

In diesem Sinne kann Poesie unter der Bedingung kapitalistischer Herrschaft ihre revolutionäre Funktion beweisen: als Organ der Selbstverständigung und Solidarität der revolutionären Kräfte, als Organ kollektiver Selbsterkenntnis — und Erfahrung, betätigt in der genußvollen Aktivität ästhetischen Spiels. In diesem Sinne kann sie Organ der Selbstformierung des revolutionären Subjekts sein — potentiell also der Gesamtheit derer, die im Kapitalsverhältnis auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesen sind (unabhängig von Qualifikation, Bezahlungsmodalität, Statusprämiern). Im Rahmen dieser allgemeinen Funktion spezifizieren sich ihre besondren Gebrauchs- und Gattungsrichtungen.

Das ist die Chance der Poesie, ihre Möglichkeit, ihre Aufgabe. Sie ist spezifisches Organ der sozialistischen Möglichkeiten im Kapitalismus: das ist ihre historische Spezifität. Die revolutionäre proletarische Bewegung hat kein anderes „Instrument“, die Totalität ihres Ziels, das Ganze ihres Kampfes für die Individuen wie für ihre einzelnen Entwicklungsphasen und -etappen in antizipierender, weckender Gestalt zur erlebbaren Erfahrung werden zu lassen.

Solche Konzeption ist kein Rezept. Sie sieht eine reale Möglichkeit. Sie ist durchaus riskant — hinsichtlich Produktion und Wirkung. Sie will versucht sein. Von Gorki bis Neruda und Aragon aber zeichnen sich reale Vorbilder ab.

Das sei eine vorläufige Antwort. Sie impliziert ein positives Verhältnis zum Erbe und läßt sich nicht durch falsche Etikettierung imponieren. Sie schenkt nicht, was heute und morgen zu bewegen vermag, dem Kapitalismus. Sie gibt, als Möglichkeit und als Notwendigkeit, doch eine sinnvolle Funktion an für revolutionäre Poesie in der gegenwärtigen bürgerlichen Gesellschaft: als bewußtes Organ der sozialistischen Bewegung. Das ist keine Funktion für, sondern gegen diese Gesellschaft. Diese Konzeption gründet auf der Überzeugung, daß das revolutionäre Subjekt nicht gesucht oder erfunden, sondern zu Bewußtsein gebracht und organisiert werden muß.

Deshalb ist der Kurzschluß, die Poesie sei tot, oder nicht mehr machbar etc., im Kampf der Klassen ein Geschenk für die Bourgeoisie. Er behauptet nur, daß revolutionäre Poesie nicht machbar sei. Die andre Seite fragt nicht nach solchen Verdikten.

Natürlich: der Poet ändert durch sein dichterisches Wort unmittelbar nichts. Es sei denn, er betätigt sich als politisch Handelnder. Und das ist sinnvoll, notwendig — auch für seine poetische Tätigkeit. Aber das ersetzt die Poesie nicht, die die Handelnden brauchen. Ohne sie wären sie ärmer, wüßten weniger, wofür sie kämpften und was der Sinn ihres Kampfes ist. Deshalb ist und bleibt Poesie eine revolutionäre Aufgabe.

Zur Kritik des Schullesebuchs und die Anfänge einer Demokratisierung

Als aus Anlaß des 90. Geburtstages der 1964 gestorbenen ostpreußischen Heimatdichterin Agnes Miegel, am 8. März 1969, im niedersächsischen Bad Nenndorf das Gymnasium nach Agnes Miegel benannt werden sollte, protestierten Lehrer und Schüler gegen diese Namensgebung. Es waren schon vorher Schulen in der Bundesrepublik nach der Dichterin benannt worden,¹ deren nationalistische Heimatdichtung nicht nur den Beifall der Nazis fand, sondern zeitweise auch in die Naziideologie einmündete. Doch zum ersten Mal war gegen eine solche Namensgebung öffentlich protestiert worden. Es wurde daran erinnert, wie die Miegel einst Hitler besungen hatte („Laß in deine Hand, Führer, uns vor aller Welt bekennen: Du und wir, nie mehr zu trennen, stehen ein für unser deutsches Land!“) und Lehrer forderten in einer Resolution an den Kreistag, „dafür zu sorgen, daß uns nicht ein Name aufgezwungen wird, den wir aus demokratischer Überzeugung ablehnen müssen“. Die „Aktionsgemeinschaft demokratischer Schüler“ erklärte es für „falsch, eine Schule, die der Heranbildung demokratischer Staatsbürger dienen soll, mit einem derartigen Namen zu belasten“².

Die Vorgänge in Bad Nenndorf — Agnes Miegel lebte dort von 1948 bis zu ihrem Tode als „Ehrenbürgerin“ — ließen sich vergleichen mit den Protesten von Lehrern Ende 1964 in Dithmarschen gegen den Kult um den Nazibarden Adolf Bartels. Sie polemisierten damals gegen die „Seinsmystik völkischer Heilsapostel“ und schrieben: „Es liegt uns daran, die provinzielle Enge deutlich zu machen, in der hierzulande seit Generationen selbstverständliche Gesetze menschlichen Wesens und Zusammenlebens zu raunendem Volkstum verkitscht und mit gefährlicher Programmatik als Regeln für Rassen- und Geschlechterhygiene exerziert werden“³.

In einer Fernsehsendung des Bayerischen Rundfunks im Sommer 1964, in der Wolfgang Schulz und Peter Krebs die Ergebnisse einer Untersuchung über 161 von 400 an den Schulen zugelassenen Lesebüchern vorlegten, hieß es: „Das Weltbild, das in diesen Lesebüchern unserer Jugend angeboten wird, ist höchst fragwürdig. Es ist recht veraltet, es ist leider auch oft kitschig und es ist auch zuweilen

¹ Am 80. Geburtstag Agnes Miegels, 1959, konnte der damalige Bundesvertriebenenminister Theodor Oberländer darauf hinweisen, „daß nicht weniger als 13 Oberschulen in der Bundesrepublik den Namen Agnes Miegel tragen“.

² Zitate nach „Spiegel“, Nr. 12, 17. 3. 69, und „Stern“, Nr. 13, 30. 3. 69.

³ „Dithmarscher Landeszeitung“, 27. November 1964.

politisch gefährlich. Dieses Weltbild mißorientiert unsere Kinder. Es mißorientiert sie sowohl in der Literatur als auch im Leben⁴.“ Wolfgang Schulz⁵ gehörte dem Berliner Arbeitskreis Didaktik an, der 1961 eine Lesebuchuntersuchung über die in Westberlin zugelassenen Lesebücher veröffentlichte⁶ und dehnte später die Untersuchung auch auf die im Bundesgebiet von den Kultusministerien genehmigten Lesebücher aus. Die in der Fernsehsendung genannten 161 Bücher betrafen jedes dritte in der Bundesrepublik zugelassene Schullesebuch. Schulz kam im ganzen zu ähnlichen Ergebnissen wie Gertrud Bienko, die 1964 eine Analyse eines katholischen Lesebuches veröffentlicht hatte, das an den katholischen Volksschulen Bayerns als einziges Lesebuch lernmittelfrei zugelassen worden war⁷ und wie Robert Minder und Hildegard Hamm-Brücher, die 1964 mit Beiträgen über „Die Literaturgeschichten und die deutsche Wirklichkeit“ und „Wie es im Schulbuch steht“ in dem Sammelband „Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker?“ vertreten waren⁸. In der Fernsehuntersuchung wurden einige charakteristische Merkmale bundesdeutscher Lesebücher angeführt: Nach ihren Lesebüchern beurteilt, müßte ein Ausländer, der unser Land nicht kennt, zu der Auffassung kommen, „die Bundesrepublik sei im Stadium eines vorindustriellen Ständestaates steckengeblieben, und ihre Bewohner müßten ihm schier unerträglich edel erscheinen. Alle arbeiten aus rein ideellen Motiven, jeder will auf seinem Platz immer nur das Allerbeste, folgerichtig gibt es auch keine Konflikte zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber und keine Interessengegensätze zwischen Besitzenden und Besitzlosen.“ Statt der „elementaren Auseinandersetzung zwischen Mensch und Natur“ oder der „Auseinandersetzung des Menschen mit dem Kreatürlichen und seinem eigenen Wesen“ erscheine die Natur in den westdeutschen Lesebüchern „nur immer als das Heile und Schöne, das Gegenbild zur verderblichen Zivilisation“! Über die „fatale erzieherische Tendenz“ der in den Lesebüchern abgedruckten kitschigen Blut-und-Boden-Literatur hieß es, daß sich die „Größe der hier geschilderten Helden, die sich unsere Kinder zum Vorbild nehmen sollen“, allein darin zeige, „wie geduldig und zähe sie mit den ihnen vom Schicksal auferlegten Leiden fertigwerden“. Überhaupt spiele das Schicksal, „im Sinne von nicht selbst verschuldetem Schicksal natürlich, eine große Rolle. Auch der Krieg wird unter diesem Aspekt gesehen. Politik als ein wichtiger Bereich unseres Lebens und eine Aufforderung an uns alle, mit bösem Schicksal fertigzuwerden oder böses Schicksal gar nicht erst aufkommen zu lassen, Politik existiert nicht in unseren Schullesebüchern. Die Men-

⁴ Wolfgang Schulz und Peter Krebs, „Nicht für das Leben lernen wir ... Eine Kritik am Weltbild unserer Schullesebücher“, Deutsches Fernsehen/Bayerischer Rundfunk, 30. Juli 1964.

⁵ Wolfgang Schulz ist heute Direktor der Abteilung Didaktik beim Pädagogischen Zentrum und Lehrbeauftragter für Erziehungswissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Berlin.

⁶ G. Otto und W. Schulz, „Über Schullesebücher“, in „Die deutsche Schule“, Berlin, Hannover, Darmstadt, Heft 5, Mai 1961.

⁷ Gertrud Bienko, „Die schiefe ‚Junge Welt‘, Analyse eines katholischen Lesebuchs“, Humanistische Union — Informationen, München, 1964.

⁸ „Sind wir noch das Volk der Dichter und Denker? — 14 Antworten.“ Herausgegeben von Gert Kalow, rororo 681, Hamburg 1964.

⁹ Zitate nach der unter ⁴ genannten Fernsehsendung.

schen in unseren Schullesebüchern wählen nicht, sie lesen keine Zeitung, sie hören keinen Rundfunk und sie betätigen sich natürlich auch nicht politisch. Und so kommt denn der Krieg wie eine biblische Sage über die armen unschuldigen Menschen — falls das Lesebuch nicht überhaupt vorzieht, sich bei der Darstellung des Krieges in die unverbindliche Erfreude des Mittelalters zurückzuziehen⁹.“ Nachdem die Hitlerfaschisten nach dem 30. Januar 1933 allein bestimmten, was deutsche Kultur, Kunst und Literatur ist, mußten die demokratischen und antifaschistischen Schriftsteller aus der repräsentativen Vertretung deutscher Literatur, der Preußischen Dichterakademie, ausscheiden¹⁰. An ihre Stelle traten Nazi-autoren, Heimatschriftsteller und Blut-und-Boden-Dichter, die dem Naziregime genehm waren¹¹. Fast zwanzig Jahre nach Zerschlagung des deutschen Faschismus mußten Wolfgang Schulz und Peter Krebs in ihrer Fernsehsendung über Schullesebücher konstatieren, daß in dem untersuchten Drittel der westdeutschen Lesebücher die neuen Mitglieder der Nazi-Dichterakademie zwanzigmal so häufig vertreten waren als die vom Faschismus Verbotenen und Vertriebenen. Namen wie Heinrich Mann, Alfred Döblin, Fritz von Unruh fanden sich kaum in einem dieser Lesebücher, der Lyriker Franz Werfel war dreimal vertreten, der von den Nazis hochgeschätzte Börries von Münchhausen dagegen 77mal. Und auch eine Gegenüberstellung zu einem bedeutenden Vertreter der neuen westdeutschen bürgerlich-humanistischen Gegenwartsliteratur sprach für sich. In den 161 Lesebüchern, die in der Fernsehsendung von 1964 genannt wurden, fanden sich zehn Arbeiten von Heinrich Böll, dagegen hundert von Agnes Miegel.

Diese Feststellungen liegen fünf Jahre zurück. So wie sich 1969 Pädagogen und Schüler dagegen wehren, daß ihre Schule nach Agnes Miegel benannt wird, so gibt es inzwischen einige neue Lesebücher, in denen Agnes Miegel und andere im „Dritten Reich“ hochgeehrte Autoren nicht mehr vertreten sind; an ihre Stelle sind Schriftsteller der demokratisch-humanistischen deutschen Literatur getreten. Es hat lange, über ein Jahrzehnt, gedauert, bis aus der Kritik am deutschen Lesebuch die ersten Schlüssefolgerungen gezogen wurden, über die hier noch zu sprechen sein wird. An dieser Kritik, die zunächst in germanistischen und pädagogischen Fachkreisen geführt wurde und die dann immer mehr in die Öffentlichkeit drang, waren neben Wolfgang Schulz vor allem der französische Germanist Robert Minder¹², Walther Killy¹³, Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Göttingen, und die FDP-Kulturpolitikerin Hildegard Hamm-Brücher¹⁴, beteiligt.

¹⁰ Alfred Döblin, Leonhard Frank, Ludwig Fulda, Georg Kaiser, Bernhard Kellermann, Heinrich Mann, Thomas Mann, Alfred Mombert, Alfons Paquet, Rudolf Pannwitz, René Schickele, Fritz von Unruh, Jakob Wassermann, Franz Werfel.

¹¹ Werner Beumelburg, Hans Friedrich Blunck, Hans Carossa, Peter Dörfler, Paul Ernst, Friedrich Griese, Hans Grimm, Hanns Johst, Erwin Guido Kolbenheyer, Agnes Miegel, Börries von Münchhausen, Wilhelm Schäfer, Emil Strauß, Will Vesper.

¹² Robert Minder, „Soziologie der deutschen und französischen Lesebücher“, in „Minotaurus“, Herausgeber Alfred Döblin, Wiesbaden, o. J.

¹³ Walther Killy, „Zugelassen zum Gebrauch in Schulen — Kritische Anmerkungen zur Physiognomie des deutschen Lesebuches“, in „Neue Deutsche Hefte“, 1956, S. 475 f.

¹⁴ Hildegard Hamm-Brücher, „Anmerkungen zu Bayerischen Geschichts-, Erdkunde- und Lesebüchern“, München, 1963.

Noch 1965 schrieb Karl Otto Conrady, Professor für neue deutsche Literaturgeschichte an der Universität Kiel, über westdeutsche Lesebücher: „Immer noch ist es das ‚Innere Reich‘, dessen Pflege die Texte vieler Lesebücher dienen wollen; Werte des Gemüts, der Seele sollen vermittelt werden, Dichtung als Aufschwung aus den dunklen Niederungen der Realität in die Höhen des schönen Scheins¹⁵.“ Im Oktober 1966 erregten die Auseinandersetzungen auf dem deutschen Germanistentag in München, die sich zu einem großen Teil mit dem Zusammenhang zwischen Nationalsozialismus und Germanistik beschäftigten¹⁶, nicht nur das Aufsehen der Fachwelt. Neben Karl Otto Conrads Ausführungen über „Deutsche Literaturwissenschaft und Drittes Reich“ war es besonders Walther Killys Beitrag „Zur Geschichte des deutschen Lesebuchs“, der öffentliches Interesse fand. Killy wies darauf hin, daß das große Unglück „gewiß nicht wie der Dieb in der Nacht“ gekommen ist, daß im Lesebuch ein gerader Weg vom zweiten ins Dritte Reich führte, da nach dem Krieg von 1870/71 die „Austreibung der Vernunft aus dem Tempel der Poesie“ vollkommen geworden war. Die Lesebücher, die nach 1933 erschienen, brauchten an der „Füllung“ ihrer Vorgänger „so gar viel nicht zu ändern“: „Mit Erschrecken wird man an der Geschichte der deutschen Lesebücher gewahr, auf welche Weise bestimmte, zunächst ‚unschuldige‘, aber durch ihren Mangel an kritischer Reflexion minderwertige Begriffe das künftige Unheil der deutschen Geschichte so vorbereiten, daß sozusagen die alte Füllung nur in den neuen Rahmen eingefügt zu werden brauchte.“ Killy wies nach, daß den Schülern im Lesebuch von „1907, 1916 und 1926 nichts wesentlich Neues“ begegnete: „Am Lesebuch und an der Geschichte des deutschen Unterrichts läßt sich zeigen, daß die Weimarer Republik im bildungsbeflissenem Bürgertum kaum eine ehrliche Chance gehabt hat. Und das nicht allein durch die Fülle des Trivialen, das nun in viele Schulschriften einzieht, soweit es im ‚deutschen Erdreich‘ wurzelt und ‚dem Gemütsleben wohl tut‘. Auch, weil das, was man 1917 ‚Des Deutschen Unterrichts Kampf um sein Recht‘ nannte, 1925 (und aus der gleichen Feder) zur amtlichen Richtlinie der preußischen Unterrichtsverwaltung¹⁷ wurde.“ Killy faßte zusammen: „Das Lesebuch war aus einem ‚wahrhaftigen Schauplatz der sichtbaren Welt‘, aus einer ‚Anleitung zur schönen Literatur für Jünglinge‘, aus einer ‚Mustersammlung‘ oder einer Darstellung ideellen Reichtums zum Instrument einer Ideologie geworden¹⁸.“ 1967 veröffentlichte Jörg Ehni eine Unter-

¹⁵ Karl Otto Conrady, „Nicht zu versäumende Lektionen“, in „Die Zeit“, Hamburg, Nr. 48, 26. November 1965.

¹⁶ Vier wesentliche Referate des Münchener Germanistentages enthält der Band „Germanistik — eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämert, Walther Killy, Karl Otto Conrady und Peter von Polenz.“ edition suhrkamp 204, Frankfurt, 1967.

¹⁷ Der Autor der während des Ersten Weltkrieges veröffentlichten nationalistischen Schrift „Des Deutschen Unterrichts Kampf um sein Recht“, Johann Georg Sprengel, zeichnete in der Weimarer Republik verantwortlich für die „Richtlinien für die Neugestaltung der deutschen Lese- und Lehrbücher an den höheren Schulen Preußens. Aufgestellt im Auftrage des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.“

¹⁸ Walther Killy, „Zur Geschichte des deutschen Lesebuchs“, in „Germanistik — eine deutsche Wissenschaft“, a. a. O., S. 45–69.

suchung über „Das Bild der Heimat im Schullesebuch“¹⁹ für die weit über 100 Lesebücher aus 25 Reihen, die in den letzten 15 Jahren erschienen sind, und auch die kritische Literatur über Lesebücher herangezogen wurde. Ehni ging es nicht darum, „einzelne gute oder schlechte Lesebücher zu erkunden“ und seine „Textbelege stehen weniger für den einzelnen Band als vielmehr für die ganze Lesebuchsammlung“. Er entdeckte folgende Grundtendenzen in den heimatbezogenen Texten der Schullesebücher: Schöne Oberfläche. Heile Welt. Feierlicher Schauer. Besinnliche Rückschau. Schicksalhafte Bindung. Detaillierte Ausführungen bringen dazu zahlreiche Nachweise. Zusammenfassend nannte Ehni verschiedene Momente dafür, wie diese Grundtendenzen von der Methode her in den Lesebüchern enthalten sind:

1. Die Autorität der Schule, die sich auch auf Schulbücher auswirkt, unterbindet vielfach bei Schülern und Lehrern eine kritische Einstellung. Es entsteht eine spezifische ‚Lesebuchhaltung‘, die das gebotene Weltbild mehr oder weniger widerstandslos annimmt.

2. Die Tendenzen werden im wesentlichen durch den Inhalt bestimmt. Besonders die schmückenden oder weiter ausführenden Beiörter, die sprachlichen Bilder, die gezielten Beziehungen und Assoziationen sind für die Intensität einer Tendenz kennzeichnend.

3. Auch formale Elemente wie Anfangssätze und Schlussätze, rhythmische Wiederholungen, leitmotivische Verwendung, Kontrastwirkung und Reimfunktion bestimmter Wörter können Tendenzen unterstützen.

4. Die Texte der Lesebücher sind häufig Auszüge aus Romanen oder längeren Erzählungen. Meist werden die Höhepunkte im Handlungsablauf oder Ausschnitte, die ein selbständiges Ganzes darzustellen scheinen, ausgewählt. Das Verfahren ist vor allem deshalb problematisch, weil die ursprüngliche Funktion des Abschnitts verlorengingt und weil deshalb Einseitigkeiten und Unausgewogenheiten nahezu zwangsläufige Folgen sind.

5. Werden die Lesestücke von den Herausgebern unter allzu engen Gesichtspunkten ausgewählt, so ergänzen, bestätigen und stützen sich die einzelnen Inhalte. Die beschriebenen Gegenstände erscheinen stets aus der gleichen Sicht und bestätigen damit eine Weltauffassung, die sich nicht an der Wirklichkeit, sondern immer wieder an sich selbst orientiert²⁰.

„Das Lesebuch ist für eine breite Schicht der einzige Zugang zu anspruchsvoller Literatur²¹“, heißt es treffend in der Einleitung zu Ehnis Untersuchung. Und, so ließe sich hinzufügen, wo das Lesebuch dem kindlichen und jugendlichen Leser diesen Zugang nicht erschließt, da wird auch später in den meisten Fällen der erwachsene Mensch den Weg zur anspruchsvollen Literatur nicht finden und sich

¹⁹ Jörg Ehni ist wissenschaftlicher Assistent an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe und promovierte mit der Arbeit: „Das Bild der Heimat im Schullesebuch“, Volksleben Band 16. Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., Tübingen, 1967.

²⁰ ebenda, S. 215.

²¹ ebenda, S. 11.

oft mit Kitsch und seichter Unterhaltung begnügen. Es liegt daher auf der Hand, welchen gewaltigen Einfluß das Schullesebuch im positiven wie negativen Sinne haben kann.

Die ersten Änderungen die von Lesebuchherausgebern und Schulbuchverlagen aufgrund der jahrelangen massiven Kritik vorgenommen wurden, waren minimal: „In manchen Lesebüchern wurde ein wenig herumgedoktert. Heute gibt es zwischen Kiel und Rosenheim kaum mehr ein Lesebuchwerk, das nicht Bölls ‚Die Waage der Baleks‘ oder Eichs ‚Züge im Nebel‘ enthält. Solche Zugeständnisse an die ‚Moderne‘ ändern aber nichts an der Gesamtkonzeption²².“ Die das 1965 schrieben, die wissenschaftlichen Assistenten der Universität München, Peter Glotz und Wolfgang Langenbucher, unternahmen selbst den Versuch, zu den bestehenden Lesebüchern einen Gegenentwurf zu schaffen²³. Sie wollten ihr Buch nicht als „Bollwerk gegen den Zeitgeist“ verstanden wissen, sondern nachdrücklich darauf hinweisen, was bisher in der Schule versäumt und unterschlagen wurde: „Gegen die Tradition, die in ihren schlechten — aber oft gedruckten — Produkten die deutsche Sprache zu dunklem, unklarem Geraune, beschwören dem Singsang und schwerfälligerem Tiefsinn zurückentwickelte, ist in diesem Buch antithetisch eine Sprachhaltung gesetzt, die am besten Lessings Satz: ‚Ich kenne keinen Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit entlehnt‘, charakterisiert²⁴.“ Die Sammlung vereinigt Texte seit dem 18. Jahrhundert, die zuvor in deutschen Lesebüchern fehlten, Texte u. a. von Seume, Bräker, Börne, Heine, Büchner, Marx und Engels. Der Entwurf von Glotz-Langenbucher konnte nicht einfach an die Stelle bisheriger Lesebücher treten (allein schon wegen der unterschiedlichen Altersstufen der Schüler), er konnte und wollte nicht mehr sein als ein Fingerzeig auf Lektionen, die künftig im Deutschunterricht nicht mehr versäumt werden sollten. Heute liegen einige Lesebuchreihen vor, die auch an Schulen bereits verbreitet sind, in denen nicht nur „ein wenig herumgedoktert“ wurde. Genannt seien die Reihen für Volksschulen „Lesebuch 65²⁵“ und „schwarz auf weiß²⁶“, die Reihe „Lesebuch 65 für Realschulen²⁷“ und für höhere Schulen die Reihen „Wort und Sinn²⁸“, „Lesebuch A²⁹“ und „Begegnungen³⁰“. In allen Reihen sind mehrere Bände für die verschiedenen Altersstufen erschienen.

²² Peter Glotz und Wolfgang Langenbucher, „Die Idylle der deutschen Lesebücher“, in „Die Welt der Literatur“, Hamburg, 21. Januar 1965.

²³ „Versäumte Lektionen — Entwurf eines Lesebuches“. Herausgegeben von Peter Glotz und Wolfgang R. Langenbucher, Sigbert Mohr Verlag, Gütersloh, 1965.

²⁴ ebenda, S. 17/18.

²⁵ „Lesebuch 65. Ein Lesewerk für die Schule von heute. Herausgegeben von Klaus Gerth, Alfred Blumenthal, Heinz-Günther Pflugkraut und Ulrich Thiergard. Hermann Schroedel Verlag, Hannover, seit 1965 mehrere Auflagen.“

²⁶ „schwarz auf weiß. Ein neues Lesebuch für Baden-Württemberg“. Herausgegeben von Fritz Nothardt, Johann Bauer, Walter Klingenburg und Ernst Meyer. Hermann Schroedel Verlag, Hannover, Konkordia Verlag, Bühl/Baden, 1967.

²⁷ „Lesebuch 65 für Realschulen“. Herausgegeben von Klaus Gerth, Heinz-Günther Pflugkraut, Ulrich Thiergard und Ulrich Wangerin. Hermann Schroedel Verlag, Hannover, 1968.

²⁸ „Wort und Sinn — Lesebuch für höhere Schulen“. Herausgegeben von Karl-Ernst Jeismann und Gustav Muthmann. Verlag Ferdinand Schönigh, Paderborn, 1965.

²⁹ „Lesebuch A (Gymnasium)“. Bearbeitet von Karl Otto Frank, Ursula Heise, Rudolf Nikolaus Maier, Friedrich-Ernst Missfeldt, Rudolf Vogel und Karl Wolff. Klett Verlag, Stuttgart, 1966.

³⁰ „Begegnungen. Lesebuch für Gymnasien“. Herausgegeben von Harald Caspers, Karl Garnerus, Kurt Reiche und R. H. Tenbrock. Hermann Schroedel Verlag, Hannover, 1967.

Diesen neuen Lesebüchern sind lange Auseinandersetzungen unter Pädagogen vorausgegangen und ein wesentliches Merkmal neuer Lesebücher ist ihre literarpädagogische Konzeption. Einer der Herausgeber der Lesebuchreihe „schwarz auf weiß“, Professor Johann Bauer³¹, hat im Dezember 1966 in Karlsruhe auf einer Tagung der Vereinigten Jugendausschüsse Baden-Württembergs Thesen zu einem neuen Lesebuch entwickelt, die auch von den „Pädagogischen Arbeitsblättern“ der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft in Baden-Württemberg veröffentlicht wurden. Zusammengefaßt lauten diese Thesen Bauers:

1. Das neue Lesebuch läßt ein neues Gegenstandsbewußtsein erkennen.
2. Das neue Lesebuch macht durch seine Textauswahl das Schrifttum im ganzen sichtbar. Es bietet alle Formen und Arten von Schrifttum unter Berücksichtigung der Bildungs- und Verstehensstufen an, vor allem die drei elementaren Formen der Dichtung: Lyrik, Epik, Dramatik mit ihren Arten sowie alle wesentlichen Darbietungsformen der Sachprosa, als Bericht, Beschreibung, Schilderung, Be trachtung.
3. Das neue Lesebuch ordnet seine Texte nach literarischen Gattungen und sprachlichen Darbietungsformen an.
4. Das neue Lesebuch trägt der Bedeutung und dem Rang der sprachlichen und literarischen Formen durch die Textauswahl Rechnung. Es räumt den literarischen Texten den Vorrang vor denen der Sachprosa ein, seine exemplarische Auswahl stellt aber auch diese für die sprachliche Erziehungsaufgabe bereit.
5. Dem neuen Lesebuch geht es um den Wirklichkeitsgehalt von Dichtung. Dichtung kann grundsätzlich mehr Wirklichkeit enthalten als ein auf die konkrete Welt bezogener Sachtext.
6. Dem Lesebuch sind Grenzen gesetzt. Das neue Lesebuch ist seiner inneren und äußereren Gestalt nach so beschaffen, daß es die Grundlegung des sprachlichen und literarischen Unterrichts auf allen Bildungsstufen ermöglicht, von sich aus aber die Ganzschriftenlektüre als zentrale Aufgabe des literarischen Unterrichts, vor allem der Abschlußklassen, sowie die frühe Hinführung zum Jugendbuch als Form der Vorbereitung darauf sichtbar werden läßt³².

Unter den Anhängern der literarpädagogischen Konzeption gibt es in Einzelfragen unterschiedliche Auffassungen. Während Bauer der Auffassung ist, Dichtung könne grundsätzlich mehr Wirklichkeit enthalten als ein auf die konkrete Welt bezogener Sachtext, wird in den Bänden der Reihe „Lesebuch 65“ vom fünften Schuljahr zwischen „Welt der Dichtung“ und „Welt der Wirklichkeit“ unterschieden und einer der Herausgeber der Reihe, Professor Klaus Gerth, vertritt die Ansicht, auch Dichtung könnte unsere Wirklichkeit meinen und treffen, aber nur symbolisch, und in einer Lehrerbegleitschrift zum „Lesebuch 65“ heißt es von Gerth:

³¹ Johann Bauer ist Professor für Didaktik des Deutschunterrichts und für das Wahlfach Deutsch an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

³² Zusammenfassung nach: Johann Bauer, „Thesen zu einem neuen Lesebuch“, in „Pädagogische Arbeitsblätter“, Ludwigsburg, Heft 2, Februar 1967.

„Dichtungen stiften eine fiktive, autonome Welt, ihre Gegenstände existieren nur kraft der Sprache, die sie schafft: Wilhelm Meister hat nie real gelebt, während er als fiktive Figur ein zeitloses Dasein besitzt; Seldwyla liegt auf keiner Karte der Erde, obwohl wir jederzeit kraft des Wortes und unseres Vorstellungsvermögens in seinen Mauern weilen können. Sachprosa dagegen schafft keine eigene Welt, sondern bezieht sich auf eine bereits vorhandene, unabhängig von der Sprache bestehende Wirklichkeit: Lindbergh ist als leibhaftiger Mensch tatsächlich im Jahre 1927 über den realen Ozean geflogen, und das Ruhrgebiet existiert, ob wir es schildern oder nicht³³.“

Diese Unterscheidung zwischen Dichtungen und Sachprosa führte in dem „Lesebuch 65“ praktisch zu einer Bevorzugung der Sachprosa und in den Band für die oberen Klassen wurden auch Gesetzes- und Vertragstexte aufgenommen. Die unterschiedlichen Auffassungen innerhalb der literarpädagogischen Konzeption spiegeln sich auch in den Lehrerhandbüchern wider, die von Bauer und Gerth zu den einzelnen Reihen herausgegeben wurden³⁴. Darüber hinaus gibt es auch grundsätzliche Einwände gegen die literarpädagogische Konzeption. Davon vermittelte eine Diskussion unter Pädagogen in der „Jugendschriften-Warte“³⁵ einen Eindruck. Auf einen dort von Bauer veröffentlichten Beitrag „Literarische Bildung in der Hauptschule. Unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Bildungspläne“³⁶ erhob Malte Dahrendorf Einwände. Unter der Überschrift „Literarische Bildung und soziale Wirklichkeit“³⁷ hieß es dort u. a.: Mir scheint „die ausschließliche Betonung des distanzierenden Umgangs mit Literatur zu einseitig zu sein und dem spezifischen Thema, das Bauer sich gestellt hat, nicht gerecht zu werden: Literarische Bildung in der Hauptschule. Die spezifischen Sorgen, die unsere Arbeit in der Hauptschule belasten: die ungeheure Konkurrenz der zum bequemen Konsum verlockenden Massenerzeugnisse, sind unser Problem. Gibt uns Bauer Hilfen, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden und den Graben zuzuschütten, der bislang noch das Schullesen vom freien Hauslesen trennt?“ Dahrendorf hatte eine Analyse über das Leseverhalten Hamburger Volks- und Realschüler veröffentlicht³⁸ und warf Bauer und anderen Vertretern der literarpädagogischen Konzeption vor, daß bei ihnen der Komplex der Lesemotive der Jugend zu kurz komme: „Lesen verwirklicht sich auf ganz verschiedenen Stufen ... Unsere Zielsetzungen kranken aber daran, daß sie, obwohl schichtenspezifisch, immer wieder in den Rang der Allgemeingültigkeit erhoben werden und die

³³ „Beigleitschrift zu Lesebuch 65“. Fünftes und sechstes Schuljahr. Hermann Schroedel Verlag, Hannover, o. J., S. 6.

³⁴ Vgl. z. B. „Handbuch zu schwarz auf weiß“, 5. und 6. Schuljahr. Herausgegeben und bearbeitet von Johann Bauer. Hermann Schroedel Verlag, Hannover, Konkordia Verlag, Bühl/Baden, 1968, und Klaus Gerth, „Beiträge zum literarischen Unterricht in der Realschule“. Hermann Schroedel Verlag, Hannover, 1969.

³⁵ Die „Jugendschriften-Warte“ ist ein Organ der Vereinigten Jugendschriftenausschüsse in der AGDL und erscheint als ständiges Nebenblatt der von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft herausgegebenen „Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung“.

³⁶ „Jugendschriften-Warte“ Nr. 3, März 1968.

³⁷ „Jugendschriften-Warte“ Nr. 5, Mai 1968.

³⁸ Malte Dahrendorf, „Das Leseverhalten Hamburger Volks- und Realschüler und die Ziele der literarischen Bildung“, in „Hamburger Lehrerzeitung“, Heft 10–12, 1967.

eigenartige Situation der Massen, die im Verlaufe der letzten 200 Jahre lesefähig geworden sind, nicht beachten ... Lesen ist für diese Massen Unterhaltung und Kompensation ihrer untergeordneten gesellschaftlichen Rolle auf der einen und Mittel zur Berufsbildung, beruflichen Weiterbildung und zu sozialem Aufstieg auf der anderen Seite³⁹.“

Es ist hier nicht der Raum, auf diese interessanten Auseinandersetzungen unter Pädagogen näher einzugehen, zumal sich der Kernpunkt des Streits, ob die neuen Lesebücher nicht auch dazu beitragen könnten, bewußtseinsverändernd auf die Schüler zu wirken, womit sich auch die Lesegewohnheiten verändern würden, sowieso erst in Jahren durch die Praxis beantworten ließe. Auf jeden Fall bleibt festzuhalten, daß sich an diesen Diskussionen um ein neues Lesebuch doch sehr anschaulich zeigt, wieviel schwerer es demokratische Pädagogen als die nationalistischen Verführer haben, ihre Ideen in die Tat umzusetzen. Denn darüber kann es keinen Zweifel geben, daß es sich bei den neuen Lesebüchern um Versuche eines demokratischen Lesebuches handelt.

Noch vor wenigen Jahren wären Brecht-Texte in westdeutschen Lesebüchern undenkbar gewesen, besonders ein Gedicht wie „Fragen eines lesenden Arbeiters“. Heute findet man dieses Gedicht im Band 3 der Lesebuchreihe für Gymnasien „Begegnungen“, im Band für die 9. und 10. Klasse der Reihe „Lesebuch 65 für Realschulen“ und im Gedichtband der Reihe für Volksschulen „schwarz auf weiß“. Die Reihe „schwarz auf weiß“ macht im übrigen recht überzeugend deutlich, daß man schon Kindern im dritten Schuljahr Gedichte von Bertolt Brecht nahebringen kann. In dem Band für diese Altersstufe finden sich Brechts Kindergedichte „Der Rauch“ und „Die Vögel im Winter“. In dem Band für das fünfte und sechste Schuljahr lernen die Schüler die Gedichte „Der Kirschdieb“, „Kohlen für Mike“, „Der Schneider von Ulm“ und „Es war einmal ein Rabe“ kennen. Einige Geschichten vom Herrn Keuner folgen in dem Band für das siebte bis neunte Schuljahr und in dem schon genannten Gedichtband für die Schüler dieses Alters neben den „Fragen eines lesenden Arbeiters“ Brechts „Lied von der Moldau“, „Die Ballade vom Wasserrad“, die „Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration“ und die Gedichte „Rückkehr“, „Eisen“, „Der Blumengarten“ und „Und was bekam des Soldaten Weib“ — jene Darstellung des Hitlerkrieges aus der Sicht der deutschen Soldatenfrau, die schließlich „aus dem weiten Russenland“ „zu der Totenfeier den Witwenschleier“ bekam.

Um noch bei Brecht zu bleiben: In dem Band für die 9. und 10. Klasse des „Lesebuches 65 für Realschulen“ sind elf Arbeiten von Brecht enthalten. Hier findet man auch Oskar Maria Grafs Protest gegen die Bücherverbrennung der Nazis „Verbrennt mich!“ vom 12. Mai 1933, den man sonst in Lesebüchern vergeblich sucht. Unter den insgesamt etwa 130 Autoren dieses Bandes sind ferner u. a. ver-

³⁹ Malte Dahrendorf, „Literarische Bildung und soziale Wirklichkeit“, a. a. O.

treten: Hans Arp, Ingeborg Bachmann, Gottfried Benn, Wolf Biermann, Johannes Bobrowski, Heinrich Böll, Wolfgang Borchert, Clemens Brentano, Georg Büchner, Paul Celan, Alfred Döblin, Günter Eich, Hans Magnus Enzensberger, Theodor Fontane, Max Frisch, Johann Wolfgang von Goethe, Günter Grass, Max von der Grün, Andreas Gryphius, Rudolf Hagelstange, Heinrich Heine, Ernest Hemingway, Friedrich Hölderlin, Peter Huchel, Franz Kafka, Marie Luise Kaschnitz, Erich Kästner, Heinrich von Kleist, Karl Kraus, Günter Kunert, Else Lasker-Schüler, Stanislaw Jerzy Lec, Gotthold Ephraim Lessing, Reinhard Lettau, Rosa Luxemburg, Thomas Mann, Robert Musil, Robert Neumann, Rainer Maria Rilke, Joachim Ringelnatz, Eugen Roth, Peter Rühmkorf, Nelly Sachs, Wolfdietrich Schnurre, Adalbert Stifter, Ludwig Thoma, Volker von Törne und Kurt Tucholsky. Allein diese Namensaufzählung macht wohl schon recht deutlich, daß sich dieses Realschullesebuch von den alten deutschen Lesebüchern wesentlich unterscheidet.

Das „Lesebuch 65“ war einer der ersten Versuche, mit einer ganzen Reihe für die verschiedenen Altersstufen vom alten Lesebuch wegzukommen. Gegen diese Reihe lassen sich noch eine ganze Anzahl von Einwänden vorbringen. Doch sollte zunächst einmal festgehalten werden, daß auch dieses Werk bereits ein wichtiger Beitrag dazu ist, um aus der reaktionären Schulbuchstabenluft in die Welt zu finden, in der unsere Kinder leben. Das „Lesebuch 65“ ist vor allem an den Volksschulen in den norddeutschen Bundesländern vertreten, natürlich lange nicht in allen Schulen, und es wäre schon ein Fortschritt, wenn es in anderen Bundesländern ähnliche Werke gäbe. Vergleicht man mit der Volksschulreihe die drei Bände der Reihe „Lesebuch 65 für Realschulen“, der erste Band erschien 1967, so ist deutlich eine weitere Verbesserung in Richtung Demokratisierung zu erkennen. Doch je demokratischer und zeitgemäßer ein Lesebuch ist, desto größere Widerstände sind auch zu überwinden. Mit neuen Lesebüchern und Genehmigungen durch die Kultusministerien allein ist noch nicht viel getan. Über die Realschulausgabe des „Lesebuches 65“ schrieb im November 1967 das „Ostfriesische Schulblatt“: „Auswahl und Zusammenstellung erscheinen sehr glücklich im Sinne eines literarischen Lesebuches. Doch muß immer wieder vor Überforderung der Kinder gewarnt und eine kritische Stellungnahme vielen literarischen Erzeugnissen der Jetzzeit gegenüber empfohlen werden.“ Sicher ist das „Ostfriesische Schulblatt“ nicht repräsentativ für die Meinung der westdeutschen Lehrer. Doch eben auch diese Auffassungen sind noch verbreitet und aus der Forderung nach einer „kritischen Stellungnahme vielen literarischen Erscheinungen der Jetzzeit gegenüber“ spürt man ja geradezu die Sehnsucht nach den alten Lesebüchern mit ihren sogenannten „ewigen Werten“ heraus.

Ahnliche Erscheinungen gibt es auch in Baden-Württemberg, wo seit 1967 die Reihe „schwarz auf weiß“ vom Kultusministerium für den Gebrauch in den Grund- und Hauptschulen zugelassen worden ist. Diese Reihe, die bisher nur in Baden-Württemberg verbreitet ist, ist eine Weiterentwicklung der Reihe „Lese-

buch 65“ und die konsequenteste Verwirklichung der literarpädagogischen Konzeption.

Schon rein äußerlich sticht die Reihe „schwarz auf weiß“ von anderen Lesebüchern ab. Die Umschlaggestaltung stammt von Celestino Piatti, der durch seine Einbände der dtv-Taschenbücher bekannt geworden ist. Die Gliederung unterscheidet sich wesentlich von herkömmlichen Lesebüchern. Hier gibt es keine der sonst üblichen Kapitel, wie „Im Kreis des Jahres“, „Jugend und Elternhaus“, „Menschen untereinander“ oder „Heimat und Ferne“ mehr. Nur im Buch für das zweite Schuljahr findet man noch vergleichsweise Abschnitte unter den Überschriften „Vom Morgen bis zum Abend“ oder „Im Märchenland“ — was für Kinder, die gerade die Fibel hinter sich gebracht haben, wohl auch notwendig erscheint. In allen anderen Bänden, vom dritten Schuljahr an, werden die Beiträge geordnet nach literarischen Gattungen, nach Gedichten, Erzählungen, Sagen, Märchen und Legenden, nach Betrachtungen, Berichten, Briefen, Aufzeichnungen und Tagebüchern. Durch diese Abkehr vom bisher üblichen Schema gewinnt der junge Leser ein ganz anderes Verhältnis zu dem ihm gebotenen Stoff.

Die Lektüre wird nicht mehr in Themengruppen gepreßt, der Schüler wird stärker zur eigenen Auseinandersetzung mit dem Gelesenen angehalten. Er wird zugleich mit den verschiedenen literarischen Formen vertraut. Der Band für das 7. bis 9. Schuljahr beispielsweise, der mit einer Abbildung der Barlach-Plastik „Lesender Mann im Wind“ eröffnet wird und auch Peter Suhrkamps Betrachtung „Über das Lesen“ enthält, bietet den Schülern u. a. einen Brief von Mahatma Gandhi „Absage an die Gewalt“, den Abschiedsbrief des Widerstandskämpfers Klaus Bonhoeffer, einen Brief von Martin Luther King 1963 aus dem Gefängnis in Birmingham, sowie Tagebuchaufzeichnungen von Goethe, Fontane, Grillparzer, Max Frisch, Heinrich Böll, Erich Kästner und Helmut Gollwitzer zur Lektüre an. Im Band für das 5. und 6. Schuljahr kann man von Robert Jungk zwei Abschnitte aus seinem Buch „Die Zukunft hat schon begonnen“, einen Text von Wernher von Braun „Flug zum Mond“ oder einen Bericht über die norddeutsche Flutkatastrophe von 1962 lesen.

Diese wenigen Hinweise mögen erkennen lassen, daß dieses Lesebuch nicht in die Vergangenheit flüchtet, daß es stark gegenwartsbezogen ist. In den Bänden der Reihe „schwarz auf weiß“ wird die altbewährte Scholle nicht mehr bestellt, spannt kein Bauer im Märzen die Rößlein ein und wird auch nicht unter Linden kein schöner Land in dieser Zeit besungen. Mit der traditionellen Arbeitswelt, die in den meisten Lesebüchern noch zur Zeit unserer Großväter spielt, wird gründlich aufgeräumt. Das soll keineswegs heißen, daß etwa die Vergangenheit völlig fehlt. Doch sie wird nicht mehr verklärt, sie wird durch die Zusammenstellung der Texte so dargeboten, daß sie dem besseren Verständnis der Gegenwart dient, da das entscheidende Kriterium für ein Lesebuch unserer Zeit das Verhältnis zur Gegenwart ist. Die zeitgenössische Literatur, die vor allem in den Bänden der oberen Klassen Vorrang hat, ist nicht irgendeine zeitgenössische

Literatur, es wird vielmehr das demokratisch-humanistische Element betont und für Blut-und-Boden-Dichter ist in diesen Bänden kein Platz mehr.

Einer der Herausgeber der Reihe „schwarz auf weiß“, Professor Ernst Meyer⁴⁰, antwortete auf die Frage: „Entspricht die — im Vergleich zu anderen Lesebuchreihen — demokratische Textauswahl völlig Ihren Vorstellungen, oder wäre eine weitere Demokratisierung des Lesebuches denkbar?“: „Eine weitere Demokratisierung wäre durchaus noch denkbar, zumindest in Richtung einer noch subtileren Differenzierung. Wir versuchen dies sogar augenblicklich aufgrund des Wunsches der Lehrerschaft, die Bände für das fünfte und sechste und für das siebente bis neunte Schuljahr auch in Einzelbänden herauszubringen. Wir lassen die bisherige Fassung bestehen, schaffen aber für den Lehrer auch die Möglichkeit, den Einzelband zu wählen. Nun, hier bei der Zerlegung ergibt sich die Notwendigkeit, neue Texte hinzuzufügen. Wir haben jetzt beispielsweise neu in den Band für das 7. Schuljahr das Lehrstück von Brecht ‚Der Ingwertopf‘ und von Kusenberg die Funkerzählung ‚Er kommt weit her‘ aufgenommen, im Band für das 8. Schuljahr ebenfalls noch ein Drama von Brecht ‚Die Ausnahme und die Regel‘ und im Band für das 9. Schuljahr zwei Reden: Churchill: ‚Blut, Schweiß und Tränen‘ und Heuss: ‚Das Mahnmal‘. Außerdem wird der Band für das 7. Schuljahr einige leichtere Texte erhalten, die der Altersstufe noch gemäßiger sind. Zur Demokratisierung würde ich überhaupt meinen, daß man künftig nicht 10 oder gar 20 Jahre auf einem solchen Buch sitzenbleiben sollte, sondern in rascherer Folge neu auflegen müßte, um neue Texte an die jugendlichen Leser heranzubringen. Es gibt sicher noch einige andere bessere Lösungen, wir werden hoffentlich bei der Erprobung dieses neuen Instruments darauf stoßen⁴¹.“

Stellen die inzwischen vorliegenden Einzelbände für das 7. bis 9. Schuljahr tatsächlich eine Verbesserung der Reihe „schwarz auf weiß“ dar, so bleibt vor allem festzuhalten, daß die nüchterne Beurteilung Meyers, dieses Bemühen um weitere Verbesserung und ständige Demokratisierung eines Lesebuches, für sich spricht. Haben wir hier doch das Gegenteil zu jenen bisher typisch deutschen Pädagogen, die auf dem einmal Gelernten sitzenblieben und es für die ewige Wirklichkeit ausgaben. Wer davon ausgeht, daß es sicher noch einige andere bessere Lösungen als die eigenen gibt, der denkt demokratisch und wird sich neuen Forderungen, wie sie sich aus unserer Zeit ergeben, sicher nicht verschließen. Meyers Forderung, Lesebücher nicht für 10 oder gar 20 Jahre zu konzipieren, sondern sie in rascherer Folge zu erneuern, um neue Texte an den jugendlichen Leser heranzubringen, ist in erster Linie eine Forderung an die Schulbuchverlage, die darauf hinausläuft, beweglicher zu werden, sich neuen Ideen in jedem Fall aufgeschlossener zu zeigen, auch wenn das zur Folge haben sollte, daß ein gestern neu herausgegebenes Lesebuch sich in relativer kurzer Zeit schon wieder als alt erweist. Denn die Demo-

kratisierung des Lesebuches ist keine einmalige Angelegenheit, sondern kann sich nur als ein ständiger Prozeß verstehen.

Im Augenblick stehen wir noch in den Anfängen demokratischer Lesebücher, denn Reihen wie „Lesebuch 65“ und „schwarz auf weiß“ sind noch Ausnahmen. Darum werden auch immer wieder solche außerschulischen Initiativen nötig sein und zweifellos von demokratischen Pädagogen begrüßt werden, wie sie jüngst Klaus Wagenbach mit seinem „Lesebuch“⁴² unternommen hat. Dieses Lesebuch, entstanden auf Anregung und unter Mitarbeit von Lehrern und Schülern, will mit Texten von über 50 Autoren aus der deutschsprachigen Literatur der sechziger Jahre Anregungen zur außerplanmäßigen Lektüre geben. Es könnte auch für Lesebuchherausgeber und Schulbuchverlage viele Anregungen enthalten. Der Kampf um gegenwartsbezogene Literatur in westdeutschen Lesebüchern wird im weiteren Prozeß auch eine Differenzierung der neuen Auswahlprinzipien mit sich bringen. Aber die ersten Schritte sind getan.

⁴⁰ Ernst Mayer ist Professor für Allgemeine Didaktik und Leiter der Forschungsstelle Hochschulinternes Fernsehen an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg.

⁴¹ Zitiert nach: Heinz Brüdigan, „Neue Lesebücher für eine demokratische Schule — Thesen, Beispiele und Probleme“, Radio Bremen II, 19. Februar 1969.

⁴² „Lesebuch. Deutsche Literatur der sechziger Jahre.“ Herausgegeben von Klaus Wagenbach. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1968.

Agnes Hüfner Demokratisierung des Theaters

Der lange Marsch der APO durch die Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft hat auch vor dem Theater nicht haltgemacht. Ende Mai 1968, während der Dritten Lesung der Notstandsgesetze, kam es an rund 30 westdeutschen Bühnen zu Aufführungsunterbrechungen und Diskussionen über die Notstandsgesetze. Schlagartig wurde dieser Schonraum des westdeutschen Bildungsbürgertums aufgesprengt und das Theater unsanft an seinen gesellschaftspolitischen Auftrag erinnert, den es über Klassikerpflege, boulevardesk Unterhaltung und dem gelegentlichen „kühnen“ Einschieben irgendwelcher Modernismen längst vergessen hatte. Anders ausgedrückt: es wurde der Versuch unternommen, „das Theaterpublikum vordergründig für eine aktuelle Tagesfrage zu beeinflussen“¹, ein Versuch, den Stadtrat Dr. Herbert Hohenemser, Kulturreferent der Stadt München, stellvertretend für viele andere Kulturreferenten, Intendanten und konsumgestörte Zuschauer als „sinnlos und irrtümlich“ mißbilligte.

In vielen Städten schützte die Polizei das Publikum vor dieser ungebetenen Begegnung mit „aktuellen Tagesfragen“, und der Brückenkopf Westberlin ging dem Bundesgebiet wie immer beispielhaft voran: vor dem Schillertheater entsicherte die Polizei ihre Dienstpistolen.² Obwohl viele Intendanten die Ordnungshüter zu Hilfe riefen und beteuerten, „Schauspieler, Regisseure und Leitung lehnen grundsätzlich Demonstrationen politischer Art im Theater ab“ (Horst Behrend, Vaganten-Bühne Westberlin), ging der erste Anstoß zu den Antinotstandsaktionen vor allem von Theaterleuten selbst aus. Bereits am 23. Mai unterbrach das Ensemble der Münchener Kammerspiele seine Vorstellungen durch einen zehnminütigen Warnstreik und verfasste eine gemeinsame Erklärung gegen die NS-Gesetze. Außerdem wurde ein Resolutionsentwurf an alle westdeutschen Bühnen verschickt, mit der Aufforderung, sich dem Protest anzuschließen:

„An alle Kolleginnen und Kollegen an den Theatern der Bundesrepublik und Westberlins: . . . Organisiert in euren Betrieben solche Aktionen, laßt euch etwas einfallen, um auftretende Schwierigkeiten zu überwinden. Die Aktionsmöglichkeiten reichen vom Unterbrechen der Vorstellung durch Streik, über Einzelaktionen, Verteilen von Flugblättern bis zur Mitarbeit in anderen Widerstandsgruppen. — Führt die Aktionen spontan und von unten her — die Theaterleitungen und offiziellen Interessenvertretungen können zur Solidarisierung aufgefordert werden. Tretet vor allem an die Mitwirkenden der zu bestreikenden Vorstellun-

gen und an die Kollegen von der Technik heran und bildet so eine ausreichende Basis für eine effektive Beschußfassung.“ An vielen Theatern begann erst aufgrund dieses Rundschreibens die innerbetriebliche Diskussion, die in neuen Flugblättern, Resolutionen, Unterschriftensammlungen, Aktionen und Demonstrationen zum Ausdruck kam. In einigen Fällen beteiligten sich daran tatsächlich das ganze Ensemble einschließlich der Technik. Oft trafen die Aktivitäten der Theaterleute mit den von außen oder aus dem Publikum herangetragenen Diskussionsforderungen zusammen. Nur an wenigen Bühnen stellte sich das Ensemble geschlossen gegen die außerinstitutionelle „Störung“. Vor allem an den Theatern, wo die durch das Vorbild der Pariser Odéonbesetzung angeregten Studenten die Schauspielhäuser gegen den Willen der Betriebsangehörigen stürmten, hatte die Theaterleitung freie Hand, rief selbst die Polizei oder delegierte das Hausrecht an die staatlichen Aufsichtsgremien.

Am schärfsten reagierte die Obrigkeit dort, wo eine direkte Leitung zwischen der behördlichen Kulturbürokratie und der Intendanz bestand. In München wurde vom Bayrischen Kultusministerium ein generelles Diskussionsverbot erlassen. In Hamburg wackelte Monks Intendantenstuhl schon, bevor der neue Schauspielhausdirektor sein Amt angetreten hatte. Monk und zahlreiche andere Theaterleute hatten ein Flugblatt unterzeichnet, in dem die Theaterbesucher aufgefordert wurden, mit den Notstandsgegnern zu diskutieren. Es hieß darin: „Die Notstandsgegner, die heute abend während der Pause und nach der Aufführung mit Ihnen über das in Bonn inszenierte Notstands-Trauerspiel diskutieren wollen, sind nicht gekommen, um die Vorstellungen zu unterbrechen. Sie wollen nur verhindern, daß künftig Theatervorstellungen durch plötzlich befohlene Alarmübungen, wie sie die Notstandsgesetze vorsehen, polizeilich abgebrochen werden. Sie, liebe Zuschauer, sollen nicht gestört werden, im Gegenteil, Sie sind aufgefordert, eine bedrohliche Störung Ihres Rechts auf freie Gestaltung Ihres Lebens abzuwehren: gegen Notstand hilft nur Notwehr.“ So höflich der Ton auch war, die Hamburger Bürgerschaftsabgeordneten, namentlich die der CDU, erkannten in ihm eine Bedrohung der „freiheitlich demokratischen Grundordnung“. Kultursenator Kramer erklärte schließlich: „Der Senat mißbilligt die Unterzeichnung durch die Herren Monk und Hirsch (Verwaltungsdirektor) im Hinblick auf den mit dem Flugblatt beabsichtigten Mißbrauch eines staatlichen Theaters für eine politische Demonstration“.³ Trotzdem war diese Unterschrift nicht die Stolperstelle für Monk. Eine öffentliche Podiumsdiskussion rehabilitierte ihn auf Kosten seiner Gegner in der Bürgerschaft, die einen offensichtlich stark angedickten Polizeibericht über die Schauspielhausbesetzung für bare und wohlfeile Münze gegen den als links verdächtigen Intendanten genommen hatten.

Trotz einzelner Entlassungen aktiver, nicht vom Ensemble gestützter Theaterleute und trotz staatlicher Zurechtweisungen ergibt die Antinotstandskampagne für die demokratische Bewegung innerhalb der Theater eine positive Bilanz. Die

¹ vgl. *Die Deutsche Bühne*, 7/8 1968, S. 122.

² ebd., S. 138.

³ ebd., S. 139.

nach herrschender Meinung angeblich politikfreie „Ruhestätte“ des Theaters wurde plötzlich direkt in die politische Auseinandersetzung einbezogen. Beinahe über Nacht wurde die Institution, von der aus Abend für Abend eine durchweg reaktionäre Ideologie verbreitet wird, von den aktiven Demokraten als neuer Aktionsraum entdeckt — nicht nur von den „Berufsprotestanten“, sondern auch von den fortschrittlichen Vertretern der im Theater-Betrieb selbst Engagierten. Darüber hinaus mußte sich jeder einzelne Lohn- und Vertragsabhängige, vom Beleuchter bis zum Starmimen, einer bis dahin im Betrieb kaum geführten Diskussion stellen und Stellung zu den Alternativen und Utopien der APO nehmen. Gerade die Manipulations- und Pressionsversuche von Seiten der staatlichen Instanzen, die autoritär gegen den „demonstrativen Irrtum“ der Schauspieler (Hohenemser) und den „Mißbrauch“ des Theaters (Kramer) vorgingen, machte dem einzelnen Abhängigen nicht nur die Funktion des Theaters, sondern seine eigene gesellschaftliche „Rolle“ klar. Deutlicher als durch die tägliche Praxis konnte er den Grad seiner besonderen Freiheiten und mehr noch seiner Abhängigkeiten erkennen. Unabhängig davon, welche Partei der Einzelne ergriff, ist dieser Anstoß zur Bewußtseinsbildung, zu einem produktiven Standesdenken und zu spezifischen Formen „gewerkschaftlicher“ Solidarisierung für die am Theater Beschäftigten sicherlich das entscheidendste Ergebnis der Antinotstandsaktivitäten gewesen. Für die wenigen bereits bewußten Theaterleute brachten die Demonstrationen insofern eine neue Erfahrung, als sie zum erstenmal die Möglichkeit sahen, über die bühnengenossenschaftliche Arbeit hinaus kollektive Aktionsformen und -modelle zu entwickeln und ihr demokratisches Mitspracherecht innerhalb ihres Apparates zu verwirklichen.

Erste Anstöße, das mangelnde demokratische Bewußtsein der Theaterleute und das mangelnde politische Engagement der Theater als einen Systemmangel der Betriebsverfassung zu begreifen, waren bereits vorher von zwei jungen Schauspielern, Barbara Sichtermann und Jens Johler, ausgegangen. Die mehr grundsätzlichen Feststellungen und Mutmaßungen ihrer im April 68 in „Theater heute“ erschienenen Polemik gegen den „autoritären Geist des deutschen Theaters“ wurden vielen Theaterarbeitern durch die vielfältigen Bevormundungsversuche während und nach der Antinotstandskampagne anschaulich vor Augen geführt. Obwohl die Autoren die Unterstellung der Theater-heute-Redaktion, ihnen ginge es nur um die Übertragung „syndikalischer Zielvorstellungen der Neuen Linken auf das Theater“, mit dem Hinweis auf ihre Absicht, die Theaterkunst zu verbessern, zurückweisen,⁴ ist ihr Angriff auf die undemokratische Verfassung der westdeutschen Bühnen nicht aus dem Gesamtzusammenhang der studentischen Abwehraktionen gegen staatliche Disziplinierungsversuche und der gewerkschaftlichen Mitbestimmungskampagne herauszulösen. Ein demokratisch engagiertes Theater, wie es im Mai 1968 in den Diskussionen und solidarischen Aktionen der Bühnenangehörigen und ihrer Gäste ansatzweise Modellcharakter erhielt, wird

⁴ Sichtermann/Johler, *Theater heute*, Juni 1968, S. 1.

zwar seit Jahren von fortschrittlichen Kräften gefordert. Aber die Erkenntnis, daß die Demokratisierung des Theaters als Ideologieproduzent nur über die demokratische Umgestaltung des Produktionsbetriebes erreicht werden kann, wurde in dieser Konsequenz erst von Sichtermann und Johler ausgesprochen: „Wie kann das Theater Diskussionspartner der Gesellschaft sein, wenn die Diskussion innerhalb jener Gesellschaft, die das Theater selbst ist, nicht stattfindet? Auch ein genialer Intendant kann nicht ersetzen, was das Theater braucht, um lebendige, interessante Produkte hervorzu bringen: den Dialog der am Arbeitsprozeß Beteiligten.“⁵ Sichtermann/Johlers Analyse über die feudalistische Struktur unserer Bühnenbetriebe ist völlig stichhaltig. Wie keine andere Institution außer Hochschule, Kirche und Militär ist das Theater ein strukturelles Relikt aus vorkapitalistischer, patriarchalischer Zeit. Sein hierarchischer Aufbau, die uneingeschränkte Machtposition des Intendanten und das willkürlich autoritäre Verhalten der meisten Regisseure hat faktisch die Entrechtung und Entmündigung des Schauspielers und des sogenannten technischen Personals zur Folge. Sie sind weder an der Konzeption der von ihnen produzierten Inszenierung, noch an der Gestaltung des Spielplans beteiligt; sie besitzen keinerlei Mitspracherecht hinsichtlich der Zusammensetzung des Ensembles, und sie finden bei der künstlerischen und ökonomischen Leitung und Gesamtplanung kein Gehör. Sichtermann und Johler fordern dementsprechend ein vertraglich geregeltes Mitspracherecht und eine demokratisch partnerschaftliche Betriebsverfassung, eine angesichts der herrschenden Theaterverhältnisse unerhörte Forderung. Der langjährige Intendant und Dozent der Theaterwissenschaft, Prof. Kurt Raeck, stellte noch kürzlich in einer Podiumsdiskussion der Hamburger Volksbühne fest: für mich ist demokratisches Theater kein Theater mehr; eine Äußerung, die nur zu vergleichen ist mit jener Verlautbarung vom Bundesverband Deutscher Industrie, die Demokratie habe in der Schule, in der Universität und im Betrieb sowenig zu suchen wie hinter Gefängnismauern. Siegfried Melchinger, Mitherausgeber von „Theater heute“, beehrte die jungen Leute: „Der Terror eines ‚Teamworks‘ kann schlimmer sein als der Terror einer Autorität . . . Nur ungewöhnlich integere und souveräne Charaktere eignen sich zur Führung eines Teamworks. Schon darum wäre es utopisch, es zur Regel zu machen“.⁶ Auch Hans Lietzau, neu nominiertes Direktor des Hamburger Schauspielhauses gibt sich skeptisch: „Einzelne können dem Theater zwar keine neue Verfassung, aber gelegentliche Ergebnisse abtrotzen“⁷, d. h. er hält innerbetriebliche Reformen offenbar entweder für nicht notwendig oder für nicht möglich. Aber selbst Hansjörg Utzerath, der an der Freien Volksbühne Westberlin konkrete Möglichkeiten der Mitsprache eingeführt hat — die Mitglieder seines Ensembles nehmen an der gesamten Theaterarbeit teil und beziehen gleiche Gagen⁸ — geht dem Problem dadurch aus dem Weg, daß er zwar

⁵ dies., *Theater heute*, April 1968, S. 2.

⁶ S. Melchinger, *Theater und Revolte. 2. Antithesen*, in: *Theater 68. Das Jahr im Bild. Jahrbuch von Theater heute*, S. 37.

⁷ Lietzau/Wendt, *Theater heute*, Mai 1968, S. 3.

⁸ vgl. *Die Bühnengenossenschaft*, Juni 1968, S. 213.

für sein eigenes Ensemblemodell votiert, die Einführung vertraglicher Mitbestimmungsrechte jedoch als systemwidrig ablehnt.⁹ Noch immer entscheidet aber der zwischen dem Deutschen Bühnenverein und der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehörigen (GDBA) 1924 ausgehandelte Normalvertrag (Gruppe Solo) über die Machtbefugnisse des Intendanten. Nach dieser Vertragsnorm ist der Intendant der Unternehmer, der engagiert, kündigt und allein bestimmt. Die GDBA hat gegenwärtig 12 500 Mitglieder an den subventionierten Bühnen; für die Privattheater gibt es noch keine Mitarbeiterorganisation und folglich auch keinerlei tarifvertragliche Regelungen. Der Obmann der GDBA hat laut § 18 des Normalvertrags bestimmte Mitspracherechte, die sich auf die Einhaltung der Proben- und Ruhezeiten beziehen. „Ein echtes Mitspracherecht der gewählten Personalvertreter der GDBA an allen Theatern“ fehlt jedoch bisher und ist erst neuerdings in den Katalog der bühnengenossenschaftlichen Forderungen aufgenommen worden.¹⁰

Außer von den Intendanten, diesen „subventionierten Bestätigern des gesellschaftlichen Status quo“ (Schwiedrzik/Stein), wird die Entmündigung des Schauspielers und Technikers wesentlich auch durch die monokratische Position des Regisseurs bedingt. Von zehn jungen Regisseuren, die nach der von ihnen praktizierten und der von ihnen erwünschten Arbeitsform befragt wurden, antworteten die wenigen, die sich prinzipiell für kollektive Methoden und anstatt einer Führungs-, für eine Integrationsfunktion des Regisseurs aussprachen, daß in der Realität aufgrund der bestehenden Organisationsform des Theaters (Probenzeiten, Besetzungspraxis, usw.) die autokratische Arbeitsweise vorherrschen muß.¹¹ Ansätze zu kollektiver Regiearbeit wurden in den letzten Monaten an mehreren Bühnen praktiziert. Die Ergebnisse sind weitgehend in Probennotizen festgehalten, die vor allem die Schwierigkeiten einer Gruppenführung widerspiegeln. Teilweise wurden diese Experimente durch die Theaterleitungen behindert; meistens dann, wenn Mehrheitsbeschlüsse des Ensembles die gesellschaftspolitische Konsequenz ihrer Arbeit durchsetzen wollten. Intendant Everding verbot in München eine Geldsammlung für die FNL im August 1968, und im Januar 1969 wurde dasselbe Stück von der Leitung der Westberliner Schaubühne aus ähnlichen Gründen nach drei Vorstellungen abgesetzt. Vorausgegangen waren Auseinandersetzungen zwischen den Schauspielern und den Regisseuren sowie zwischen den Regisseuren und der Leitung, ein Streikversuch des Ensembles, Hausverbot und Androhung von Disziplinarmaßnahmen gegen einzelne Protagonisten. Das Experiment scheiterte aber nicht nur an den Konflikten mit der Intendanz, sondern wesentlich auch an den Konflikten zwischen Schauspielern und Regisseuren. Ein selbstkritisches Arbeitspapier notiert: „Vierzehn Schauspieler wurden von der Schaubühne am Halleschen Ufer engagiert, um den Viet Nam Diskurs zu spielen. Regisseure waren Peter Stein und Wolfgang Schwiedrzik, die das Stück

⁹ vgl. Utzerauth/Wiebel, *Theater heute*, Juni 1968, S. 2 f.

¹⁰ vgl. H. Klausnitzer, *Theater heute*, Juni 1968, S. 2.

¹¹ Wie wird man Regisseur, was will man als Regisseur?, *Theater heute*, Februar 1969, S. 31—40.

schnon in München inszeniert hatten. Sie boten an, diese Arbeit kollektiv zu machen. Jeder der Engagierten stellte sich wahrscheinlich etwas anderes darunter vor ... Die ersten Tage sind vernebelt von dem allzu vagen Kollektivbegriff. Den Jobbern ist alles viel zu lax. Die Dilettanten entdecken keinen Zugang zu selbständiger Arbeit ... (sie) fangen an zu trödeln. Die Regie ist enttäuscht über die mangelnde Nutzung ihres Angebotes und landet folgerichtig bei Begriffen wie Disziplin und Können.“¹² Selbst unter verhältnismäßig günstigen Arbeitsbedingungen treten die Differenzen zwischen Regisseuren und Schauspielern offen zutage. Die Schauspieler lehnen es als „anti-emancipatorisch“ ab, daß die „Demokratisierung durch den Überbau vorgenommen (wird), sozusagen als Geschenk, als kontrollierbares und weiterhin zu kontrollierendes Geschenk an die Beteiligten des Theaters“.¹³ Zum sogenannten Überbau zählen sie vulgär-marxistisch auch den Regisseur.

Hier zeichnet sich in der allgemeinen Diskussion über die Theaterreform ein zumindest taktischer Fehler ab, ein falscher Ansatz, auf den bald danach auch Sichtermann und Johler hereinfallen und der unter verändertem Vorzeichen für die gesamte Gruppenarbeit der Inszenierung der Frauenvolksversammlung am Bremer Theater charakteristisch wird: die Diskussion über den innerbetrieblichen Abbau autoritärer Strukturen wird immer esoterischer und formalistischer geführt. Sie wird von der Forderung nach einem demokratisch engagierten, der gesamten Gesellschaft verantwortlichen Theater abgelöst und ohne jede Rücksichtnahme auf das noch zur Demokratie zu erziehende Publikum ausgetragen. Ausgehend von den richtigen Überlegungen, daß die strukturbedingte Unmündigkeit des „Hampelmann“-Schauspielers nur durch solidarischen Zusammenschluß des „Arbeiters“ erreicht werden kann, wird der Kampf für die Emanzipation zum unterschiedslosen Kampf gegen Intendanten, Regisseure und Zuschauer. Letztlich geht es dabei um die Durchsetzung eines neuen „ständischen“ Privilegs, das die Entmündigung aller Nicht-Privilegierten außer acht läßt. Mögliche Verbündete werden von vornherein abgelehnt. Auch Sichtermann/Johler/Gurrek/Stein bauen den Popanz Regisseur=Unterdrücker auf: „Allein die Arbeitsteilung bei der Inszenierung zwischen einem, der den Gesamtzusammenhang entwirft, und dem anderen, der nur Teile des Entwurfs vermittelt, bildet den Ursprung der geistigen Ausbeutung und Unterdrückung“.¹⁴ Nicht die Arbeitsteilung an sich hat Unterdrückung zur Folge, sondern — wie Sichtermann/Johler noch ein Jahr vorher klarer erkannten — die strikte Abwesenheit jeglicher Formen paritätischer Mitbestimmung. Nicht die Abschaffung des Regisseurs sollte gefordert werden, sondern die Benennung und Eingrenzung seiner Funktionen, Aufgaben und Pflichten. Daß auch Schauspieler kräftig Druck ausüben können, hat der Sturz Monks bewiesen; zu seinem unruhigen Abgang haben vier Stars, die um ihren Ruhm fürchteten, wesentlich beigetragen. Eine rein formalistische Kritik beste-

¹² Viet Nam Diskurs: *Tagebuch eines Konflikts*, Berliner Extradienst, 29. 1. 1969, S. 8.

¹³ ebd., S. 10.

¹⁴ Gurrek/Johler/Sichtermann/Stein, *Theater heute*, Februar 1969, S. 29.

hender Strukturen führt schließlich zu einer blinden Autonomiefixiertheit, die den Schauspieler auch noch von seinen Verpflichtungen gegenüber dem Publikum „befreien“ möchte. Zu welchem grotesken Zerrbild demokratischer Betriebsstruktur ein unreflektierter Autoritätensturz führen kann, zeigen die jüngsten Klänge der Bremer Stadtmusikanten. Am Bremer Theater wurde im April dieses Jahres mit Genehmigung der Theaterleitung, der Versuch unternommen, Gruppenarbeit unter dem Vorzeichen der Gesamtverantwortlichkeit aller Beteiligten zu praktizieren, „wir arbeiten ohne Regisseur, als Gruppe“.¹⁵ Daß die Inszenierung nicht fertig wurde, also keine Aufführung stattfand, ist sicherlich nicht so entscheidend wie die Durchführung des Experimentes. Entscheidend aber ist der falsche theoretische Standpunkt, von dem man dabei ausging. In den von Claus Bremer im Auftrag des zehnköpfigen Ensembles verfaßten Probennotizen liest man: „(Der Schauspieler) muß sich als Material zur Verfügung stellen, das der Regisseur benutzt, um seine Einfälle zu verwirklichen. Die Einfälle des Regisseurs werden von der Theaterleitung kontrolliert. Die Maßstäbe für die Kontrolle werden vom Geldgeber gesetzt. Der Geldgeber erwartet von der Theaterleitung, daß die Bedürfnisse der Theaterbesucher, Besucherorganisationen, Interessenverbände und der Institutionen wie Schule, Presse, Funk oder Fernsehen befriedigt werden.“¹⁶ So richtig das Abhängigkeitsverhältnis der am Theater Beschäftigten dargestellt wird, so unverantwortlich falsch ist die Konsequenz; denn die lautet schließlich: Abschaffung jeglicher Kontrolle und zwar auch der Kontrolle durch „Theaterbesucher, Besucherorganisationen“ usw. Die Abschaffung der Kontrolle durch die Gesellschaft fordern, heißt aber nichts anderes als eine autonome Spielwiese fordern, die durch hohe Zäune vor ihrer Verantwortung für die übrigen gesellschaftlichen Bereiche geschützt wird. Es ist der Appell an die reine, durch Politik nicht verschmutzte Kulturstätte, wie sie sich auch CDU-Politiker nicht besser träumen können. Die Alternative zu diesem „Bremer-Modell“ muß vielmehr die Forderung nach verstärkter Zusammenarbeit mit progressiven, insbesondere Gewerkschafts- und Volksbühnenorganisationen sein, die den Bildungsnotstand aktiv bekämpfen. In die zu schaffende „kollektive Leitung“, in der Vertreter aller am Theaterbetrieb beteiligten Gruppen über die Intendantenwahl, die Ensemblezusammensetzung, Verträge, Spielplangestaltung und den Gesamthaushalt entscheiden, sollten „nach dem Vorbild der Anstalten öffentlichen Rechts . . . auch Vertreter der interessierten Öffentlichkeit aufgenommen werden, um die Ansprüche der Gesellschaft gegenüber dem Theater wirksam zu repräsentieren“.¹⁷ Das Modell, das Sichtermann/Johler/Gurrek/Stein entwickeln, „(es) ist ein Theaterkollektiv gefordert, das den Versuch unternimmt, anti-autoritär zusammenzuarbeiten und -zuleben“,¹⁸ weist die gleiche Mißachtung des Anspruchs der Gesellschaft auf. Sie resignieren: „eine Demokratisierung der Betriebe und der Arbeitsverhältnisse am Theater (ist) sinnlos, bzw. unmöglich“ und folgern konsequent:

¹⁵ Materialien zur Kollektivarbeit im Theater, Theater heute, April 1969, S. 24.

¹⁶ ebd., S. 23.

¹⁷ Hüfner/Schütt, Nachrichtenblätter des Arbeitskreis Bertolt Brecht, Juni 1968, S. 63.

„Zerschlägt die bürgerlichen Theater“, ihr Publikum ist ohnedies reaktionär.¹⁹ Abgesehen davon, daß bereits zwischen dem Premierenpublikum und dem Volksbühnenpublikum große soziale Unterschiede bestehen und zumindest ein Teil der Volksbühnenmitglieder zu den 80 Prozent Lohnabhängigen gehört, für die sich die Theater stärker öffnen sollten, nutzt der theaterwirksame Griff zum Molotowcocktail zu diesem Zeitpunkt nur dem Klassengegner: innerhalb von wenigen Monaten ist durch Diskussionen, Resolutionen und Aufführungsunterbrechungen das demokratische Bewußtsein vieler am Theater Beschäftigten, wie großer Teile der am Theater interessierten Öffentlichkeit geweckt worden; Jugendorganisationen wie die Kölner SDAJ-Gruppe entdecken anlässlich der Aufführung von Tankred Dorsts „Toller“-Stück das Theater als Tribüne des Klassenkampfs; die bisher vernachlässigte Arbeiterschaft wird in ermutigenden Experimenten wie Hans-Dieter Schwarzes Versuch, mit dem Westfälischen Landestheater in Industriebetrieben zu spielen, direkt angesprochen; der Arbeitskreis Bertolt Brecht beschließt seine Umfunktionierung in ein Organisationszentrum für die Demokratisierungsbestrebungen an den Bühnen. Während die Veränderung unserer Theater konkrete Formen anzunehmen beginnt, propagieren Aktionisten die Zerstörung einer Institution, deren Bedeutung für den Kulturmampf als zentralen Teil des Klassenkampfes erst jetzt von der demokratisch-sozialistischen Bewegung genügend erkannt worden ist. Der totalen Resignation liegt die puristische Feststellung zugrunde; „Kultur im Kapitalismus ist eine Waffe der Herrschenden. . . . Das Bedürfnis des Beherrschten nach Auflehnung gegen die Herrschenden wird durch linkes Bildungstheater sublimiert, die marxistische Dialektik in der Form von pseudo-revolutionärem Schöngeist in den Schoß des Abendlandes gesenkt und tief unten integriert. Anders: Das Establishment vögelt die Antiautoritären . . .“²⁰ (Arbeitspapier von der Weiss-Inszenierung an der Schaubühne, Westberlin.) Die Anbiederungsversuche von seiten des bürgerlichen Theaters sind für das empfindliche Schamgefühl und dem strikten Puritanismus der Antiautoritären allerdings unzumutbar; sie wollen partout ihre Unschuld retten — und überlassen das Theater der Reaktion.

Ihre Schizophrenie resultiert daraus, daß sie den Kampf gegen den „autoritären Geist des deutschen Theaters“ immer weniger als einen Teil des allgemeinen Kampfes um die Demokratisierung aller gesellschaftlichen Bereiche auffassen und immer mehr als einen Kampf um die Durchsetzung scheindemokratischer Privilegien auf Kosten der Gesamtgesellschaft. Bezeichnend für ihre Perspektivlosigkeit ist außerdem die Tatsache, daß sie über dem Wehgeschrei, die Kunst sei Ware und nichts als Ware, alle Erkenntnisse einer marxistischen Ästhetik, daß die Kunst auch als Waffe der Beherrschten zur Änderung des Bewußtseins und der Gesellschaft dienen kann, über Bord geworfen haben. Auf die Mehrgleisigkeit des Kampfes und auf den gesamtgesellschaftlichen Auftrag der Theaterreform hat der

¹⁸ Gurrek/Johler/Sichtermann/Stein, Theater heute, Februar 1968, S. 30.

¹⁹ ebd., S. 29.

²⁰ Viet Nam Diskurs: Tagebuch eines Konflikts, Berliner Extradienst, 29. 1. 1969, S. 8.

Theaterkritiker André Müller wiederholt hingewiesen: „Die Abschaffung der bestehenden Feudalstruktur des Theaters und ihre Ersetzung durch eine demokratische Struktur, kann naturgemäß kein Selbstzweck sein. Der eigentliche Zweck kann nur sein, durch die Erkämpfung einer demokratischen Struktur an den Theatern Verhältnisse zu schaffen, die es möglich machen, den spätbürgerlichen Kunstbetrieb zu überwinden, also wieder die Produktion von Kunstleistungen zu ermöglichen, die zur Veränderung des Bewußtseins und der Gesellschaft beitragen.“²¹

Die Buchhändler sind alle des Teufels. Für sie muß es eine eigene Hölle geben. Sagte Goethe vor 140 Jahren zum Kanzler Müller. Damals gab es keine Scheidung zwischen Sortiment und Verlag. Gemeint waren die gewerblichen Verbreiter von Literatur. Die werden nicht zum Teufel gewünscht. Solch harmlosen metaphysischen Spielereien war der alte Goethe abhold. Verleger, Nachdrucker, Sortimenter: der ganze Buchhandel ist schon beim Teufel in eigner Hölle. Nämlich in voller kapitalistischer Entfaltung: die Produzenten, hier die Schreiber, enteignend, den Mehrwert einsteckend, den Gebrauchswert ignorierend, den Tauschwert benutzend. Goethes Stimme ist in Deutschland ziemlich allein. Weil es hier nur sehr wenige Schriftsteller gegeben hat (und gibt), die — sei's von Hause aus, sei's durch Ruhm — „in großen Verhältnissen leben und Gelegenheit haben, den spielenden Figuren der Zeit in die Karten zu sehen und selber zu Gewinn und Verlust mitzuspielen“, wie Goethe um die gleiche Zeit Eckermann gegenüber anmerkt.

Daran hat sich nicht sehr viel geändert, ob es gleich notwendig gewesen wäre und zunehmend notwendiger wird. Literaten sind hier Pinscher oder Lumpenproletarier, wenn sie nicht Staatsminister werden, Reichs- oder Bundeskanzler. Die Auflagen Goethes, Bismarcks und Adenauers übertreffen Heines, Heinrich Manns und Bölls. Trotz Bestseller-Listen sind dabei die ökonomischen Literaturverhältnisse schamhaft unterdrückt. Einzelkritik an hohen Buchpreisen, Vergleichen Verlagskalkulationen, ja Kapitalismusschelte stehen Verweise auf die nur hier mögliche absolute Freiheit der Kunst, auf allgemeine Bildungschancen gegenüber. Im Grunde unbesehen werden die Verhältnisse, wie sie sind, akzeptiert, weil sie nun einmal so sind. Deshalb gilt:

Vor-Satz 1: Die literarischen Produktionsverhältnisse müssen erforscht werden. Produktionsverhältnisse sind die wirtschaftlichen, die materiellen, die Eigentumsverhältnisse, die die Klassenlage bestimmen.

Da das ganze Gebiet bisher in Deutschland fast ausschließlich von bürgerlichen Wissenschaftlern und Literaten okkupiert war, die zudem noch von denen, auf die solche Anstrengungen sich allererst zu richten hätten, abhängig waren (denn selbst Professoren, die sich weder vor Gott noch dem Grundgesetz fürchten, vom Volk gar nicht zu reden, zittern vor dem Nein der Verleger), wird aufgestellt
Vor-Satz 2: Diese Forschung muß vom Standpunkt derer aus betrieben werden, für die und von denen heute Literatur gemacht wird.

Parteilichkeit und Engagement für das Volk sind Voraussetzung. Wer aber

²¹ A. Müller, Eskalation der Demokratie, in: Deutsche Volkszeitung, 23. 8. 1968.

macht Literatur, ist ihr Produzent? Der Schreiber oder diejenigen, die lektorieren, zensieren, korrigieren, finanzieren, setzen, drucken, ausliefern usw.? Defitorisch gelte:

Vor-Satz 3: Produktion von Literatur ist der Prozeß, in dem mittels Arbeit und Kapital Gedanken reproduziert werden; und weiter:

Vor-Satz 4: Produzenten von Literatur sind alle, die

- a) unmittelbar die Reproduktionsunterlage erzeugen (Schreiber, Lektoren, Gutachter, Zensoren);
- b) die Reproduktion arbeitend verwirklichen (Setzer, Drucker, Graphiker, Buchbinder). Sie sind klar zu trennen von dem finanzierten Produktionsmittelleigentümern.

Über die unmittelbaren Literaturproduzenten ist, weil sie sich alle dauernd öffentlich rechtfertigen, einiges bekannt. Über die mittelbaren ebenfalls, sofern man sie in ihrer Klassenrolle als Arbeiter und Angestellte sieht. Die Kapitalisten aber bilden in diesem Feld eine dunkle Stelle. Allgemein bekannt, aber nicht oft genug zu wiederholen ist:

Vor-Satz 5: Wer die Produktionsmittel hat, verfügt über ihre Verwendung wie über die der Produkte, obwohl diese ohne die Leistung der Produzenten nicht verfügbar wären.

Die Umkehrung dieser These hat appellierende Funktion:

Vor-Satz 6: Autoren und Lektoren, Setzer, Drucker usw. haben keinen Einfluß auf die Produktionsmittel, einen sehr kleinen auf die Verwendung des produzierten.

Am Film, der unter dem Einfluß des eingesetzten Kapitals, d. h. der Produktionsmaschinerie, stets weit von dem degeneriert, was der Autor einmal wollte, zeigt sich das deutlich. Bei den Büchern ist es ganz ähnlich. Als Programm ist daher zu konkretisieren:

Vor-Satz 7: Die literarischen Produktionsverhältnisse sind besonders unter dem Gesichtspunkt der Gleichberechtigung von Kapital und Arbeit, von Mitbestimmung der Produzenten, d. h. gegen die Koppelung von Kapital und Verfügungsgewalt zu untersuchen.

Selbstverständlich gibt es Buchmarktforschung und Untersuchungen zu Geschichte und Soziologie des Buchhandels. Überwiegend gehen derartige Unternehmen vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels aus, einer Organisation, die — älter als Goethes Aussprüche — gerade Objekt kritischer, literaturengagierter Forschung sein müßte. Daraus ergibt sich der

Vor-Satz 8: Der Börsenverein ist speziell im Hinblick auf seine Eigenschaft als bürgerliche Privilegiengemeinschaft der Prinzipale zu untersuchen. In einem damit muß seine widersprüchliche Wandlung zur industriell fortschrittlichen Konzerngewinnrückversicherungsanstalt geprüft werden.

Die gegenwärtige Organisation des deutschen Buchhandels umfaßt unter formalen Kategorien Betriebe vom Ein-Mann-Laden bis zum Konzern. Vorkapitali-

stisch-patriarchalische Verhältnisse, liberales Unternehmertum, monopolkapitalistische Trusts stehen äußerlich gleichberechtigt nebeneinander. Während der eine Buchhändler handverpackte Ware überreicht, produziert die Computer- und Druckanlage des anderen in 30 Minuten ein Buch von 350 Seiten Umfang. Während das Sortiment über die hohen Personalkosten redet, planen Großverlage das eigene Fernsehen. Die historische wie kapitalmäßige Disproportionalität enthüllt *Vor-Satz 9: Buchhandel und Verlagsgewerbe müssen in der Industriegesellschaft des Spätkapitalismus beschleunigt einen Prozeß durchlaufen, den Gewerbe und Industrie im allgemeinen seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts hinter sich gebracht haben.*

Wirtschaftlich unterscheidet sich der Buch- und Papierwarenladen nicht vom Ekgemüse- und Gemischtwarenladen, der dem Filialgeschäft, dem Einkaufsring und dem Konsummarkt gewichen ist. Ein Zeitungs-, Lesering- oder Verlagskonzern unterscheidet sich von kapitalistischen Industriebetrieben weniger, als von den Betrieben eigener Branche in anderen ökonomischen Grundformationen. Dieses Verhältnis zeigt sich in

Vor-Satz 10: Buchhändler und die Mehrzahl der Verleger sind und werden zunehmend zu Hintersassen der Bewußtseinsindustrie.

Am Institut des festen Ladenpreises hängend reagieren sie wie Tankstellenpächter, die jede Pachtvertragsänderung unter dem materiellen Druck der Mineralölkonzerne unterschreiben.

Der Börsenverein ist mit den Literaturproduzenten allein durch ein Verhältnis verbunden, das der Verschleierung der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft durch die Produktionsmitteleigentümer dient und deswegen sich die Vertretung ihrer Interessen anmaßt. Dies in Verbindung mit der Interessenspaltung der unterschiedlichen Mitgliedergruppen des Prinzipalsvereins ergibt den

Vor-Satz 11: Die objektive formale Gegnerschaft gegen die industriell fortschrittlichsten Kapitalistengruppen darf die Literaturproduzenten nicht zu einem Zeitbündnis mit den reaktionären Teilen bringen.

Bevor dieser Satz historisch erläutert wird, muß eine wichtige methodische Bemerkung gefaßt werden:

Vor-Satz 12: Die literarischen Produktionsverhältnisse können nicht theoretisch und abstrakt; müssen vielmehr im Prozeß ihrer praktischen Veränderung erforscht werden.

Dazu gehört der

Vor-Satz 13: Es gibt keine Theorie ohne Praxis.

Ohne Annahme dieser Sätze nämlich, könnte der Vor-Satz 1 mit all seinen Folgen einfach im Rahmen der bürgerlichen Ablenkungsstrategie interpretiert und benutzt werden; während er in Wirklichkeit einer sozialistischen Notwendigkeit entspricht. Um nun Satz 12 durch Vorwegnahme von Ergebnissen zu erläutern gilt

Vor-Satz 14: Der Prozeß praktischer Veränderung der literarischen Produktions-

verhältnisse führt nicht zu theoretischen Erkenntnissen: sondern in der ersten Phase zu Kampfstrategien der Produzenten gegen die vom Kapitalinteresse diktierte Verhinderung der Ausbreitung von Ideen und Änderung des Verhaltens im Volk.

Hier scheint ein Widerspruch vorzuliegen. Kapitaleigentümer im Buchhandel müssen, denkt man, gerade an der Ausbreitung von Ideen interessiert sein, sofern diese mit dem massenhaften Verkauf von Büchern verbunden ist. Dieser Widerspruch hebt sich auf im

Vor-Satz 15: Verbreitung von Literatur geht im Hochkapitalismus gut zusammen mit ihrer Unbrauchbarmachung für die gesamtgesellschaftliche Praxis.

Gewiß vermittelt die Bild-Zeitung mehr Lesern in Deutschland als je zuvor Geschriebenes. Ebensogewiß wird so Millionen Lesern durch Worte Denken ausgetrieben. Köpfe, die mit Zeit-Abfall und Pseudoideologie gefüllt sind, haben für Vernunft keinen Platz mehr. Hierhin gehört

Vor-Satz 16: Indem alles Verbalisierte im Spätkapitalismus aus ökonomischen Gründen auf das Niveau neutraler Information gebracht und damit zur Konsumware gemacht wird, unterliegt es allein deren Gesetzen: d. h. verbraucht zu werden.

Konsumieren bedeutet hier: ablegen und registrieren. Die dem Wort eigentümliche Kraft ist entschwunden. Diese Macht war (und ist immer noch) eine Folge gesellschaftlichen Totalitätsbezuges. Das in den kapitalistischen Verwertungsprozeß eingeklemmte Literaturprodukt verliert in dem Maße an wirklichkeitsverändernder Kraft, wie es an Konsumgewalt zunimmt. Jeder weiß, daß „Geschichte und Klassenbewußtsein“ in einer Ausgabe für 60,— DM nicht nur aus Kaufkraftmangel unwirksam bleibt; da es doch in schludrigen Raubdrucken, Exzerpten und Flugblättern die Kraft hat, Institute besetzen und Schaumfeuerlöscher gegen die Polizei richten zu lassen.

Von diesem Nebengleis zurück zu Satz 11 und einigen historischen Gründen. Die Disproportionalität der ökonomischen Verhältnisse, die im Börsenverein vertreten sind und zu falschen Zweckbündnissen verführen könnte, hat einsehbare Voraussetzungen. Es gehört heute zur ideologischen Schulweisheit:

Vor-Satz 17: Der Überbau wälzt sich langsamer um, als die zugrundeliegenden ökonomischen Verhältnisse.

Am schönen Schein von unternehmerischer Selbständigkeit wie am verzauberten Abbild schlechter Realität festzuhalten, liegt klar im Interesse derer, für die eben jene schlechte Realität Voraussetzung des Wirtschaftens war: die Vertreter eines Systems, das nur mit Kaufkraft ausgestattete Interessen berücksichtigt. Wie diesem System gelungen ist, den Widerspruch zu besänftigen, daß für immer qualifiziertere Arbeit immer qualifiziertere Arbeitskraft notwendig war, die andererseits politisch ohnmächtig bleiben mußte, darauf verweisen Stichworte wie „Romantik“ fürs 19., „freischwebende Intelligenz“ fürs 20. Jahrhundert. Man kann die Theorien, die dem Kapitalismus dazu gedient haben, den ihm günstigen Zustand auf-

rechtzuerhalten, in welchem diejenigen profitieren (an Kapital und Macht), die nicht produzieren, und damit ihrem eigenen Produkt eben diejenigen entwaffnet werden, die von ihrer Lage her an der Aufklärung interessiert sein müßten, knapp beschreiben.: Nur seinsungebundene freischwebende Intelligenz könne wertfreie Wissenschaft treiben und damit zu nicht relativer Wahrheit gelangen. Damit ist die Wahrheit für eine Klasse, die ihre Herstellung bezahlen kann, garantiert. Noch im Grundgesetz sind Forschung und Lehre frei, wobei die Lehre aber — gegen jeden klaren Verstand — nicht Praxis bedeuten soll, sondern Übermittlung von Forschung zum Zwecke weiterer Theorie. Und tatsächlich ist es ja bis heute so, daß die Professoren ihre Wahrheiten auf der Straße nicht wiedererkennen, bzw. erst mit Prüfstäben aus Hartgummi bearbeiten lassen, um die Theorie praxisgesäubert wieder einsammeln zu können.

Die Geschichte der Versuche, hochspezialisierte Fachidioten zu züchten, um mit Hilfe der Macht dieses Spezialistentums gesellschaftliche Wandlungsprozesse aufzuhalten, ist unter unseren Augen in der sogenannten Studentenrevolte in ein entscheidendes Stadium getreten. Wenn

Vor-Satz 18: Die Gesamtgesellschaft hängt heute von der Produktivkraft Wissenschaft mehr denn je und zunehmend intensiver ab.

stimmt, dann haben diejenigen, die sie darstellen und vermitteln, in der Tat eine Schlüsselstellung inne. Wenn darüberhinaus ergänzend richtig ist

Vor-Satz 19: Die Produktivkraft Wissenschaft kann nicht departementsmäßig begriﬀen, muß vielmehr als allgemeiner Intellektualisierungsprozeß gefaßt werden. dann sind die unmittelbaren Produzenten von Literatur, Autoren und Lektoren, Verlags- und Sortimentsmitarbeiter in einer verhältnismäßig glücklichen Lage, den Satz 6 auf Dauer aufheben zu können.

Wenn 1000 Erziehungswissenschaftler in einem Bundesland gezwungen oder freiwillig ihr Examen nicht ablegen — und das gleiche gilt für Ingenieur-Studenter —, so fehlen diese 1000 Lehrer oder Techniker für jetzt und die Folgejahre in so katastrophaler Weise, daß unmittelbare politische Konsequenzen unausweichlich sind. Derselbe, aber weitreichende Effekt ist durch Organisation der unmittelbaren und mittelbaren Literaturproduzenten zu erreichen.

Vor-Satz 20: Spontane Organisation hat in langfristige überzugehen. Literaturreproduzenten haben sich der historischen und konservativen Druckpolitik der Gewerkschaften anzuschließen.

Das alles ist leicht im Vergleich zu den langfristigen Aufgaben. Literaturreproduktion ist ein Teil der Produktion von Lebensbedürfnissen. Historisch gehört der die materielle Basis rechtfertigende glorifizierende Überbau dazu. Literarische Produktion ist immer Produktion von Überbau. Insofern Überbau Ideologie, d. h. falscher Schein zu realen Zwecken der herrschenden Klasse ist, ist Literaturreproduktion Produktion von Schein und gleichzeitig Scheinproduktion.

Vor-Satz 21: Die Literaturreproduzenten müssen aufhören, zum Schein zu produzieren und Schein zu produzieren.

Der Weg dahin führt ab von der gegenwärtig oktroyierten herrschenden Ansicht, individuelle Fähigkeiten und Begabungen individuell auszubilden und auszunutzen und individuell (und anarchistisch) zu kämpfen. Das ist heute erklärtes Ziel einer Literatur- und Kulturpolitik, die individuelles Gegeneinander als Instrument ihrer Klassenherrschaft benutzt.

Vor-Satz 22: Individuelle Würde, Verantwortung und Leistung hat ihr Recht nur im Maß an einer höheren als der bestehenden Gesellschaft. Insofern ist ganz abgesehen von den Voraussetzungen in der Sprache — alle Literaturproduktion kollektiv.

Die Organisation der Literaturproduzenten muß über den Eintritt in die Gewerkschaften hinausgehen. Sie hat nichts mit Schriftstellerverbänden zu tun, die mit ihrem Streit um GEMA-Rechte und Übersetzerhonorare genau den kapitalistischen Verwertungsprozeß unterstützen, der die literarischen Produktionsverhältnisse hierzulande zum zurückgebliebenen Sektor des Kapitalismus gemacht haben. Vielmehr hat die Organisation spontane Aktivitäten in langfristige Solidarisierungsarbeit am Arbeitsplatz zu überführen. Das ist bei den mittelbaren Produzenten in Druckerei, Sortiment und Verlag leichter, als bei den Schriftstellern und Lektoren, die ins Ghetto der Büro- und Schreibtischexistenz verwiesen sind.

Vor-Satz 23: Die Organisation der Bewußtseinsproduzenten hat die Bildung von Aktionsöffentlichkeit zur Voraussetzung und Folge.

Wenn einstmais Information als Voraussetzung für das Handeln demokratischer Öffentlichkeit unentbehrlich war; ist Information heute umgekehrt eine Weise, Öffentlichkeit gegen Aktionen zu immunisieren, ja eine benutzbare Öffentlichkeit manipulativ herzustellen. Weil Öffentlichkeit so nur als demokratische Maske verwendet wird zu dem Zweck, den Gewaltunterworfenen Möglichkeiten politischer Selbstbestimmung vorzugaukeln, ist ein neuer Begriff der Öffentlichkeit vonnöten, dem praktische Möglichkeiten entsprechen. Aktionsöffentlichkeit entsteht, wenn aus Konsumenten literarischer Produkte Mitproduzenten werden. In eben dem Maß, wie das typischerweise mittels Kritik, Diskussion, Forderung und politischer Aktion geschieht, verschwinden die Sonderideologien der Intellektuellen ebenso wie die totale Abhängigkeit der Literaturproduzenten von ihren Produkten. Literarische Intelligenz wird aus einer Agentur zur Unterdrückung konkreter Forderungen zum Mittel der gesellschaftlichen Entsolidarisierung gegenüber dem bestehenden Apparat. Anstatt ihn zu beliefern tut sie alles, ihn sozialistisch zu verändern.

Diese Thesen handeln von der Frankfurter Buchmesse 1968, von der Verleihung des Friedenspreises des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels an Alexander Mitscherlich, von der Verleihung des „Deutschen Kunstreis des Jugend“, von der Nichtaufführung des Henze-Oratoriums „Das Floß der Medusa“, von der Gründung des „Verlags der Autoren“ in Frankfurt, von der Organisation der Literaturproduzenten im Februar 69, vom Grundsatzurteil des BGH im Falle

„Stuttgarter Wochenblatt“, von der Diskussion „Kunst als Ware“ in der ZEIT, vom Prozeß des Berliner Buchhändlers Meurer gegen zwei Lehrlinge, von der Gründung des März-Verlages, von der Unruhe im Goldmann-Verlag, von den Zuständen im Heine-Verlag, von der Aktionsgruppe „kritischer Redakteure“ im Spiegel, vom Versuch, die Journalisten des WDR zu Spitzeln im Regierungsauftrag umzufunktionieren, vom 10. Konstanzer Literaturgespräch, von der Plenumsitzung der Stern-Redakteure, von der „Roten Pressekorrespondenz“, der Sozialisierungsanzeige des Wiener FORVM und der nächsten Buchmesse. Die Liste ist durchaus unvollständig.

Die Thesenform ist nicht nur den Positivisten vorbehalten: Vor-Sätze gehen den Nachsätzen der Diskussion voran; sie können aber auch durchaus ohne Mißbrauch als Vorsätze benutzt werden.

Gespräch mit Madame Nguyen Thi Binh

Vorbemerkung:

Am 31. 10. 68 gab die Regierung Johnson die bedingungslose Einstellung der Bombenangriffe und aller Kriegsakte gegen die DRVN bekannt. Erst damit war der Weg zu Friedensverhandlungen geebnet. Die US-Regierung hatte sich, kurz vor den Präsidentenwahlen „friedensbereit“ gezeigt. Warum sollte es nun nicht tatsächlich bald Frieden für Vietnam geben? — Und warum ist, trotz dreimonatiger Friedensverhandlungen in Paris, immer noch kein Frieden in Vietnam? Kaum hatte die US-Regierung durch ihren Schritt vom 31. 10. 68 ihre „Friedensbereitschaft“ vor der Welt demonstriert, war auch schon der Rückzieher fällig: sie verstand es, den Beginn der eigentlichen Friedenskonferenz vom November 1968 bis zum Regierungswechsel Johnson-Nixon im Januar 1969 zu verzögern. Seitdem röhrt Cabot Lodge, bewährt an den vordersten Fronten der US-Politik einer Welthegemonie, in Vietnam und in der BRD, die Trommel am Verhandlungstisch in Paris, und Nixon spricht trotz immer größerer militärischer Niederlagen von einer Position der „Stärke“.

Seit dem Beginn der Parisier Konferenz hat sich die US-Aggressionspolitik auf Süd-Vietnam konzentriert: in der 9. Sitzung der Konferenz am 20. März 1969 hat Minister Xuan Thuy, Leiter der Delegation der DRVN, die verschiedenen Aspekte der Intensivierung des Krieges im Süden denunziert, die Kriegskredite sollen weiter erhöht werden: Melvin Laird, Chef des Pentagon, verlangt 102 Millionen Dollar für die Steigerung der Angriffe der B 52 und 156 Millionen Dollar für die Modernisierung der Marionetten-Armee im kommenden Jahr. Das Expeditionskorps wurde seit Nixons Regierungsantritt um 3000 GI's und 1500 Thailänder erhöht. Die Intensität der Bombenangriffe, deren Ziel vor allem die dichtbesiedelten Vorstädte von Saigon sind, ist innerhalb der ersten drei Monate dieses Jahres von 800 Tonnen Bomben auf 1800 Tonnen Bomben im Tagesdurchschnitt gesprungen. Die militärischen Operationen wurden um 30 Prozent gesteigert (nach Angaben des Pentagon). Die Razzien und Repressalien gegen die Zivilbevölkerung haben ein bisher unbekanntes Ausmaß angenommen; unter dem Decknamen der „beschleunigten Befriedung“ werden tausende von Menschen in Konzentrationslager verschleppt. In einem Lager bei Cap Ba Lang An wurden am 31. Januar 991 Greise, 3204 Frauen und 6767 Kinder zusammengetrieben, auf einer Fläche, die 4000 Personen fassen konnte. In diesem Lager brach die Pest aus. An der Operation waren 6800 Soldaten, 80 Hubschrauber, 23 Kriegsschiffe etc. beteiligt. Und schließlich haben die USA seit dem 1. 11. 68 gegen ihren eigenen Vertrag verstossen: sie verletzen systematisch die Souveränität

tät der DRVN. Allein im Januar und Februar 1969 wurden etwa 900 Spionageflüge in der DRVN registriert. Die Provinz Quang Binh und Vinh Linh im Norden des 17. Breitengrades sind wiederholt in den letzten drei Monaten bombardiert worden.

In Paris am Verhandlungstisch besitzt die US-Delegation die Schamlosigkeit, gegen die durch die neue Frühjahrsoffensive der FNL angeblich verschuldeten Opfer unter der Zivilbevölkerung zu protestieren, nachdem sie tagtäglich ihre Völkermordmethoden anwenden! Die Ursachen der neuen Frühjahrsoffensiven wurden von Harriman dem amerikanischen Journalisten James Wechsler gegenüber folgendermaßen erklärt: „Es ist wichtig, daß unser Land weiß, daß die neue Offensive des Vietcong, die in unseren Zeitungen große Schlagzeilen macht, im wesentlichen die Antwort auf unsere Operationen ist, und nicht etwa ein willkürlicher, unüberlegter Versuch, die Friedensbedingungen zu diktieren oder die Friedensverhandlungen in Paris zu torpedieren.“ New York Post, 6. März 1969. In der Konferenz lehnen die US-Vertreter es ab, „von der Vergangenheit zu sprechen“, weil sie die völlige Entlarvung ihrer verbrecherischen Politik vor den Augen der Welt fürchten. Sie setzen Gerüchte von Geheimabkommen und von Geheimverhandlungen in die Welt, auf denen angeblich substantiellere Fortschritte zu einer politischen Lösung als am Konferenztisch erzielt worden seien. Und sie meinen, auf diese Art, das Prestige des vietnamesischen Volkes und seines heldenhaften Kampfes vor den Augen der Welt untergraben zu können. Ob geheime Verhandlungen oder nicht: die Bedingungen zu einer korrekten Lösung des Vietnam-Problems, wie sie von den Vertretern des vietnamesischen Volkes in Paris immer wieder klar formuliert worden sind, müssen von den USA akzeptiert werden. Die USA sind die Aggressoren in Vietnam. Sie haben keine Bedingungen zu stellen und auch keine Gegenleistung von den vietnamesischen Patrioten zu fordern. Der Leiter der FNL-Delegation, Herr Tran Buu Kiem, hat auf der 13. Sitzung am 17. April noch einmal die Forderung einer „Gegenleistung“ entlarvt. Mit dieser Forderung versuchen die US-Aggressoren bewußt vor der Welt, den Angreifer und den Angegriffenen zu verwechseln und sich so ihrer Verantwortung zu entziehen. Der internationale Juristenkongress in Grenoble im Juli 1968 hat bestätigt, daß das vietnamesische Volk einer Aggression ausgesetzt ist und daß es nur sein legitimes Recht auf Verteidigung im Kampf gegen die US-Aggressoren wahrnimmt. Mit Drohungen weiterer „Repressalien“, „angemessener Maßnahmen“ meinen die USA immer noch, das vietnamesische Volk, das nun seit 15 Jahren mit immer größeren Siegen gegen die Aggressoren kämpft, einschüchtern zu können und mit diesen billigen Ködern zu einer „Pax americana“ überreden und von den Zielen seines Kampfes abbringen zu können: Unabhängigkeit und Frieden.

Hält man sich diese Tatsache vor Augen, so muß der Schritt vom 31. 10. 1968 tatsächlich anders beurteilt werden: nicht als ein Schritt zum Frieden, sondern als die einzige Möglichkeit, einer weiteren Eskalation des Krieges, nun auf den

Süden beschränkt, nachdem der Bombenkrieg gegen den Norden nicht den erhofften Erfolg hatte. Die USA haben immer noch nicht die Absicht aufgegeben, das vietnamesische Volk mit Gewalt in die Knie zu zwingen. Sie wollen den gerechten Frieden nicht, aber zugleich wollen sie vor der Welt weiter als „Friedensbringer“ bestehen. Der Widerspruch zwischen Worten und Taten zieht sich wie ein roter Faden durch die amerikanische Vietnam-Politik, und, seit dem 1. 11. 1968, deutlicher denn je.

Die Mißachtung der nationalen Grundrechte des vietnamesischen Volkes ist eine Herausforderung an alle, die für Demokratie, Gerechtigkeit und sozialen Fortschritt kämpfen. Wer garantiert uns, daß es uns nicht eines Tages genauso geht, wenn wir uns nicht rechtzeitig wehren? Auch deshalb ist eine unserer wesentlichen Aufgaben, die gerechten Forderungen des vietnamesischen Volkes am Konferenztisch in Paris zu unterstützen und die Verschleierungspolitik der US-Imperialisten immer wieder, tagtäglich, bei jeder Gelegenheit zu entlarven.

München, 30. April 1969

Gabriele Sprigath

Frage: Nach den Angaben westlicher Presseagenturen tragen die GI's in Süd-Vietnam einen Sieg nach dem anderen davon. Demnach müßten sie diesen schmutzigen Krieg schon lange gewonnen haben — das ist aber ganz offensichtlich nicht der Fall. Wie sieht die Lage wirklich aus?

Antwort: In Wirklichkeit konnten die GI's keine Siege davontragen. Im Gegenteil, sie mußten eine Niederlage nach der anderen einstecken und die Volkskräfte, die im Kampf gewachsen sind, konnten immer größere Siege verzeichnen. Meiner Meinung nach versucht die amerikanische Regierung, über die Presse der Weltöffentlichkeit vorzumachen, daß sie in einer siegreichen Position seien. Und warum: sie wollen auf diese Art den Widerstand der Weltmeinung, vor allem den Widerstand der amerikanischen Öffentlichkeit gegen die in Süd-Vietnam angewandte grausame US-Aggressionspolitik abschwächen. Deswegen behaupten sie ständig, daß wir Niederlagen erleiden, daß wir bereits vernichtet seien. Tatsächlich sieht die Situation ganz anders aus.

Frage: Viele Menschen in unserem Land bewundern das vietnamesische Volk wegen seiner Widerstandsfähigkeit, wegen seines Mutes im Kampf gegen die amerikanischen Aggressoren; aber sie denken nicht, daß das vietnamesische Volk militärisch siegen kann. Allgemein sagen nun die vietnamesischen Patrioten, daß sie bis zum totalen Sieg über den US-Imperialismus kämpfen werden, und der Präsident des Zentralkomitees der FNL von Süd-Vietnam, Nguyen Huu Tho, behauptet, daß „der Sieg Wirklichkeit geworden ist“. Wie begründen Sie diese Behauptung?

Antwort: Wie Sie wissen, bestehen wir nicht darauf, zu sagen, daß das vietnamesische Volk die USA militärisch besiegen wird; aber wir betonen immer

wieder, daß wir sicher sind, daß der Kampf des vietnamesischen Volkes für seine Unabhängigkeit, für Freiheit, für Frieden, für seine legitimen nationalen Rechte siegreich sein muß. Und wir sind sicher, daß wir den endgültigen Sieg erringen werden, wir halten an diesen Bestrebungen fest. Die USA sollen nicht denken, sie könnten uns mit ihrer militärischen Übermacht bezwingen. Sehen Sie, wir sagen das deswegen, weil die USA behaupten, wir verlangen ihre Kapitulation, und das wollen sie nicht. Mit diesem Argument versuchen sie, ein chauvinistisches Nationalgefühl hervorzurufen, um das vietnamesische Volk und das amerikanische Volk gegeneinander aufzuhetzen. Aber da liegt für uns nicht das Problem. Wir kämpfen nicht um des militärischen Sieges willen; wenn wir die USA bekämpfen, so deswegen, weil sie uns dazu zwingen. Wir wollen nicht den „militärischen Sieg“. Wir wollen den Sieg des Volksbefreiungskampfes. Das möchte ich hier ausdrücklich klarstellen. Und zweitens: Was der Präsident unseres Zentralkomitees gesagt hat, ist richtig, — nämlich daß für uns der Sieg Wirklichkeit geworden ist. Wir können das sagen, weil wir sehen, wie der Kampf des südvietnamesischen Volkes sich entwickelt: wir begannen mit leeren Händen und jetzt haben wir politische und militärische Kräfte. Es sind die Kräfte des ganzen Volkes, und wenn es die Kräfte des ganzen Volkes sind, kann man sie unbesiegbar nennen. Politisch gesehen, denke ich, daß wir im Verhältnis zu den USA mit unserer gerechten Sache immer unbestreitbar überlegen sind. Militärisch gesehen sind wir in einer Position der Stärke und der Initiative auf dem Land. Das sind, denke ich, die zwei grundlegenden Faktoren, die unsere Schlußfolgerung zulassen, daß der Sieg für uns Wirklichkeit geworden ist.

Frage: Nach den Amerikanern wäre die FNL eine kommunistische, umstürzlerische Terrororganisation. Was ist sie wirklich? Wie sieht ihre Politik aus? Welche Rolle spielen die Kommunisten in der FNL?

Antwort: Die Völker der Welt wissen sehr gut, daß die Imperialisten, und vor allem die amerikanischen Imperialisten, immer dann ein Volk oder eine Bewegung als kommunistisch, und seine Aktionen als umstürzlerisch zu bezeichnen versuchen, wenn sie dieses Volk oder diese Bewegung unterdrücken wollen. Ich glaube, diese Methode der Imperialisten ist nur allzu bekannt. Was die Ereignisse in Süd-Vietnam betrifft, so kann man sagen, daß die FNL, der Name sagt das schon, eine breite Front aller nationalen Kräfte ist. Sie verfolgt keine einfache politische Tendenz, sondern sie vereinigt in sich verschiedene politische Tendenzen, verschiedene Nationalitäten und Religionen zu einer gemeinsamen Politik. Das wesentliche dieser gemeinsamen Politik ist der Kampf gegen die amerikanischen Aggressoren, für Unabhängigkeit und Freiheit. Und wenn es uns gelungen ist, Organisationen verschiedener politischer und ideologischer Tendenzen in der FNL zu vereinen, dann deswegen, weil die Politik der FNL die Bestrebungen des ganzen Volkes widerspiegelt. Diese uns so teuren Bestrebungen sind: Unabhängigkeit, Demokratie, Frieden, Neutralität und friedliche Wiedervereinigung des Landes. In unserer FNL sind mehrere politische Parteien vertreten, unter

ihnen die revolutionäre Volkspartei, die eine marxistische Politik vertritt. Aber Sie wissen ja, daß wir uns in der FNL nur dem Kampf für nationale Unabhängigkeit widmen, und in diesem Sinn leistet diese Partei ihren Beitrag, wie jede andere Partei, zu unserem Kampf.

Frage: Während der Generaloffensive vom Januar 1968 bildete sich eine neue Massenorganisation: die Allianz der nationalen demokratischen Friedenskräfte. Worin unterscheidet sie sich von der FNL und welche Rolle spielt sie im Kampf gegen die US-Aggressoren?

Antwort: Ja, während der Generaloffensive des Têt-Festes 1968 hat sich eine neue patriotische Organisation gebildet: die Allianz der nationalen demokratischen Friedenskräfte. Diese patriotische Organisation umfaßt die verschiedenen Bevölkerungsschichten der Städte: Intellektuelle, Industrielle, Buddhisten, Studenten. Auch andere Schichten sind in ihr vertreten, aber doch in erster Linie diese breiten Schichten, die noch nicht in der FNL sind, die aber angesichts der ununterbrochenen amerikanischen Aggression sich der Gefahr bewußt werden, in der sich die Nation befindet und die deswegen Stellung bezogen haben. Was die Unterschiede zwischen der FNL und der Allianz betrifft, so muß ich offen sagen, daß ich sie nicht genau untersucht habe. Mich beschäftigt vielmehr das, was beiden gemeinsam ist: und der gemeinsame Punkt ist die Forderung nach dem Abzug der US-Truppen und dem Aufbau eines unabkömmligen, demokratischen, neutralen Vietnam. In diesem Punkt sind wir uns einig, und deswegen unterstützen wir auch diese Politik der Allianz. Die Allianz entwickelt sich in den Städten sehr schnell. Wie Sie wissen, ist der größte Teil des Landes befreit und wird von der FNL kontrolliert. In den Städten haben wir natürlich auch Organisationen der FNL, aber es gibt immer noch Personen, Patrioten, die nicht organisiert sind. Aufgabe der Allianz ist es, die nationale Einheit des vietnamesischen Volkes gegen die amerikanische Aggression noch zu verbreitern. Insofern ist ihre Gründung im letzten Frühjahr von großer Bedeutung.

Frage: Seit einigen Monaten fordert die FNL die Bildung eines Friedenskabinetts. Warum hält sie ein derartiges Friedenskabinett in der augenblicklichen Situation für nötig?

Antwort: Sie wissen, daß die FNL sich die Bildung einer Koalitionsregierung zum Ziel gesetzt hat, in der alle sozialen Schichten, alle religiösen Tendenzen, Nationalitäten, Persönlichkeiten etc. vertreten sein werden, die zur Befreiung des Landes beigetragen haben. Wir denken, daß eine derartige Regierung den Forderungen des ganzen Volkes nach einer breiten Demokratie entspricht, denn alle sozialen Schichten, alle Nationalitäten, alle religiösen Sekten haben zum Befreiungskampf beigetragen. Deswegen müssen ihnen Vertreter in dieser Regierung garantiert werden. — Aber zur Zeit sind wir für ein Friedenskabinett. Ich werde Ihnen erklären warum: Sie wissen sicher, daß die augenblickliche Saigon Verwaltung eindeutig aus Agenten der Amerikaner besteht. Diese Verwaltung wurde von den Amerikanern seit 1965

auf die Beine gestellt, um den Krieg zu führen. Wir, — ich sage hier „wir“, ich könnte auch sagen: die Bevölkerung von Süd-Vietnam, — wir wollen unsererseits über die Diskussion zu einer korrekten politischen Lösung des Vietnam-Problems gelangen, um diesen Aggressionskrieg zu beenden, um unserem Volk endlich ein normales Leben zu ermöglichen. Die Saigon Verwaltung aber war gegen diese Konferenz in Paris. Und zwar deswegen, weil sie nicht für das Ende dieses amerikanischen Aggressionskrieges ist. Es ist in ihrem Interesse, den Aggressionskrieg fortzusetzen. Das ist durch Tatsachen bewiesen: sie waren es, die gegen die Einstellung der Bombenangriffe gegen die DRVN waren. Und jetzt sind sie es wieder, die die Wiederaufnahme der Bombenangriffe fordern — Sie sehen also, daß sie nicht an dieser Konferenz teilnehmen, um einen Weg zum Frieden zu suchen. Zweitens: in Saigon und in den besetzten Städten ist die Repression gegen alle sozialen Schichten, gegen alle Friedenskräfte, sehr stark. Sie verfolgen sogar die Buddhisten, die nur Frieden fordern, Studenten, die Frieden fordern. Es gibt Künstler, die Lieder für den Frieden schreiben und deswegen verhaftet werden. Sie sagen ganz klar, daß diese Friedensbewegung verfolgt werden muß, um ihre Interessen zu wahren. Sie sind also gegen den Frieden. Die Bevölkerung, vor allem in den Städten, sieht mit eigenen Augen, daß die augenblickliche Verwaltung Thieu-Ky-Huong ein Hindernis bei der politischen Regelung des vietnamesischen Problems ist. So entwickelt sich in Saigon und in den besetzten Städten eine sehr starke politische Bewegung, die den Sturz dieser Verwaltung fordert, um ein Friedenskabinett zu bilden. Dieses Friedenskabinett wird dann ernsthaft mit der FNL diskutieren.

Frage: ... und auch an der Pariser Konferenz als vierter Partner teilnehmen, an Stelle der Saigon Verwaltung?

Antwort: Natürlich. Dieses Friedenskabinett ist für den Frieden, wie schon sein Name sagt, und für eine politische Lösung des Vietnam-Problems. Dieses Friedenskabinett wird ernsthaft mit uns diskutieren können, selbstverständlich zusammen mit den anderen Gruppen, vor allem aber mit der FNL. Die augenblickliche Saigon Verwaltung versucht, wie Sie wissen, die FNL zu leugnen, aber ein Problem in Süd-Vietnam ohne die FNL regeln zu wollen, das ist wirklich ein Ding der Unmöglichkeit. Man kann sagen, daß es das Volk ist, das dieses Friedenskabinett gefordert hat. Und wir, die FNL, wir sehen, daß die Saigon Verwaltung ersetzt werden muß, um das Problem zu lösen. Ein Friedenskabinett wäre die geeignete Form. Wir sind für ein Friedenskabinett, wir unterstützen diese Forderung, aber dazu muß man sagen, daß nicht wir diese Forderung verbreitet haben, sondern das Volk selbst hat sie gestellt und wir stimmen ihr zu. Deswegen können wir auch nicht sagen, wie dieses Friedenskabinett zusammengesetzt sein wird. Diese Frage stellen uns manche Freunde. Das Volk wird seine Vertreter selbst wählen.

Frage: Viele Menschen in der BRD fragen sich, warum die FNL nicht die Gelegenheit der Pariser Konferenz ausnutzt, um auf dem schnellsten Weg dem

Land den so lange ersehnten Frieden zu bringen, selbst wenn die FNL dabei Konzessionen an die Amerikaner machen müßten.

Antwort: Zunächst möchte ich Ihnen sagen, daß die Konferenz in Paris auf Grund unserer Bemühungen stattfindet. Dank unseres Kampfes ist sie möglich. Vorher haben die USA nie an einer Konferenz, vor allem mit der FNL, gedacht. Und wir meinen, daß wir das Zustandekommen der Konferenz auch den Friedensbewegungen der verschiedenen Länder verdanken, die immer wieder die Einstellung des amerikanischen Aggressionskrieges und die Anerkennung der FNL gefordert haben. Man muß sich darüber klar sein, daß die Konferenz nicht den guten Willen der Amerikaner beweist, sondern daß sie den Bemühungen des gemeinsamen Kampfes zu verdanken ist. Ich will damit sagen, daß wir für das Zustandekommen dieser Konferenz gekämpft haben, und wir haben deswegen für diese Konferenz gekämpft, weil wir wollen, daß auf dieser Konferenz das Vietnam-Problem gelöst wird, um dem vietnamesischen Volk seine nationalen Rechte zu garantieren, die schon vor 14 Jahren im Genfer Abkommen anerkannt worden waren, und zwar von mehreren Mächten, die erklärten, daß sie diese Rechte respektieren werden. Sie sehen also, daß wir für den Frieden und für die Unabhängigkeit des Landes sind. Wir werden alles tun, um diesem amerikanischen Aggressionskrieg ein Ende zu bereiten, aber selbstverständlich nicht auf irgendwelchen Grundlagen, denn wir haben nicht 14 Jahre lang gekämpft, um uns von den USA beherrschen zu lassen; deswegen halten wir unsere Forderungen für völlig korrekt. Und welche Konzessionen sollten wir den Amerikanern machen? Man kann in bezug auf Unabhängigkeit, auf das Recht auf Leben keine Konzessionen machen. Man lebt, oder man lebt nicht. Man lebt nicht halb. Es geht nicht darum, Konzessionen zu machen, und schon gar nicht Konzessionen auf Kosten der Rechte des vietnamesischen Volkes. Ich denke, das wäre nicht richtig. Wenn einer Konzessionen machen muß, — dieses Wort ist nicht ganz genau — dann sind es die Amerikaner. Sie haben diesen Krieg ausgelöst und sie müssen sich zurückziehen.

Frage: Die Amerikaner reden sehr viel vom Frieden. Sie gebärden sich als „Verteidiger“ der Freiheit und des Weltfriedens. So haben sie z. B. auch die bedingungslose Einstellung der Bombenangriffe gegen die DRVN als einen Beweis ihrer Friedensbereitschaft vor der Weltöffentlichkeit darzustellen versucht. Was halten Sie von dieser „Friedensbereitschaft“?

Antwort: Es stimmt, daß die Amerikaner sehr viel vom Frieden reden. Aber sie tun genau das Gegenteil, sie führen Krieg. Und das vietnamesische Volk kann dazu Beweise liefern wie sonst wohl kaum jemand. Ich erinnere mich, daß die Amerikaner schon 1965 sagten, sie seien bereit, um Frieden zu schließen, zu jedem Zeitpunkt überall hinzugehen, aber seitdem hat sich der Krieg verschärft und wurde sogar bis in den Norden ausgedehnt. Auch Herr Nixon spricht sehr oft von Frieden, seitdem er an der Macht ist, aber in Wirklichkeit hat sich der Krieg im Süden seit dem Beginn der Konferenz und besonders seit Beginn dieses Jahres

sehr verschärft. Die Bombenangriffe wurden allgemein verdoppelt, die Bombenangriffe der B 52 sogar verdreifacht. Warum müssen die Amerikaner unser Volk in noch größerem Maßstab massakrieren, wenn sie den Krieg beenden wollen? Die bedingungslose Einstellung der Bombenangriffe gegen die DRVN ist kein Beweis ihres Friedenswillens. Wenn sie uns besiegen könnten, hätten sie sie fortgesetzt, aber sie haben große Niederlagen erlitten, die in ihrem Land tiefen Auswirkungen hatten; deswegen sind sie gezwungen, die Bombenangriffe einzustellen, andere Machenschaften zu erfinden und anzuwenden.

Frage: Wie stehen Sie zu der Bedrohung durch die Atombombe?

Antwort: Ja, sehen Sie, die Menge an Bomben, die die Amerikaner über Süd-Vietnam abgeworfen haben — ich weiß nicht, wie vielen Atombomben sie entspricht. Natürlich hat die Atombombe eine andere Wirkung; aber im Hinblick auf die Vernichtungen ist die Zahl der Bomben, die sie auf unseren Boden abgeworfen haben, mehreren Atombomben gleichzusetzen. Andererseits meinen wir, was die Atombombe als Bedrohung betrifft, daß die USA nicht mehr über das Monopol der Atombombe verfügen. Und sie müssen auch an sich selber denken. Vor allem aber meine ich, daß die Völker der Welt, und besonders das amerikanische Volk das nicht zulassen würden und daß die USA sich damit auf einen Weg begeben würden, auf dem sie sich selber auch vernichten würden.

Frage: Welche verschiedenen Strategien und Taktiken haben die Amerikaner im Laufe ihrer Aggression in Vietnam angewandt?

Antwort: Es ist ziemlich schwierig, auf diese Frage konkret zu antworten, weil es da sehr viel zu sagen gäbe. Allgemein ist zu sagen, daß das, was die Amerikaner bei uns betreiben, Neokolonialismus genannt werden kann, d. h. daß sie eine Kolonialpolitik verfolgen, bei der sie neue, noch heimtückischere Mittel anwenden. Die Amerikaner bauten zunächst eine Verwaltung auf, die sie aus dem Hintergrund bezahlten, und eine Marionettenarmee, die sie aus dem Hintergrund leiteten. Sie schalteten sich also zunächst noch nicht direkt ein. Daneben wandten sie die sogenannten wirtschaftlichen, militärischen Hilfen an, mit dem Ziel, diese Verwaltung und diese Armee völlig in ihre Abhängigkeit zu bringen. Die Saigonner Verwaltung würde sofort zusammenbrechen, wenn man ihr die Dollars stürze entziehen würde. Das Heimtückische an dieser Politik ist, daß sie versuchen, dieser Verwaltung eine nationalistische Fassade zu geben, um das Volk zu täuschen. Deswegen erfinden sie Wahlen, um die Saigonner Verwaltung sozusagen zu „legalisieren“, um behaupten zu können, daß sie vom Volk gewählt sei. Aber unser Volk hat lange genug für seine Unabhängigkeit gekämpft. Es weiß sehr gut, welche Regierung seinen Interessen dient und welche sie verrät. Erweisen sich nun diese Mittel als wirkungslos, dann bedienen sie sich einer anderen Methode, die sie den „Spezialkrieg“ nennen: d. h. sie führen einen Krieg, einen echten Krieg, aber sie versuchen ihn mit allen Mitteln zu verschleiern. Die Offiziere werden direkt von ihnen angeleitet, aber die Hauptkräfte entnehmen sie noch den lokalen Streitkräften. Sie behaupten vor der Bevölkerung, daß eine

legale Regierung die Repression gegen einen Aufstand durchführt. Das muß man sich einmal gründlich klarmachen. Trotzdem ist es ihnen nicht gelungen, unsere Bewegung zu zerbrechen; deswegen sahen sie sich gezwungen, ihr Expeditionskorps zu entsenden, um unser Volk direkt zu unterdrücken. Um einen Vorwand nicht verlegen, sagen sie, daß der Norden den Süden angegriffen hat. Sie seien auf Wunsch der sogenannten legalen Verwaltung gekommen, um dieser Verwaltung bei der Bekämpfung der Aggression aus dem Norden zu helfen. Sehen Sie, ihre Lügen in bezug auf den Norden haben hier ihre tieferen Wurzeln: sie sollen den direkten militärischen Eingriff rechtfertigen. Die dritte Phase besteht also darin, daß sie mit ihren eigenen Truppen kommen, um das Volk zu unterdrücken. Unterdessen unterstützen sie weiterhin diese Verwaltung, um sagen zu können, daß sie auf Wunsch dieser Verwaltung gekommen seien. Sie erinnern sich: 1967 verlangte das Volk so sehr den Sturz dieser Verwaltung, daß sie sich gezwungen sahen, Wahlen durchzuführen. Aber wir erinnern uns auch, daß schon Ngo Dinh Diem Wahlen durchgeführt hatte, und daß es die USA waren, die Ngo Dinh Diem beseitigt haben. Sie stellen also einerseits Männer auf die Beine und versuchen sie zu „legalisieren“, andererseits aber räumen sie diese gleichen Männer mit der gleichen sogenannten Legalität wieder aus dem Weg. Augenblicklich sind die Thieu-Ky-Huong am Ruder, und es sind immer noch die gleichen Methoden, denn, bis auf die Atombombe ist bei uns schon alles serviert worden: Phosphorbomben, Napalm, der auf allen betroffenen Stellen die Haut verbrennt und nur sehr schwer zu löschen ist. Aber der Phosphor ist noch schlimmer, weil er unter der Haut brennt. Die Politik der Amerikaner ist barbarisch und heimtückisch, und sie versuchen mit allen Mitteln, ihre Verbrechen vor der Weltöffentlichkeit zu verbergen.

Frage: Inzwischen sprechen die Amerikaner von der „Desamerikanisierung“ des Krieges.

Antwort: Ja, was meinen sie wirklich mit dieser „Desamerikanisierung“: sie wollen das Engagement mehr und mehr lösen. Das will aber nicht etwa heißen, daß sie endlich unser Land verlassen, um uns das Recht der Selbstbestimmung zu lassen, sondern vielmehr, daß sie zwar die Truppen zurückziehen, aber ohne den Einfluß auf das Land aufzugeben. Andererseits wollen sie sich vergewissern, daß die Verwaltung und die von ihnen geleitete Marionettenarmee in ihren Händen bleiben, wenn sie erst einmal das Land verlassen haben. Wir haben diese heimtückische Machenschaft entlarvt. Das würde keine Einstellung der Aggression bedeuten; das würde auch nicht bedeuten, daß dem vietnamesischen Volk das Recht auf Selbstbestimmung garantiert wird. Es handelt sich vielmehr wieder um eine neue Machenschaft, um den amerikanischen Neokolonialismus zu verschleiern. Dabei wird auch deutlich, wie starrsinnig die Amerikaner sind. Sie befinden sich in einem Teufelskreis, aus dem sie keinen Ausweg sehen. Schon während der Periode Ngo Dinh Diem haben sie diese Form des Neokolonialismus betrieben, aber sie haben schwere Niederlagen erlitten, und jetzt, wo unser Volk über noch

größere politische und militärische Streitkräfte verfügt als vorher, ist es für sie schwierig, wieder damit anzufangen. Und trotzdem wollen sie immer noch nicht zugeben, daß sie geschlagen sind.

Frage: Welche Bedeutung hat Ihrer Meinung nach der Befreiungskampf des vietnamesischen Volkes für den Kampf aller Völker der Welt?

Antwort: Ich meine, das zu beurteilen, ist Aufgabe der Völker. Wir unsererseits haben dieses Bewußtsein, daß der amerikanische Imperialismus nicht nur unser Feind ist. Er versucht, seine Politik der Welthegemonie überall durchzusetzen. Und in diesem Punkt ist unserer Meinung nach der siegreiche Kampf des vietnamesischen Volkes ein Beitrag zum Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit der Völker und für den Frieden in der Welt. Und wir sind uns bewußt, daß wir diese Verantwortung erfüllen müssen.

Frage: Wie ist die Bedeutung der Generaloffensive im Frühjahr 1968 einzuschätzen? Und welche Ereignisse des Jahres 1968 halten Sie für die wichtigsten im Kampf des vietnamesischen Volkes?

Antwort: Mit der Generaloffensive zu Beginn des Jahres 1968 hat eine neue Etappe im Kampf unseres Volkes begonnen. Man muß diese Generaloffensive in ihrem Zusammenhang sehen, d. h. man muß sich klarmachen, daß sie das Resultat von 14 Jahren ununterbrochenen Kampfes ist. In dieser neuen Etappe ist unser Volk in einer Position der Initiative und der Stärke, in jeder Hinsicht, nicht nur politisch, sondern auch militärisch. Die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1968 für uns: an erster Stelle die Generaloffensive, zweitens die Einstellung der Bombenangriffe gegen den Norden, und ich denke, daß zwischen diesen beiden Tatsachen eine enge Beziehung besteht. Das Volk in Süd-Vietnam betrachtet die Einstellung der Bombenangriffe gegen den Norden als einen Sieg des ganzen Volkes, und wir sind darüber sehr glücklich, für unsere Freunde, für unsere Brüder im Norden. Drittens die Tatsache, daß die USA sich gezwungen sahen, sich an einen Konferenztisch zu vieren zu setzen. Das ist ein Sieg des Volkes im Süden, der FNL. Vorher haben sie von der FNL wie von Aufständischen, ja wie von Gespenstern, die es nicht gibt, gesprochen. Aber jetzt müssen sie die Wirklichkeit akzeptieren und mit uns diskutieren. Natürlich versuchen sie auch jetzt noch, nicht ernsthaft mit uns zu sprechen, aber trotz allem, die Front ist da, sie sitzt ihnen gegenüber. Ich möchte noch hinzufügen, daß diese Siege dem Kampf neuen Auftrieb gegeben haben. Jetzt sieht das Volk die FNL und ihre Position am Konferenztisch: sie sind sehr sehr glücklich, zu sehen, daß ihre Vertreter nun von der ganzen Welt gehört werden.

Frage: Könnten Sie uns Ihre Konzeption der „diplomatischen Front“ erläutern?

Antwort: Um unsere Ziele zu erreichen, Abzug der Amerikaner, Unabhängigkeit des Landes, mobilisieren wir alle Kräfte des Volkes und wir wenden alle Methoden des Kampfes an. Bei uns führen wir den politischen und den militärischen Kampf, und jetzt haben die Umstände uns ermöglicht, uns an einen Konferenztisch in Paris zu setzen und wir meinen, daß auch diese Pariser Konferenz eine

Form des Kampfes ist: die USA werden nicht ohne weiteres unsere Position akzeptieren. An allen Fronten verfolgen wir das gleiche Ziel: Einstellung der amerikanischen Aggression, Abzug ihrer Truppen, um das vietnamesische Volk selbst über sein Schicksal entscheiden zu lassen. Wir denken, daß gerade jetzt die Unterstützung der Völker für die Sache des Friedens in Vietnam sehr wichtig ist. Und wie soll diese Unterstützung aussehen: ich meine, daß unser Ziel in der Position der FNL klar dargestellt ist. Diese Position muß man unterstützen. Sie wissen, daß wir für die politische Regelung des Vietnam-Problems schon eine Lösung haben, die im Programm der FNL vorliegt. Es ist gut, dieses Programm zu unterstützen. Es unterstützen besteht darin, unsere Hauptziele zu unterstützen. Durch ihren Kampf, durch ihre Unterstützung werden die Völker der Welt den USA einerseits zu verstehen geben, daß sie die Anerkennung und Respektierung der nationalen Rechte des vietnamesischen Volkes fordern. Und andererseits ermutigt ihre Unterstützung uns auch in unserem Kampf. Ich möchte kurz zusammengefaßt sagen: uns unterstützen heißt: unsere Position den Freunden erklären, sie informieren, damit sie für diese gerechten Forderungen Stellung beziehen.

Frage: Wie sieht die Taktik der Amerikaner in der Pariser Konferenz aus?

Antwort: Die Taktik der Amerikaner in der Pariser Konferenz spiegelt ihre allgemeine Politik wider: erstens reden sie sehr viel vom Frieden und zweitens versuchen sie, zu vermeiden, von den grundlegenden Problemen zu sprechen, weil sie im Grunde noch nicht entschlossen sind, ihren Aggressionskrieg in Süd-Vietnam zu beenden. Sie beziehen sich z. B. auf das Genfer Abkommen. Man würde meinen, daß sie für das Genfer Abkommen seien, aber in Wirklichkeit ist das nicht der Fall. Wir wissen seit langem, daß die USA das Genfer Abkommen sabotiert haben. Wenn sie es respektiert hätten, gäbe es die heutige Situation nicht. Wenn sie jetzt vom Genfer Abkommen sprechen, machen sie die zweit-rangigen Punkte, die für sie günstig scheinen, zu den Hauptpunkten. Die ganze Welt weiß aber, daß das Genfer Abkommen in seinen grundlegenden Prinzipien die Anerkennung der nationalen Rechte des vietnamesischen Volkes bedeutet: Unabhängigkeit, territoriale Integrität, Wiedervereinigung des Landes, und das alles beinhaltet, daß fremde Truppen nicht das Recht haben, auf unserem Boden stationiert zu sein. Aber sehen Sie, anstatt von diesen grundlegenden Punkten zu sprechen, reden sie von der entmilitarisierten Zone. Sie reden vom Rückzug der vietnamesischen Truppen in den Norden, als handelte es sich um einen Krieg zwischen dem Norden und dem Süden. Sie sind auch in diesem Punkt heimtückisch.

Frage: Würden Sie uns noch einmal die Positionen der FNL für eine korrekte politische Lösung des Vietnam-Problems darstellen?

Antwort: Es sind die fünf Punkte, von denen ich schon sprach. Es ist wichtig, diese fünf Punkte zu erklären. Ich wiederhole kurz: im ersten Punkt sind die Ziele des augenblicklichen Kampfes des vietnamesischen Volkes aufgeführt: Unabhängigkeit, Demokratie, Frieden, Neutralität und Prosperität, friedliche Wie-

dervereinigung des Vaterlandes. 2. Einstellung des Aggressionskrieges der USA, Abzug ihrer Truppen und Auflösung ihrer Stützpunkte. 3. Wir haben die freien Wahlen erwähnt, Bildung einer Koalitionsregierung, die dem vietnamesischen Volk im Süden das Recht auf Selbstbestimmung garantiert. 4. Wiedervereinigung des Landes. Wir sagen, daß die Wiedervereinigung auf friedlichem Weg, auf der Grundlage von Diskussionen und gegenseitigem Einverständnis zwischen den zwei Zonen, ohne fremde Einmischung, verwirklicht werden wird. 5. Neutrale Friedenspolitik, d. h. wir wollen uns nicht in die Angelegenheiten anderer Länder einmischen, aber wir verlangen als Gegenleistung, daß man unsere Unabhängigkeit respektiert, und daß wir keine militärischen Stützpunkte, keine fremden Truppen auf unserem Boden dulden werden, daß wir selber keinem militärischen Pakt beitreten werden. Wir haben auch an eine Politik der Freundschaft mit vielen Ländern gedacht, auf der Grundlage der Gleichberechtigung und gemeinsamer Interessen. Diese fünf Punkte sind sehr vernünftig, meine ich, sie entsprechen völlig dem Genfer Abkommen und dem internationalen Völkerrecht auf Selbstbestimmung. In keinem einzigen Punkt beeinträchtigen sie die Interessen der Amerikaner. Ich denke, daß unsere Position richtig ist, und daß sie als Grundlage einer Regelung angenommen werden muß.

Frage: Halten Sie eine Änderung der Vietnam-Politik der USA unter der Präsidentschaft Nixons für möglich?

Antwort: Herr Nixon ist seit 40 Tagen an der Macht, ein wenig mehr. Selbstverständlich hat er nach der Wahl mit Herrn Johnson seine Gedanken über die Politik der amerikanischen Regierung ausgetauscht. Aber er ist tatsächlich erst seit 40 Tagen an der Macht. Was wir davon in Vietnam merken, ist, daß Herr Nixon die Politik von Herrn Johnson fortsetzt. Ja, tatsächlich wird die Aggressionspolitik noch verstärkt. Herr Nixon hat selbst von einer Position der Stärke gesprochen. Sie sehen also, wir haben da keine Illusionen. Aber ich denke, daß schließlich der gerechte Kampf des vietnamesischen Volkes, unterstützt von allen Völkern der Welt, die für Frieden und Gerechtigkeit kämpfen, sie zwingen wird, eine korrekte politische Lösung des Vietnam-Problems anzunehmen.

Frage: Anlässlich der neuen Generaloffensive haben die USA behauptet, daß zwischen Hanoi und den USA ein „Geheimabkommen“ bestünde. Dieses „Geheimabkommen“ sei während der bedingungslosen Einstellung der Bombenangriffe zustandegekommen. Hanoi würde sich darin verpflichten, die Städte im Süden nicht anzugreifen. Was hat es mit diesem „Geheimabkommen“ auf sich?

Antwort: Ja, hier müssen zwei Punkte hervorgehoben werden: 1. Unseres Wissens besteht kein Abkommen zwischen den USA und der DRVN. Im übrigen hat Herr Cabot Lodge bei der Pariser Konferenz mehrere Male davon gesprochen und der Minister Xuan Thuy hat geantwortet, daß dieses Abkommen nicht existiert. Herr Cabot Lodge konnte darauf nichts antworten. Sie sehen also, daß es stimmt, daß dieses Abkommen nicht existiert. 2. Dieses Problem betrifft Süd-Vietnam: Süd-Vietnam muß also antworten. Sehen Sie, die Amerikaner versuchen

immer wieder, die Dinge durcheinanderzubringen. Was die FNL betrifft, so besteht ein solches Abkommen nicht. Um das Vietnam-Problem zu lösen, müssen sie ernsthaft mit der FNL diskutieren. Selbst jetzt in der Konferenz sehen sie sich gezwungen, uns gegenüberzusitzen, aber sie versuchen trotzdem, uns nicht anzuerkennen. Sie sprechen immer nur vom Norden und im übrigen allgemein von Vietnam.

Frage: Wenden sie sich z. B. direkt an den Leiter der FNL-Delegation, Herrn Tran Buu Kiem?

Antwort: Nein, nicht direkt. Sie verstießen sich darauf, uns nicht anzuerkennen. Sie ziehen es vor, mit ihren Handlangern zu sprechen.

Frage: Man kann also sagen, daß dieses Gerücht eines „Geheimabkommens“ eines der zahllosen Manöver der Amerikaner ist, um die öffentliche Meinung irrezuführen?

Antwort: Ganz gewiß. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen dies sagen soll: wissen Sie, wenn wir etwas sagen, tun wir es auch. Wir haben nicht die Gewohnheit, etwas zu sagen, wenn der Augenblick noch nicht gekommen ist. Aber wenn wir etwas sagen, dann stimmt es auch. Und ich denke, daß das große Ansehen, das wir in der Welt genießen, in erster Linie auf unserer richtigen Politik beruht, aber auch auf unserer ernsthaften Haltung, die wir immer einnehmen.

Frage: Wie schätzen Sie die Unterstützung des siegreichen Kampfes des vietnamesischen Volkes durch die Weltmeinung ein?

Antwort: Wir messen der Weltmeinung große Bedeutung bei, weil wir der Ansicht sind, daß unsere Kräfte nicht ausreichen, um einen Feind wie die USA zu bekämpfen. Andererseits betrachten wir unseren Kampf als einen Teil des Kampfes aller Völker für ihre Rechte auf Freiheit und sozialen Fortschritt. Deswegen haben wir die internationale Unterstützung immer sehr hoch eingeschätzt und sie für einen wichtigen Faktor bei der Entscheidung unseres Kampfes gehalten. Bis jetzt, denke ich, hat die Weltmeinung schon ihren Teil zum Sieg des vietnamesischen Volkes beigetragen. Wenn wir aber immer noch keine sehr wirk samen Resultate sehen, dann vielleicht deswegen, weil wir die Völker noch nicht genügend mobilisiert haben. Man muß versuchen, voranzukommen und die Unterstützung zu verstärken. Sehen Sie, wir sind optimistisch. Es stimmt, daß wir uns wünschen, daß die Unterstützung noch stärker sei, aber wir verstehen auch, daß z. B. die Lage in Ihrem Land nicht leicht ist und daß wir in erster Linie auf unsere eigenen Kräfte bauen müssen. Wir verfolgen mit großer Freude jeden Fortschritt in Ihrem Land, und besonders die Solidaritätsbewegung für Vietnam. Ich denke, daß Sie viel tun können, zusammen mit unseren Freunden in den verschiedenen Ländern. Weil es noch so viele Dinge gibt über Vietnam, die unbekannt sind. Viele Menschen guten Willens wissen immer noch nicht, was bei uns los ist. Deswegen ist die erste Aufgabe, denke ich, zu informieren: worum kämpft das vietnamesische Volk im Süden und was tun die Amerikaner dort unten. Und was fordern die vietnamesischen Patrioten augenblicklich. Was ist

die FNL — ein Haufen menschenfressender Aufständischer, der die Bevölkerung terrorisiert? Viel mehr muß man von den Verbrechen sprechen, die die Amerikaner bei uns begehen. Sehen Sie, z. B. werfen sie jetzt täglich mehr als 1000 Tonnen Bomben über unserem Boden ab. Rechnen Sie, daß jede Tonne einen, nur einen Toten verschuldet, oder ein Haus zerstört, welche Vernichtungen werden da verursacht! Mit welchem Recht vernichten die Amerikaner unsere Bevölkerung? Aber ich bin sicher, daß die Völker, wenn sie erst einmal die Wahrheit erfahren, auf unserer Seite sein werden. Weil es so klar ist: einerseits eine gigantische imperialistische Macht, die sich mit den fürchterlichsten Kriegsmitteln auf ein kleines Volk stürzt, das nur Frieden und Unabhängigkeit verlangt.

Ich möchte noch einmal wiederholen, daß wir unsererseits unseren Kampf nicht nur um unsere nationalen Rechte führen, sondern damit auch eine Pflicht gegenüber allen Völkern für Frieden und Gerechtigkeit erfüllen. Und als Gegenleistung hoffen wir, daß die Bewegung der Unterstützung unseres Kampfes immer stärker wird, um uns zu helfen, diesem barbarischen Krieg ein Ende zu setzen. Ich möchte Sie auch beauftragen, allen unseren Freunden, besonders der Jugend in Westdeutschland, unseren Dank zu überbringen für das, was sie für uns getan haben. Wir schätzen Ihre Unterstützung sehr hoch ein. Wir werden es nie vergessen, denn wir wissen, daß sie unter schwierigen Bedingungen leben, daß sie immer Sympathie und Vertrauen für unseren Kampf bewahrt haben.

Jiri Hajek

Der Weg aus der Krise und die Intellektuellen (II)

2.

In diesen zwölf Jahren zwischen 1956 und 1968 sammeln sich aber zugleich in immer wechselnden Gruppierungen und Erscheinungsformen die Kräfte der Opposition im Namen der ursprünglichen sozialistischen Ziele und Ideale gegen diese unwürdige Farce. Nicht diese Ideen haben in der vergangenen Etappe versagt. Sie wurden durch die historischen Formen ihrer Verwirklichung deformiert und in Frage gestellt: man mußte auf neuen Wegen an ihre Realisierung herantreten, damit sich ihr wirkliches Wesen entfalten könnte. In den ersten Wochen nach dem XX. Parteitag der KPdSU schien es noch so, daß die Grundlage dieser „Opposition“ die ganze KPC, ihre Führung eingeschlossen, werden wollte: das Referat A. Novotnýs auf dem ersten Plenum des ZK der KPC nach dem XX. Parteitag im März 1956 spricht einige Bemerkungen aus, die sogar heute nicht unwahr und unaktuell klingen. Man kann sich anhand der Zeitungsausschnitte aus dieser Zeit davon überzeugen, daß in diesen Wochen der Wille zu prinzipiellen Veränderungen des ganzen politischen Systems im Sinne der Leninschen Normen und Auffassungen vom Wesen des Sozialismus ganz besonders stark in den Parteiorganisationen der Betriebe zum Ausdruck kam. Auch die Forderung nach der Einberufung eines außerordentlichen Parteitags erhob sich zuerst unter den Arbeitern, obwohl sie schon einige Wochen später von der Führung der Partei zu einer „antiparteilichen“ Forderung der Intellektuellen abgestempelt wurde.

Zu einer solchen „Ummanipulierung“ dieser spontanen Stimmen diente der damaligen Parteiführung, deren „stärkster Mann“ in ideologischen Dingen Václav Kopecký war (also der Mann, der für die „politische“ Vorbereitung und Begründung der Prozesse der Fünfziger Jahre die Hauptverantwortung trug), der II. Kongreß des Tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes im April 1956. Mit ihm hängt auch die erste entscheidende Differenzierung innerhalb der „Opposition“ zusammen und die (zuerst nur scheinbare) Übertragung ihres Hauptgewichts auf die Schriftsteller und Intellektuellen. Die meisten slowakischen und tschechischen Schriftsteller, Kommunisten wie Nichtkomunisten, gaben damals der Überzeugung Ausdruck, daß grundlegende politische Veränderungen, die notwendig waren, um die Deformationen des sogenannten Personenkults endgültig zu überwinden, nur durch die KP selbst und aus ihrer führenden Initiative zu verwirklichen seien. Auf der anderen Seite

war damals nur eine einzige Stimme zu hören, die allerdings nicht nur die persönliche Meinung eines Einzelnen äußerte, nämlich die Rede des Dichters Jaroslav Seifert: nur er identifizierte die gesellschaftlichen Deformationen aus der ersten Hälfte der Fünfziger Jahre mit dem Wesen des Kommunismus als solchem. Man konnte die hysterischen Akzente seiner Rede aus der allgemeinen tiefen Erschütterung und Aufregung erklären, die die erste Reaktion aller, aber noch mehr die der Intellektuellen auf die Enthüllungen des XX. Parteitages kennzeichneten. Unter dem Einfluß V. Kopeckýs, der nur durch A. Zapotocký gewissermaßen korrigiert wurde, erklärte man sodann Seiferts Rede als die Stimme des ganzen Schriftstellerkongresses. Kopecký prägte später auf der gesamtstaatlichen Parteikonferenz im Sommer die Standardlosungen, von welchen Novotný bis zu seinem Sturz in verschiedenen krisenhaften Situationen Gebrauch machte. Die Schriftsteller sollten sich „bei ihrer Schreiberei halten“, genauso wie die Arbeiter dazu da sind, daß sie arbeiten. Sie sollten den Politikern, die berufen sind Politik zu machen, in ihre Dinge nicht hineinreden, sondern ihren Anweisungen geschlossen folgen.

Ahnlich versuchte man in den zwölf Jahren von 1956 bis 68 immer wieder, jede marxistisch-leninistische Opposition gegen den Opportunismus der damaligen führenden Parteiorgane nach rechts auszumanövriren oder sich außerhalb der Partei in „ungefährlichen Formen“ gruppieren zu lassen. Das hatte nicht nur negative politische, sondern auch negative kulturpolitische Folgen. In der Kulturpolitik entfaltete sich daraus das Prinzip der dauernden Begünstigung der politisch nichtengagierten Literatur und Kunst — wobei man „theoretisch“ bei feierlichen Gelegenheiten weiterhin über sozialistische Kunst und Literatur predigte, die der „Erziehung eines neuen sozialistischen Menschen“ dienten. Man war zu der Ansicht gelangt, daß es besser sei, die Literaten und Künstler tobten sich in allen möglichen rein künstlerischen Experimenten aus, als wenn sie sich in ernste gesellschaftliche Probleme einmischten. So ist auch die „Liberalisierung“ der letzten Jahre zu erklären (um die Redensart der westlichen Liberalen zu benutzen), die nur ein Zeichen der andauernden und sich sogar noch vertiefenden Konzeptlosigkeit der Kulturpolitik der Partei ist. Dieser „Liberalismus“ wurde aber immer weiter durch unverminderte „Strenge“ gegen gesellschaftlich engagierte Kunst „ausgeglichen“.

In einer bemerkenswerten marxistischen Analyse, die der auch im Westen bekannte slowakische Dramatiker Peter Karvaš im Zusammenhang mit der Vorbereitung des XIII. Parteitags Ende 1965 schrieb und deren Originaltext erst nach 1968 publiziert werden konnte, wird überzeugend nachgewiesen, daß administrative Sanktionen und harte Maßregelungen immer „vor allem diejenigen getroffen haben, die durch ihr Schaffen leidenschaftlich der Linie entsprachen, die allein heutzutage die Künstler anziehen, gewinnen und vereinigen vermöchte, die allein ein positives Konzept zu bekräftigen imstande wäre, aus der Keim eines neuen sozialistischen künstlerischen Programms

entstehen könnte, das auf der Höhe der Zeit, das heißt auf der Höhe der Gesellschaft stünde.“

Worauf wir uns hier konzentrieren müssen, ist jedoch die gesellschaftspolitische Stellung der linken Intellektuellen innerhalb der letzten zwölf Jahre. Schon auf dem Schriftstellerkongress im April 1956 begann also, wie wir sagten, die politische Differenzierung der Intellektuellen. Dieser notwendige Differenzierungsprozeß wurde jedoch gleich durch die Beschlüsse der Partei künstlich unterbrochen: die falsche Behauptung, der Kongress sei zum Tummelplatz antikommunistischer Tendenzen geworden, konnte nur dazu führen, daß sich alle Schriftsteller zur gemeinsamen Abwehr zusammenschlossen und diese erzwungene Einheit den rechten Tendenzen innerhalb des Schriftstellerverbandes Vorschub leistete und die Kommunisten in die Defensive drängte. Unter dem Druck der Drohungen mit radikalen administrativen Gegenmaßnahmen konnten sie die offene Auseinandersetzung mit den Ansichten, die auf dem Kongress J. Seifert geäußert hatte, keineswegs fortsetzen. Diese Defensive hatte noch andere Gründe: unter dem Einfluß der Enträuschung, daß ihre kritische Initiative als feindlicher Akt aufgenommen wurde, fing unter Kommunisten der Streit darüber an, ob der Kampf um die Erneuerung des Sozialismus innerhalb der Partei und in ihrem Namen oder außerhalb der Partei und gegen sie ausgetragen werden sollte. Die ungarischen Ereignisse hatten diese Auseinandersetzung neu verschärft. Dieser Streit konnte jedoch zur gegebenen Zeit nur in verborgenen kryptogrammatischen Formen geführt werden. Die sich anhäufenden negativen Erfahrungen jener Jahre, in denen jede Hoffnung auf entscheidende gesellschaftliche Veränderungen im Sinne des XX. Parteitags durch die damalige Parteiführung nach und nach enttäuscht wurde, haben die Differenzen zwischen diesen zwei Richtungen weiter vertieft. Innerhalb der von außen her anfangs scheinbar einheitlichen „antidogmatischen“ Front stritt man bis zum Jahre 1959 erbittert um die Auffassung des Antidogmatismus: die marxistische Richtung, der es daran lag, daß der Kampf um die Befreiung des Marxismus von den dogmatischen Fesseln nicht in den Kampf um die Befreiung vom Marxismus selbst umschlug, geriet dabei in eine immer schwierigere Situation: vor der Öffentlichkeit wurde sie von „rechts“ als nicht genug radical und konsequent im Kampfe gegen den Dogmatismus diffamiert und von Seiten des Parteiapparats und der Schicht „amtlich beglaubigter Marxisten“ wurde sie schon damals als „revisionistische Hauptgefahr“ angesehen. Der „liberalistische“ Flügel schien der damaligen Parteiführung erst in dem Moment gefährlich, als er in sein Konzept des antidogmatischen Kampfes nicht nur literarische, sondern auch gesellschaftspolitische Fragen einbezog. Das war der Grund, warum man im Jahre 1959 ohne überzeugende prinzipielle ideologische Auseinandersetzung mit diesen Tendenzen zu administrativen Maßnahmen griff (z. B. zur Einstellung der literarischen Zeitschrift „Kveten“). Nach diesem Eingriff, der dem liberalistischen Flügel ein unverdientes Ansehen

in der Öffentlichkeit einbrachte und die organische ideologische Differenzierung der beiden Gruppen für eine gewisse Zeit verhinderte, zogen sich die Liberalen, die schon damals unter den tschechischen Schriftstellern viel stärker als unter den slowakischen vertreten waren, in den engeren Kreis rein künstlerischer Problematik zurück.

Eben die darauf folgende Etappe zwischen 1959 und 1963 schien der damaligen Parteiführung bestätigt zu haben, daß ihr die Hauptgefahr, wie sie noch immer glaubte, nicht von rechts, sondern von links drohte, das heißt von der marxistischen Richtung, die dann abwechselnd für revisionistisch, oder (im Falle der slowakischen Marxisten) für nationalistisch erklärt wurde. Es waren vor allem slowakische kommunistische Intellektuelle, die den allgemeinen „antidogmatischen“ Kampf auf wichtigste moralisch-politische Fragen ihrer Gegenwart bezogen, die sie mit Recht als Ausgangspunkt jedes echten grundlegenden Erneuerungsprozesses der sozialistischen Gesellschaft im Sinne des XX. Parteitages betrachteten. Sie traten im Unterschied zum liberalen Flügel, der sich vorher nur darauf beschränkte, daß er „alles Bestehende problematisierte“ (um die damaligen Worte eines seiner Theoretiker zu benutzen), im Namen der sozialistischen Ideale auf, um konkrete positive Veränderungen innerhalb der Partei durchzusetzen, von denen die Erneuerung der moralisch-politischen Autorität und Anziehungskraft der KP abhing. In der Slowakei gruppierte sich um die Zeitschrift „Kulturný život“ schon Anfang der Sechziger Jahre eine breitere Front kommunistischer Intellektueller und Publizisten, die den entscheidenden Anstoß zur ersten wirklichen Revision der politischen Prozesse der Fünfziger Jahre gaben, eine Revision, die dann im Jahre 1963 stattfand. Über der Revision der Prozesse gegen „slowakische bürgerliche Nationalisten“ mußte man auch die Frage der politisch Hauptverantwortlichen für diese Prozesse stellen, die weiterhin führende politische Posten besetzt hielten. Die Parteiführung in Prag und in Bratislava antwortete darauf zuerst nur mit schweren politischen Anschuldigungen gegen diejenigen, die diese Fragen gestellt hatten, Anschuldigungen, die bald in administrative Eingriffe übergingen. Nach ein paar Monaten wurden aber dennoch der bisherige Erste Sekretär der KP der Slowakei, K. Bacilek, und Ministerpräsident Široky abgesetzt. Dadurch, und nur dadurch, wurde überhaupt die Entwicklung eingeleitet, die zum Januar 1968 führte. Dadurch wurde schon im Jahre 1963 die Grundlage einer positiven Lösung für die Zeit vorbereitet, in der angeblich erst die politische Krise des Novotný-Regimes gegipfelt haben soll.

Diesem für die Zukunft des ganzen Staates so wichtigen Kampf sahen die Prager Liberalen mit heimlicher allgemeiner Sympathie zu. Politische „Vergeltungsmaßnahmen“ zielten in Prag ausschließlich gegen die Zeitschrift „Plamen“, auf deren Seiten die slowakische Linke schon vom Ende der Fünfziger Jahre an heimisch geworden war. „Plamen“ hatte sich auch offen mit den politischen Zielen der Slowaken solidarisiert.

Ich will keineswegs die tschechische „Linke“ als etwas Homogenes ausgeben. Sie war innerhalb der Zeitspanne 1956—68, mit der wir uns befassen, unaufhörlichen Veränderungen ausgesetzt: nicht nur in ideologischer Hinsicht, weil sie in ihrem Zweifrontenkampf immer neue Verbündete suchen mußte und ihre Position einmal schärfer von den „Offiziellen“, das andere Mal von den „Rechten“ abgrenzen gezwungen war, wobei sie manchen Illusionen verfiel. Auch ihre personelle Zusammensetzung hat sich oft geändert: aus vielen linken Radikalen wurden mit der Zeit die zügellosesten Liberalen, aus Verbündeten wieder Gegner, wobei die Mehrzahl der Intellektuellen bei den Auseinandersetzungen zwischen der „Rechten“ und der „Linken“ lange Zeit meistens neutral oder ausgesprochen gleichgültig blieb: Diese Haltung war für die damalige „Obrigkeit“ allerdings die angenehmste und ihre Vertreter hatten immer das bequemste Leben.

Ähnlich sah es aber auch mit der „liberalen“ Gruppe aus: obwohl sie sich, angefangen vom Jahre 1963, hauptsächlich um „Literarni noviny“ gruppierter, war auch sie nicht einheitlich. Es war vielmehr eine Koalition, die verschiedene Tendenzen und Schattierungen auf der Grundlage einer gemeinsamen politischen Taktik zusammenschloß. Auch diese politische Haltung, die Intellektuellen immer ausgeprägter als eine selbständige, unabhängige gesellschaftliche Kraft zu betrachten, bildete sich erst im Laufe der Jahre heraus. Aus zuerst nur taktischen Erwägungen gegenüber der Parteiführung entwickelte sich erst nachträglich, in gewissen internationalen Zusammenhängen und unter bestimmten philosophischen Einflüssen, auch eine gemeinsame strategische Konzeption.

Wir haben schon in den Anfangsstadien der Differenzierung unter den tschechoslowakischen kommunistischen Intellektuellen nach dem Jahre 1956 einen klar erkennen können: wie sich in dem Zerfall der zuerst relativ einheitlichen „antidogmatischen Front“ in eine marxistische und eine liberale Richtung Probleme widerspiegeln, die zu dieser Zeit in verschiedenen Formen in allen sozialistischen Ländern — und auf einer anderen Ebene auch innerhalb der westlichen kommunistischen Parteien — zum Vorschein kamen. Die Frage der Rolle der kommunistischen Intellektuellen in einer sozialistischen Gesellschaft und die Aufgaben der Intellektuellen in den westeuropäischen kommunistischen Parteien haben einen gemeinsamen historischen Ausgangspunkt: den XX. Parteitag der KPdSU und die hier erkannte historische Notwendigkeit, alle gesellschaftlichen und innerparteilichen Deformationen in den sozialistischen Ländern und in der ganzen revolutionären Weltbewegung aufgrund einer konsequenten Analyse zu überwinden.

Diesen Ausgangspunkt bildet zugleich die Erkenntnis, daß der Marxismus selbst unter dem Einfluß der Deformationen der revolutionären Bewegung nicht aufgehört hat, die gesellschaftliche Wirklichkeit in ihrer Entwicklung immer neu zu analysieren und auf neue Fragen neue Antworten zu suchen. Mit dieser Erkenntnis hängt auch das Bewußtsein zusammen, daß den marxistischen Intellektuellen

große neue Aufgaben auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften zukommen. Auch in diesem Bereich gilt es, unter Beweis zu stellen, daß der Marxismus ohne dogmatische Schranken wieder eine inspirierende Kraft der gesamten kulturellen Entwicklung zu werden vermag. Um diese Aufgaben zu erfüllen, mußte man auch innerhalb der revolutionären Bewegung die Position der Intellektuellen neu formulieren: es geht darum, das intellektuelle Potential am zweckmäßigsten für die Ziele der revolutionären Bewegung und in den sozialistischen Ländern für die Erneuerung des Sozialismus auszunützen, es nicht mehr nur als propagandistischen Lautsprecher für die Verbreitung und Popularisierung schon gefaßter Beschlüsse zu betrachten. Es geht für die kommunistische Partei eben darum, wieder zu kollektiven Organisatoren der gesellschaftlichen Erkenntnis zu werden, die aus der Praxis wie aus der theoretischen Arbeit heranwächst. Es geht darum, an all das schöpferisch anzuknüpfen, wodurch der Marxismus in seiner ganzen bisherigen historischen Entwicklung wirklich im Sinne der ausgezeichneten alten Formulierung von Henri Barbusse zu einer angewandten Wissenschaft würde, die ihre Erfinder und Denker braucht, wenn sie die sich immer verändernde Wirklichkeit erkennen und bewältigen will.

Leider kam es auf beiden Seiten, sowohl unter den Intellektuellen als auch in den führenden Kreisen der Kommunistischen Partei selbst zu Enttäuschungen. Den Intellektuellen schien es, die Parteien seien in der neuen historischen Situation zu unentschieden, zeigten zu wenig Entschlossenheit und Energie zur Ausarbeitung neuer politischer Konzepte. Die Parteien wurden nach der Desertion vieler westlicher marxistischer Intellektueller nach dem XX. Parteitag, und in den sozialistischen Ländern vor allem nach den ungarischen Ereignissen, wieder mißtrauisch gegenüber der Initiative der Intellektuellen. Es entstanden wieder Theorien, die Intellektuellen seien in der revolutionären Bewegung (hauptsächlich in den Parteien der sozialistischen Länder) ihrem ganzen sozialen Charakter nach notwendigerweise eine schwankende, politisch unschlüssige Zwischenschicht, die streng gezügelt werden mußte, damit der Sozialismus nicht gefährdet werde. Unter den Intellektuellen riefen solche Stellungnahmen neue Entfremdung und Enttäuschung hervor. Aus dieser Zeit stammen die Tendenzen, die Intellektuellen als eine selbständige revolutionäre Kraft und später sogar als die einzige revolutionäre Kraft zu betrachten, die berufen sei, durch die „Revolte der Intellektuellen“ die Menschheit zu erlösen.

Die Theorie der klassenmäßig bedingten revolutionären „Unzuverlässigkeit“ der Intellektuellen und demgemäß die „Erlösungskomplexe“ der Intellektuellen selbst —, diese beiden gefährlichen Auffassungen werden in unserer Gegenwart in ganz Europa zum Haupthindernis der völligen Integrierung der marxistischen Intellektuellen in die revolutionäre Bewegung und zum Grund vieler Energieverluste und auswegloser Konflikte, die die Sache des Sozialismus entschieden schwächen. Ich spreche hier ausschließlich von den Intellektuellen innerhalb der revolutionären Bewegung, nicht von den Intellektuellen schlechthin, die als eine

soziale Schicht betrachtet werden sollten; die Intelligenz drückt in der heutigen Welt die unterschiedlichsten und gegensätzlichsten Klasseninteressen aus und ist eben keine selbständige soziale Kraft. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Frage des Verhältnisses zwischen den marxistischen Intellektuellen und den revolutionären Parteien zu einem der Hauptprobleme der ganzen kommunistischen Bewegung wird: eine vielleicht noch gewichtigere Rolle spielen aber diese Probleme und ihre positive Lösung in dem sozialistischen Teil Europas, wobei auch in sozialistischen Ländern die Intelligenz heute noch nicht als etwas Einheitliches und Homogenes zu betrachten ist: ihre Differenzierung spiegelt sich sogar auch in der Zusammensetzung und im unterschiedlichen sozialen Verhalten selbst der Intellektuellen, die wieder Mitglieder der kommunistischen Parteien geworden sind. Neben den Fragen der Entfaltung des politischen Systems im Sinne der Verbreitung der sozialistischen Demokratie und neben den unumgänglichen Aufgaben in den Gesellschaftswissenschaften und in der Kultur, gibt es in den sozialistischen Ländern vor allem die zentrale Aufgabe, die ohne die aktive Teilnahme der wissenschaftlichen und technischen Intelligenz nicht zu realisieren ist: den erfolgreichsten Verlauf der wissenschaftlich-technischen Revolution und ihre maximale Ausnutzung für die eigentlichen Ziele der sozialistischen Gesellschaft, für die Entfaltung ihrer produktiven Kräfte, ohne die ihr Übergang zum Kommunismus eine vage Illusion bleiben muß. Die zwei Gefahren, von denen wir sprechen, bedingen sich oft gegenseitig und bilden einen geschlossenen Kreis, aus dem es manchmal keinen Ausweg zu geben scheint. Die tschechoslowakische Entwicklung der letzten Jahre zeigt eben, welche entscheidende positive Rolle die Intellektuellen im Sozialismus zu spielen vermöchten und welche Gefahren für die Gesellschaft entstehen können, wenn man das Problem der Integrierung der Intellektuellen in das politische und gesellschaftliche Leben nicht zu lösen fähig ist.

Die Störungen dieses Verhältnisses vor allem von Seiten der Parteien charakterisiert in manchem zutreffend E. Fried in seiner Studie „... Und die Intellektuellen“ (Tagebuch, Wien, Nr. 8—9, Jahrg. 1966). Er sieht jedoch, gemessen an den Erfahrungen der letzten Jahre, diese Problematik zu einseitig, wenn er sich vor allem auf die „Gleichberechtigung“ der Intellektuellen mit den Arbeitern beschränkt. Es geht auch nicht nur darum, oder überhaupt nicht darum, wie es vor gewisser Zeit Sartre sah, daß die Intellektuellen selbst das Gefühl ihrer „Erbösse“, das mit ihrer nichtproletarischen Herkunft und ihrer „bürgerlichen“ Bildung verbunden ist, in der revolutionären Bewegung loswerden, daß sie aus „Bastarden“ zu legitimen Söhnen der Revolution anerkannt werden. In den großen westeuropäischen Parteien gab es (vor allem in Italien, teilweise in Frankreich) starke und meistens offiziell von den Parteiführungen unterstützte intellektuelle Strömungen, die darauf hinzielten, für das Wohlbefinden der linken Intellektuellen in den Parteien alles Denkbare zu tun. Man versuchte zu diesem Zweck sogar, die schöpferische Kraft des Marxismus und seine Entwicklungs-

fähigkeit in den Gesellschaftswissenschaften, die von dogmatischen Einflüssen bedroht wurde, auf eine sehr fragwürdige Art und Weise unter Beweis zu stellen: nämlich so, daß man in der wirklich dringend notwendigen neuen Konfrontation mit dem kulturellen Erbe und mit den neuen Erkenntnissen der Geisteswissenschaften den Marxismus einfach nur diesen Errungenschaften „anzupassen“ versuchte. Diese Tendenz, die oft nur darauf hinausließ, zu beweisen, daß der Marxismus mit allen möglichen, ihm seinem Wesen nach fremden geistigen Strömungen sozusagen Schritt zu halten fähig ist, hat eben nicht dazu geführt, daß man die eigenen marxistischen Positionen deutlich abgegrenzt hätte.

Man hat im Gegenteil immer mehr alle Grenzen zu verwischen versucht: man stellte oft nicht mehr die Frage, welche von den grundlegenden marxistischen theoretischen Prinzipien der Konfrontation mit der Wirklichkeit und mit neuen Erkenntnissen nicht standhält und welche von diesen Prinzipien durch alle neuen Konfrontationen bekräftigt wurden und eigenständig entfaltet werden müssen. Nur so vermochte man aber die innere Identität des Marxismus mit ihm selbst zu bewahren und sein Wesen der revolutionären „Philosophie der Praxis“ zu vertiefen. Auf dem Wege, auf den z. B. R. Garaudy und E. Fischer in den letzten Jahren geraten sind (wobei sie auch für mich persönlich lange Zeit die wichtigsten Verbündeten im Kampf gegen die theoretische Sklerose unseres einheimischen „institutionalisierten“ Marxismus waren, denen ich auch aus dieser Zeit für manche geistige Anregungen dankbar bleibe), konnte aber der Marxismus zu nichts anderem als zu einer „Betrachtungsweise“ unter allen anderen möglichen Betrachtungsweisen werden, wie ihn schon vor Jahren Leszek Kolakowski („Mensch ohne Alternative“) aufgefaßt hat. Damit wurde der Marxismus vielleicht noch weniger als das, weil er sich mit anderen „Betrachtungsweisen“ nicht prinzipiell auseinandersetzt, sondern sie immer mehr in sich bruchstückweise „integrierte“. Dadurch wurde er zwar in liberalen Kreisen viel lieber gesehen als früher: er wurde „salonfähiger“, aber um den Preis, daß er seinen eigenen revolutionären Charakter und seine wahre Autorität einbüßte. Dadurch wurde er aber keineswegs, wie es sich massenhaft zeigte, anziehender für die westlichen Intellektuellen, die eine revolutionäre Alternative zu dem gegebenen Stand ihrer Gesellschaft suchten, auch nicht für die Studentenbewegung. Besonders sie hat in den letzten Jahren im Westen und aus anderen Gründen auch im Osten den Ausweg aus der gegebenen Lage oft außerhalb der kommunistischen Parteien gesucht. Kennzeichnend ist, daß sie im Westen meistens links, im Osten rechts von den kommunistischen Parteien landete, wie allerdings auch Intellektuelle anderer Generationen. Der immer stärkere Einfluß maoistischer und fidelistischer Tendenzen, Versuche um die Belebung längst abgestorbener trotzkistischer Gruppen ist in Westeuropa die historische Strafe für diese Entrevolutionisierung und Verwässerung des Marxismus. Im Osten — und am tschechoslowakischen Beispiel kann man es am klarsten beweisen — bezahlte man die Schuld für die Sturheit und Unbeweglichkeit und vor allem für das Eindringen kleinbürgerlicher Züge und

Einflüsse in die Parteien in ganz anderer Währung: durch rechtsopportunistische, ja antimarxistische, zu den Idealen der liberalen Demokratie zurückkehrende Opposition eines großen Teils der Intellektuellen.

In den hochentwickelten westlichen Ländern, in denen es keine oder nur eine unbedeutende kommunistische Bewegung gibt, haben sich (nicht ohne inneren Zusammenhang mit den Erscheinungen, die wir charakterisierten) neue oppositionelle Gruppierungen der Studenten und Intellektuellen gebildet, die programmatisch auf die enge Zusammenarbeit mit den kommunistischen Parteien und mit der Arbeiterschaft als der entscheidenden Kraft jeder revolutionären gesellschaftlichen Veränderung verzichteten. Anstatt zielbewußt um die politische Beeinflussung und Umformung der durch die unaufhörliche politische Manipulation der kapitalistischen Massenmedien desorientierten Arbeiterschaft zu kämpfen, anstatt sie unter Ausnutzung aller neu erscheinenden Störungsfaktoren der monopolkapitalistischen „Wunderwirtschaft“ aus ihrer politischen Gleichgültigkeit und Korrumpertheit zu wecken, hat diese „neue Linke“ die Arbeiterklasse als die eigentliche revolutionäre Kraft jeder gesellschaftlichen Umwälzung einfach abgeschrieben. Mit den Thesen von der „Integrierung der Arbeiterklasse in den Kapitalismus“ der hochentwickelten Industriegesellschaften, mit der Behauptung, es sei dem Kapitalismus gelungen, seine Widersprüche in eine „manipulierbare Form zu bringen“ und „das revolutionäre Potential zu absorbieren“, die man bei Herbert Marcuse vorfand, wurde theoretisch die eigene Unfähigkeit begründet, die Isolierung der „neuen Linken“ von den Arbeitern und breiten Volksschichten zu überwinden. Bei R. Dutschke und anderen Sprechern der westdeutschen studentischen Linken finden wir weitere in diese Richtung hinzielende Behauptungen, die von der „Integrierung der Arbeiter in den Antikommunismus“ und vom Zerschlagen der alten revolutionären Kader der Arbeiterbewegung „durch den Faschismus und den Stalinismus“ sprechen. Weil die sozialistischen europäischen Länder nach Dutschkes Meinung durch den stalinistischen Bürokratismus in ihrer revolutionären Tatkraft nach außen wie nach innen gelähmt werden, ergibt sich daraus, daß zu einzigen realen Verbündeten der westdeutschen Linken die revolutionären Bewegungen der „dritten Welt“ werden können. Obwohl sie sich mit einer wenigstens hundertjährigen Perspektive des Sieges der Oppositionellen, die ihnen Marcuse anbietet, nicht zufrieden geben wollen, bestätigen ihre eigenen wie die Erfahrungen aller isolierten studentischen Revolten der letzten Jahre in der ganzen Welt nur eins: daß allein die Studenten und Intellektuellen von den arbeitenden Volksschichten isoliert, zu keiner revolutionären Kraft werden können, die mehr als episodische Störungen der Macht der herrschenden Klassen zu verursachen vermöchte. Sie können zu einem Funken werden, der aber nur dort für die gesellschaftliche Ordnung gefährlich wird, wo es andere, sozial entscheidende Brennstoffe gibt. Ohne die Arbeiterklasse gibt es weiterhin, wie zu Marx' Zeiten, auch in den hochentwickelten industriellen Gesellschaften keine echte revolutionäre Perspektive. Wer sich über die Lage der Arbeiterschaft allgemein

beklagt und nicht versucht, alles zu tun, um auf die Veränderung dieser Lage grundlegend einzuwirken, betreibt nur einen — wahrscheinlich unbewußten — revolutionären Alibismus.

Für die Intellektuellen und auch die Studenten der sozialistischen Länder blieben diese und ähnliche Konzepte jedoch ohne jede Anziehungskraft. Viel wirksamer erwies sich besonders unter den tschechoslowakischen Bedingungen eine andere Theorie von der „Hegemonie der Intellektuellen“. Diese Theorie versucht, die Ohnmacht der Intellektuellen, die sich von jeder Art der „etablierten Macht“ kritisch distanzieren, durch eine Internationale der Intellektuellen selbst, die quer durch die Fronten des globalen Klassenkampfes geht, zu überwinden. Diese Theorie ist gar nicht so alt: ihre erste ausgeprägte Formulierung finden wir in dem Artikel Ernst Fischers, der Anfang 1966 in dem Wiener „Wort in der Zeit“ unter dem Titel „Der Intellektuelle und die Macht“ erschien und dann im Juni 1966 in der Prager literarischen Zeitschrift „Literarni noviny“ veröffentlicht wurde. Erst durch diesen Artikel, der dann in einer Umarbeitung in das Buch „Kunst und Koexistenz“ übernommen wurde, wurde E. Fischer für die Prager Liberalen zum „großen Philosophen“ obwohl sie vorher in ihm nur einen „typischen Eklektiker“ sahen, der aus Mangel an origineller Denkkraft eigentlich immer noch versuchte, den Marxismus von der Fassade her kramphaft aufzufrischen. Auch diese vorübergehende Antipathie zeugt davon, daß Fischer vorher durch viele seiner Impulse wirkliche Verdienste um das Überwinden der dogmatischen Sturheit und Dürre der marxistischen Literaturtheorie gewann und zu dieser Zeit mit Recht von uns (und von mir persönlich) als Lehrer und Verbündeter angesehen wurde.

Durch seine Wendung gewann Fischer zwar wenig Anhänger unter den marxistischen Intellektuellen, jedoch viele Bewunderer unter den bürgerlichen Liberalen im Westen und einen riesigen Beifall bei der „rechten“ Opposition in der CSSR. Sein neues Konzept entsprach in gewisser Hinsicht bestimmten Bedürfnissen unserer Zeit: Es tut mir immer noch leid um meinen ehemaligen Lehrer und Freund, daß eben er so eifrig bereit war, diese ganz besonderen „Notwendigkeiten“ zu erfüllen und dadurch sein ganzes Lebenswerk infrage zu stellen. Es geht nämlich um das Bedürfnis, einen ideologischen Ausweg und eine moralische und politische Berechtigung für die zu finden, bei denen der Kampf gegen den Dogmatismus im Grunde in den Kampf um die Befreiung vom Marxismus umgeschlagen ist. Fischer hat für diesen Zweck die Theorie der zwei Machtblöcke geschaffen, die allein durch ihr Bestehen die Welt mit atomarem Niedergang bedrohen. In beiden diesen Systemen gibt es für die Intellektuellen die einzige Möglichkeit: „das Herrschaftssystem, den militärischen Kretinismus . . . in Frage zu stellen, konsequent zu dem zu werden, was die Herrschenden von ihnen befürchten: zum großen Störungsfaktor.“

Auf der einen Seite sind zwar diese Herrschenden Kapitalisten und auf der anderen Seite sind es „stalinistische Bürokraten“, das läuft aber für E. Fischer

heute aufs gleiche hinaus. Beide hassen die Intellektuellen, weil sie beide jede wirkliche Demokratie und Meinungsfreiheit fürchten. Obwohl es auf den ersten Blick vielleicht nicht so aussieht, sind sie eigentlich Verbündete. Die Intellektuellen jedoch, wenn sie die bisherigen künstlichen ideologischen Schranken beseitigen und wenn sie sich zu einer neuen Internationalen der unabhängigen kritischen Geister über die Grenzen der sozialen Systeme hinweg zusammenfinden, können zu einer wirklichen gesellschaftlichen Macht werden, die den alten Machtapparaten gegenübersteht.

Von allen Theorien über die „Erlöserrolle“ der Intellektuellen fand in der CSSR eben diese Theorie den fruchtbarsten Boden. Sie wurde zur strategischen Grundlage der Liberalen, die dann in der Zeit, zu der sich schon innerhalb der kommunistischen Partei marxistische Kräfte zur Lösung der gesellschaftlichen Krise sammelten, einen großen Teil der kommunistischen Intellektuellen von diesen Kräften isolierte und gegen sie stellte. Die Liberalen haben es dabei geschafft, durch ihr effektvolles Demonstrieren vor den Augen der ganzen Öffentlichkeit auf dem IV. Schriftstellerkongress im Jahre 1967 als die eigentlichen Bahnbrecher und Helden des gesellschaftlichen Erneuerungsprozesses, der dann Anfang 1968 begann, zu erscheinen. Sie haben diesen Mythos besonders in der Nachjanuarentwicklung gut ausgenützt und für ihre Zwecke mißbraucht.

Solange noch Novotný an der Macht war, haben sie nie ihre eigentlichen Konzepte und Ziele formuliert. Sie beschränkten sich noch auf dem erwähnten Schriftstellerkongress darauf, vom Gesichtspunkt eines allgemein skeptischen „gesunden Menschenverstandes“ die Unzulänglichkeit alles Bestehenden zu konstatieren. Sie waren nicht nur um keine positiven Lösungen bemüht: Sie deuteten vielmehr an, es gebe innerhalb des vorhandenen Systems eigentlich keine Alternative. Die marxistischen Intellektuellen, die sich für diese Alternative als Wissenschaftler, Künstler oder Theoretiker unter schwierigsten Bedingungen einsetzten, wurden von den „Rebellen“ aus der Gruppe um „Literarni noviny“ als Stützen der „unmoralischen Macht“ diffamiert. Die „Rebellen“ rangen immer nur um „freien Raum“ für alle nichtmarxistischen und antimarxistischen Ansichten und Tendenzen. Diejenigen, die noch versucht haben, sich mit diesen Tendenzen aus marxistischer Sicht auseinanderzusetzen, wurden zu Gegnern der Freiheit und zu „Knechten der Macht“ gestempelt.

Der Marxismus selbst wurde in ihren Augen eine bloße „Machtideologie“ oder „Ideologie der Macht“, die aus einem System von autoritären Normen, Vorschriften und Verboten bestehe und deren Einhaltung ein Heer von institutionellen Schutzengeln überwache. Sie konnten dabei mit Recht auf die Konzeptionslosigkeit der offiziellen Kulturpolitik der Partei verweisen, die auch durch die sehr verspätete progressive Resolution des XIII. Parteitages „zu den Fragen der weiteren Entfaltung der sozialistischen Kultur“ (die schon unter Beteiligung der marxistischen Kulturschaffenden vorbereitet wurde) nicht überwunden werden konnte. Sie haben jedoch die Kritik an dieser Konzeptionslosigkeit, die mei-

stens durch ganz zufällige administrativ-repressive Eingriffe der Zensur begleitet wurde, vom Standpunkt der Negation der spezifischen Ziele und des eigenen Charakters der sozialistisch engagierten Literatur und Kunst betrieben. Sie waren die „einzig konsequenten“, die einzige radikalen Befürworter der uneingeschränkten Freiheit, das heißt der Meinungsfreiheit für sie selbst, für ihre Gruppe, die angeblich allein den geistigen Fortschritt des Landes und seine „Integrationsfähigkeit“ in die moderne westliche Kultur verkörperte. Das galt auch für alle Strömungen, die rechts von ihnen standen. In dieser elitären Freiheitsauffassung, mit der ich mich damals in meinem Artikel „An unsere Freunde im Westen“ (Zeit, Nr. 48, 1967) auseinandersetzte, war schon der Kern ihrer späteren Theorien von der intellektuellen Führungselite, die unmittelbar nach dem Januar 1968 in die politische Praxis umgesetzt wurden und den ganzen Erneuerungsprozeß der tschechoslowakischen Gesellschaft ernsthaft deformiert und gefährdet haben. Der Gegensatz zwischen den Liberalen und der marxistischen Richtung nicht nur in der Literatur, sondern im gesamten kulturellen und politischen Leben, war jedoch keineswegs der Gegensatz zwischen den kompromißlosen Nonkonformisten, die himmelstürmend die absolute Freiheit verlangten, und „braven“ Konformisten, die im Rahmen des Möglichen bleiben und nur bescheidene Forderungen auf „Freiheitszuteilung“ für die weitere kulturelle und gesellschaftliche Entwicklung stellten. Der prinzipielle Unterschied bestand darin, wie, womit und wozu die beiden gegnerischen Seiten den erkämpften freien Raum auszufüllen trachteten. Schon seit Anfang der sechziger Jahre setzten die marxistisch orientierten Kulturschaffenden unter großen Schwierigkeiten und persönlichen Opfern durch, daß marxistische Konzepte in der Literatur und im ganzen Kulturleben nicht mehr bedingungslos und selbstverständlich bei allen vorausgesetzt wurden, wie man unter zivilisierten Leuten anständiges Benehmen, gewaschene Hände und ein sauberes Hemd voraussetzt. Wir wollten verhindern, daß sich der Marxismus in einem so hermetisch geschlossenen Raum in etwas ganz Unbestimmtes auflöse, weil aus Gründen der nackten existentiellen Opportunität in ihn einfach alles und alle möglichst schmerzlos „einzugehen“, sich ihm äußerlich anzupassen versuchten. Uns ging es darum, daß er eben in ständiger Konfrontation mit anderen geistigen Konzeptionen seine Eigenart als inspirierende Kraft der ganzen geistigen Entwicklung entfalten könnte. Nur weil wir diese Auffassung durchgesetzt haben, konnte man in den letzten Jahren einen allgemeinen Aufstieg der tschechischen und der slowakischen Kultur verzeichnen, der auch im Ausland vermerkt wurde.

Den marxistisch orientierten Literaten und Intellektuellen konnte es aber nie nur um die sozialistische Kultur, isoliert vom sozialistischen Leben, gehen, weil für sie die Kultur immer Funktion des gesellschaftlichen Lebens bleibt. Ihnen war klar, daß die Zeit so weit vorgerückt war, daß man sich mit allgemeiner Kritik der existierenden Mißstände nicht zufrieden geben konnte. Daß es so, wie es bis dahin gegangen war, nicht mehr weiter ging, war zu dieser Zeit fast allgemein bewußt.

Worauf es ankam, waren positive sozialistische Alternativen, die nur in der Partei und durch sie möglich waren.

Dazu waren zu dieser Zeit schon objektive Möglichkeiten innerhalb der Partei vorhanden. Die Differenzierung innerhalb der führenden Parteidorgane war aber noch nicht so weit fortgeschritten, daß sich schon eine offene oppositionelle Gruppe gegen Novotný und seine Leute hätte herausbilden können. Es gab aber bei der Beurteilung vieler Fragen immer größere Spannungen zwischen dem Standpunkt von Novotný und dem Standpunkt derjenigen, die das Anwachsen der inneren Krise des ganzen Systems sahen. Diese Leute wußten auch, daß man in der gegebenen Situation zur Lösung des überwältigenden Komplexes von Fragen, vor dem die Partei stand, die marxistischen Intellektuellen, Fachleute aus verschiedenen wissenschaftlichen Bereichen hätte heranziehen müssen. Bei der Vorbereitung des XIII. Parteitages der KPC setzten sie durch, daß an der Ausarbeitung der Thesen und der politischen Dokumente auf verschiedenen Gebieten kommunistische Wissenschaftler, Theoretiker und Kulturschaffende teilnehmen konnten. Man stellte hier auch u. a. allen Delegierten die Arbeit des Kollektivs Radovan Richtas über die Perspektiven der wissenschaftlich-technischen Revolution „Die Zivilisation auf dem Scheidewege“ als officielles Dokument des Parteitags zur Verfügung. Für den Parteitag bereitete man noch die schon erwähnte Resolution „zu den Fragen der weiteren Entfaltung der sozialistischen Kultur“ vor, die zur Überwindung der bisherigen Konzeptionslosigkeit der Kulturpolitik der Partei dienen sollte.

Die Teilnahme der kommunistischen Intellektuellen an der Vorbereitung der Vorlagen des XIII. Parteitages vermochte jedoch besonders an den strategisch-politischen Schwächen seiner Beschlüsse und an der mangelnden Folgerichtigkeit ihrer Durchführung nichts ändern. Der Schritt aber, der dabei zur ständigen Zusammenarbeit zwischen der „latenten Opposition“ gegen Novotný in den führenden Parteidorganen und zwischen kommunistischen Wissenschaftlern und Intellektuellen getan wurde, hat dann auf dem Gipfel der politischen Krise im Januar 1968 eine entscheidende Rolle gespielt. Dank dieser Zusammenarbeit konnte man sich nach dem Januar bei der Vorbereitung des Aktionsprogrammes der KPC wenigstens in Teillösungen auf die Vorarbeiten dieser und anderer wissenschaftlicher Kollektive stützen, die vorher in Prag und auch um die slowakische Parteidführung entstanden sind. Diese Kollektive, bei ihrem überwiegend „technokratischen“ oder organisatorisch-gesellschaftlichen Interesse, wurden jedoch nicht durch eine eigene politisch-strategische und ideologische Konzeption der Parteidführung korrigiert, an deren wissenschaftlicher Erarbeitung und Begründung es am meisten gemangelt habe.

Die positive Rolle dieser intellektuellen Gruppen bestand aber unzweifelhaft darin, daß sie die zuerst nur „latente Opposition“ in den führenden Parteidorganen durch ihre kritischen Analysen in der Überzeugung von der Notwendigkeit tiefgreifender Veränderungen bestärkten und die endgültige politische Ausein-

andersetzung in der Parteidführung beschleunigten, die zum offenen Auftreten oppositioneller Kräfte gegen Novotný führte. Ohne diese Voraussetzungen wäre der Januar, die Beseitigung des Systems der persönlichen Macht sowie das ganze positive Bestreben der Nachjanuarentwicklung undenkbar gewesen. Der Weg zu dieser entscheidenden Umwandlung konnte nur durch die Partei und in gegebener Situation nur durch die erneuerte Parteidführung mit Unterstützung breiter Volksmassen gebahnt werden. Die kommunistischen Intellektuellen, die ihn wirklich durchsetzen halfen, konnten es nirgendwo anders als innerhalb der Partei und ihren Institutionen tun.

Das war die der effektvollen, über den Sozialismus theatralisch verzweifelnden und auf dem IV. Schriftstellerkongress vor den Augen der ganzen Welt protestierenden Schriftstellergruppe um „Literarni noviny“ entgegengesetzte Richtung. Daß diese heute von den Liberalen (in Prag genauso wie im Westen) als der eigentliche intellektuelle Urheber und Held des sogenannten Prager Frühlings 1968 gefeiert wird, ist sogar gut verständlich. Wenn aber diesem Mythos Leute Glauben schenken, die besser informiert sein könnten, kann ich es kaum verstehen. Noch irreführender ist es, wenn zu Verteidigern der Prager Liberalen einflußreiche Persönlichkeiten und bedeutende Gruppen von Intellektuellen innerhalb der FKP, IKP oder KPO geworden sind. Ist es nur auf den Mangel an Informationen zurückzuführen? Wollte man überhaupt besser informiert sein? Diese Einstellung hängt nicht unbedingt mit der Ablenkung oder mit der Billigung der Ereignisse vom 21. August zusammen. Entscheidend ist, ob man von vorgefaßten Meinungen oder von der Analyse der Tatsachen ausgeht. Eigentlich hängt es dann doch irgendwie zusammen.

Um die wirkliche politische Bedeutung des IV. Schriftstellerkongresses zu verstehen, muß man vor allem von der Tatsache ausgehen, daß Novotný den Verlauf des Schriftstellerkongresses als Beweis benutzte, wohin die „versöhnliche“ Politik seiner Opponenten in der Parteidführung der Intelligenz gegenüber führt und führen müßte. Für Novotný kamen die demonstrativ negativistischen Erklärungen und Gesten auf dem Kongress ganz besonders gelegen. Für die Ideologie war seinerzeit Jan Hendrych als Präsidiumsmitglied verantwortlich, der indessen den führenden Persönlichkeiten der Opposition angehörte. Die Ereignisse auf dem Kongress gaben Novotný gute Gelegenheit, Hendrych und mit ihm die Opposition unter Druck zu setzen. Novotný hatte zuerst die Auflösung des Kongresses und strengste Strafen für alle Schuldigen und Verantwortlichen verlangt. Die Ablehnung solcher Maßnahmen konnte er als Beweis der „opportunistischen Prinzipienlosigkeit“ der Opposition benutzen. Ihre Annahme konnte aber seine Gegner in der Parteidführung für ihn sehr vorteilhaft vor der Öffentlichkeit diskreditieren und für die Zukunft belasten.

Was die Erklärungen und Diskussionsbeiträge betrifft, deren politischer Inhalt Novotný Vorwand für die genannte Aktion lieferte (der Leser kann sie in einer Auswahl kennenlernen, die im vorigen Jahr im Suhrkamp-Verlag erschien),

konnten sie allerdings nicht nur aus taktischen, sondern aus prinzipiellen politischen Gründen von den Oppositionellen in der Parteiführung keinesfalls verteidigt werden. Etwa die Reden L. Vaculiks, A. J. Liehms, J. Klimas und P. Kohout und M. Kunderas Reden basieren auf der Überzeugung, der damalige Zustand der tschechoslowakischen Gesellschaft und der Kulturpolitik sei ein allgemeiner „Zerfall aller Kulturen“, aus den es im Rahmen der sozialistischen Ordnung keinen Ausweg mehr gebe. Das gesellschaftliche System, das sich in den vergangenen 20 Jahren konstituiert habe, sei antihumanistisch seinem ganzen Wesen nach (Vaculik) und stelle eine ständige Bedrohung der autonomen Werte der Kunst und Kultur dar (Kundera). Diese Bedrohung bestehe nach Kunderas Meinung nicht nur in den groben und launenhaften Zensureingriffen, die auf dem Kongreß so offen und scharf selbst von dem bedeutenden slowakischen Dichter Novomesky verurteilt wurden, sondern direkt in dem ganzen Charakter dieser Gesellschaft, sogar in ihren alten nationalen „plebejisch-demokratischen“ Kulturtraditionen. Die zeitgenössische Kultur ist nach Kundera durch die zu große Abhängigkeit von der Öffentlichkeit, ihrem Bildungsniveau und ihrer Freisinnigkeit beziehungsweise von ihrem Vandalismus bedroht. Kundera sucht den Ausweg nur in der Emanzipation der Literatur und der Kunst von ihrer geistigen Verbindung mit den breiten Volksschichten. Die letzten zwanzig Jahre der tschechoslowakischen Kultur müsse man aus ihrer Geschichte als die Zeit der „Finsternis“, ähnlich wie die Zeit der nazistischen Okkupation, völlig abschreiben.

Nicht anders ist es auch mit dem Konzept der Freiheit, mit dem diese Gruppe auf dem Kongreß auftrat. Die spätere Verbindung ihrer „elitären“ Auffassung der Freiheit als eines professionellen Vorrechts der Kulturschaffenden mit der Problematik gesamt-gesellschaftlicher Demokratisierung, um die es der kommunistischen Partei im Januar 1968 geht, diese Verbindung gehört zu den vielen Mystifikationen und propagandistischen Listen, mit denen diese Gruppe ihre „Verdienste“ um den Januar zu begründen versucht.

Eine solche ideologische Grundlage war nicht nur für die Oppositionellen gegen Novotný in der Parteiführung, aber selbstverständlich auch für die marxistisch engagierten Schriftsteller und Theoretiker inakzeptabel. Von ihr distanzierten sich aber auf dem Kongreß sogar auch nicht wenige junge und einige parteilose Schriftsteller der mittleren Generation. Auf dem Kongreß traten gegen diese Plattform alle slowakischen Schriftsteller auf. Nicht nur westeuropäische Liberale, sondern auch die „Wiener kommunistische Monatsschrift ,Tagebuch“ (Oktober-November, Jahrgang 1967) gaben der Überzeugung Ausdruck, daß die Ablehnung dieser negativistischen, anarchisierenden und zugleich aristokratisch elitären Plattform eindeutig nur als die Äußerung einer amoralischen Konformität mit dem Novotný-Regime und seinen „Ungeheuern“ zu bezeichnen sei. So hatte allerdings bereits auf dem Kongreß der Philosoph Karel Kosík die Frage gestellt, die ausschließlich der moralischen Diskreditierung der Gegner dieser Gruppe gewidmet war. „Zufälligerweise“ aber standen in Wirklichkeit gegen die „Mehr-

heitsmeinung“ der sogenannten Rebellen eben die entschieden nonkonformistischen slowakischen Schriftsteller, welche vorher auf dem eigenen Kongreß des Slowakischen Schriftstellerverbandes in dem Referat ihres Vorsitzenden, des Dichters M. Mihalik, die Forderungen gestellt haben, die zur Überwindung der gesellschaftlichen Krise und zur Beseitigung aller eigenwilligen und unqualifizierten Eingriffe in den Kulturbereich hinzielten. Slowakische Schriftsteller genau so wie der marxistische Flügel ihrer tschechischen Kollegen (besser: seine Überreste) haben sich Ludwig Vaculik und seinen Freunden keineswegs darum nicht angeschlossen, weil sie bescheidenere und gemäßigtere Ansprüche an die „Zuteilung der Freiheit“ hatten. Durch ihre Haltung auf dem Kongreß haben sie nicht Novotný gedeckt: sie haben eindeutig die politische Stellung der slowakischen politischen Repräsentation mit Dubček und Bilák genauso wie die tschechische Opposition in der Parteiführung unterstützt, von der Überzeugung ausgehend, daß der wirkliche Kampf um die Demokratisierung der Gesellschaft zuerst innerhalb der Partei durchgekämpft werden und im Namen positiver Alternativen geführt werden müsse.

Heinrich Werner Ketzereien eines Pfarrers

24 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat Europa keine Sicherheit und keinen Frieden. Die Länge der Zeitspanne hat die Gefahr zur Folge, daß man sich in Europa an diesen Zustand gewöhnt. In den Zeiten eines John Foster Dulles und eines Konrad Adenauers war es verhältnismäßig leicht, die Gefahren aus der „Politik der Stärke“ zu erkennen. Das war auch die Zeit der großen Hoffnungen, der Träume von einer friedlichen Verständigung über alle Gegensätze hinweg. Die Angstvorstellungen von einem atomaren Inferno in Europa gaben jenen Hoffnungen und Träumen Nachdruck und Gewicht. Sie haben so mitgeholfen, neue Methoden und Terminologien in die Auseinandersetzung um die Zukunft Europas einzuführen: Die Zeit des lauten Antikommunismus ist vorbei.

Parallel zu dieser Entwicklung sind jedoch neue Gefahren aufgetaucht: Die Völker Europas sind der Kriegsgefahr müde geworden. Nachdem nun schon seit zwei Jahrzehnten diese Katastrophe am Horizont steht, will man mit ihrer Realität nicht mehr rechnen. Die Aufmerksamkeit hat nachgelassen. Der Nazismus als europäische Bedrohung scheint in eine graue Vergangenheit entwichen. Man will die Hoffnungen und Träume von europäischem Frieden und europäischer Sicherheit, die alle Völker Europas endlich vereinen, erfüllt sehen.

In einem solchen Klima wächst die Bereitschaft, Vokabeln Glauben zu schenken. Das ist der Zustand, seitdem die Große Koalition ihre Fortsetzung der Adenauerschen Außenpolitik als „neue“ Ostpolitik ausgibt. Als ich vor einigen Monaten einem namhaften europäischen Politiker in einer Auseinandersetzung um die Bedingungen eines Systems europäischer Sicherheit vorhielt, daß nur *eine* Regierung, nämlich die der Bundesrepublik, territoriale Forderungen erhebe und damit eine permanente Bedrohung der Sicherheit Europas darstelle, lachte er: das sei ein alter Hut. In Wirklichkeit seien die Weichen auch in der Bundesrepublik, dank der sozialdemokratischen Beteiligung an der Regierungsverantwortung, längst auf die Anerkennung der Realitäten gestellt. Als ich einwarf, diese Einstellung erinnere mich lebhaft an die europäische Situation um das Jahr 1938, die zum Münchner Abkommen und damit zum Zweiten Weltkrieg geführt habe, antwortete ein anderer Vertreter der westeuropäischen Linken: „Aber Hitler ist tot“! Ähnliche Verharmlosungen klingen aus manchen Stellungnahmen aus osteuropäischen Staaten, insbesondere aus Jugoslawien und Rumänien. Auch in der CSSR hatte diese Haltung großen Einfluß auf die Entwicklung. Dasselbe gilt für Äußerungen führender Politiker der KPI und KPF.

So ist es eine Hauptaufgabe der demokratischen Opposition in der Bundesrepublik geworden, der Unterschätzung des Expansionswillens der Kräfte, die hierzulande herrschen, entgegenzutreten. Es fällt nicht nur den Marxisten zu, in dieser Situation den internationalen Klassenkampf zu analysieren und die Imperialismustheorie konkret anzuwenden. Hier sind alle gefordert, die die reaktionäre Entwicklung, gleichgültig aus welchen Wurzeln, richtig einzuschätzen wissen, die das Anwachsen des Militarismus und Nationalismus, die Unterdrückung demokratischer Freiheiten und den expansiven Machtanspruch des Großkapitals zu erkennen vermögen. Ich selbst melde mich hier als evangelischer Christ zu Wort, der aus dem Schuldbekenntnis der Evangelischen Kirche in Deutschland, das sie im Jahr 1945 vor der Ökumene aussprach, Konsequenzen zieht. Was also hat die demokratische Opposition der Bundesrepublik angesichts der wachsenden Illusionen in Europa zu sagen?

1. Die „neue“ Ostpolitik der Regierung der Großen Koalition, von Franz Josef Strauß am deutlichsten konzipiert, ist eine akute Bedrohung der europäischen Sicherheit.

Auch Franz Josef Strauß entwickelt in seinen beiden Büchern („Entwurf für Europa“ und „Herausforderung und Antwort“) eine „Entspannungs- und Friedenspolitik“. Aber was sind seine Ziele? Ausgangspunkt für eine „europäische Friedensordnung“ ist die Schaffung der „Vereinigten Staaten von Europa“, deren Kern die Staaten der EWG sein sollen, mit einer eigenen „nuklearen Abschreckungsstreitmacht“. Ihr vereinigtes wirtschaftliches Potential, verknüpft mit der militärischen Stärke, soll eine starke Attraktivität auf die Staaten und Völker Ost- und Südosteupras ausüben. Daß dabei der Alleinvertretungsanspruch und das Festhalten an den Grenzen von 1937 nicht in Frage gestellt wird, ist für Strauß eine Selbstverständlichkeit. Aber nachdem die offene Roll-back-Politik gescheitert ist, wählt er subtilere Methoden, um die alten Ziele zu erreichen: Die Verstärkung der Kultur- und Handelsbeziehungen zu den ost- und südosteuropäischen Staaten sind ein erster Schritt; denn es geht darum, „... wie dieser Entwurf für Europa der kommunistischen Welt schmackhaft gemacht werden kann.“ (Entwurf für Europa, S. 118) Seine „Entspannungs- und Friedenspolitik“ verfolgt also nur den einen Zweck, die Expansion des eigenen Systems zu ermöglichen und den Sozialismus zurückzudrängen. Er will den Status quo „überwinden“ und Europa „einigen“. „Es handelt sich nicht nur um die deutsche Teilung, es handelt sich um die europäische Teilung. Wir sollten daran denken, daß Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn, Bulgarien, Rumänien usw. genauso zu Europa gehören wie die Schweiz, Holland oder Belgien. Es geht darum, sowohl durch die Einwirkung auf diese Länder wie in harten Verhandlungen mit Moskau in einem langfristigen Prozeß dafür zu arbeiten, daß diese Länder wieder Bestandteil Europas wenigstens erst einmal in dem Sinne werden, wie es die Bezeichnung Zwischeneuropa ausdrückt... Es gilt somit, unsere östlichen Nachbarn näher an

Europa heranzuziehen. ... Wenn wir also von einer Einigung sprechen, so geht es uns im Ziel darum, daß diese Länder ... eines Tages sich näher auf einen west-europäischen Staat hin bewegen können ... Europäische Politik muß gleichzeitig so gestaltet werden, daß die Einflüsse der sowjetischen Politik auf das Schicksal unserer Völker zurückgedrängt werden und daß sie ihre Wirkungskraft einbüßen.“

Diese Konzeption wird mit Recht „konterrevolutionär“ bezeichnet. Aber sie ist langfristig angelegt. Sie rechnet nicht mit sehr schnellen Ergebnissen. Und sie ist in der Praxis schwer zu durchschauen. Wer bringt auch schon die Prager Reise Blessings vom Sommer 1968 in direkten Zusammenhang mit dem Straußschen „Plan für Europa“? Und doch gehört sie in diesen Zusammenhang. Wer diese Fäden nicht sieht, ist nicht in der Lage, die Situation in Europa, ihre Explosivität, zu erkennen. Der wird auch weiterhin mit der Stange im Nebel eines „Sozialismus mit menschlichem Gesicht“, dem Lieblingskind der bundesdeutschen Reaktion, umherfuchtern.

Strauß will das Gegenteil von Koexistenz. Er will die Alleinexistenz, anders gesagt: er will die Herrschaft des Großkapitals unter der Führung Westdeutschlands auf ganz Europa ausdehnen. Als subtile Mittel dazu dient ihm die Unterstützung der osteuropäischen Nationalismen: „Westeuropa muß das Modell einer Unabhängigkeits- und Selbstbehauptungspolitik erstellen, das seine Faszination und Attraktivität auf die Völker Osteuropas ausübt, damit deren nationales Selbstbestimmungsbestreben in den Willen zur großen politischen Einheit Ge-samteuropas einmünden kann.“ (Herausforderung und Antwort, S. 123–127) Eine solche Politik muß notwendigerweise die Spannungen in Europa verschärfen. Sie ist darauf angelegt, die Ergebnisse des Hitlerkrieges rückgängig zu machen. Strauß bezeichnet das Vordringen des Sozialismus in Europa als „die geschichtliche Katastrophe unseres Jahrhunderts“. In diese Feststellung ist die Proklamation eingeschlossen, die „Demarkationslinie von Jalta“ mit allen Mitteln zu durchbrechen.

Die Kampfansage ist deutlich. Allerdings: Wird sie überall in Europa so gehört, wie sie es verdient? Mir scheint, daß man sie verharmlost, indem man sie an die eine Person Franz Josef Strauß knüpft. Man will nicht wahrhaben — und das ist ein Ergebnis der Ermüdung, auf die ich zu Beginn verwiesen habe —, daß die Konzeption des Franz Josef Strauß die herrschende Politik in der Bundesrepublik ist. In jüngster Zeit ist das aber immer wieder bestätigt worden, etwa in der Absage an den „Budapester Appell“ der Warschauer-Pakt-Staaten oder in der erneuten Weigerung der Bundesregierung, dem Atomwaffensperrvertrag beizutreten.

Der Wille, die grundsätzliche Aggressivität der CDU/CSU-Politik zu verschleiern, war ein wesentlicher Grund für die Bildung der Großen Koalition im Herbst 1966. Die Übertragung der Funktion des Bundesaußenministers an Willy Brandt, den Vorsitzenden der SPD, war keineswegs der Beginn einer Neuorientierung

der bundesdeutschen Ostpolitik. Sie hat vielmehr der von Strauß entworfenen neuen Methodik mehr Glaubwürdigkeit verliehen und neue Impulse gegeben, ohne das Gerüst im mindesten zu verändern. Deshalb lautet meine zweite These:

2. Jede Hoffnung auf die „Entspannungspolitik“ Willy Brandts ist verfehlt. Sie hat ausschließlich die Funktion der Verschleierung.

Willy Brandt hat seine Vorstellungen zur europäischen Sicherheit 1968 in seinem Buch „Friedenspolitik in Europa“ vorgelegt. Es gibt nur einen Grund, sie für realistischer und friedliebender zu halten als die des Franz Josef Strauß: sie sind weniger präzis. Aber ein Widerspruch zur Ostpolitik der CDU/CSU findet sich nirgends bei Willy Brandt. Daß er den Rückfall in die Terminologie der Adenauer-Ära durch einige Repräsentanten der CDU/CSU als störend für die Ausstrahlungskraft seiner „Entspannungspolitik“ empfindet, ist eine andere Sache. Schon am 28. 1. 1965 faßte die „New York Times“ ein Memorandum Willy Brandts zusammen als „eine Politik des westdeutschen Engagements in Ost-europa mit dem Endziel der Unterminierung des ostdeutschen kommunistischen Staates.“ Die „New York Times“ hatte Brandt nicht mißverstanden. In dem Memorandum, auf das sich die Zeitung bezieht und das Willy Brandt an den amerikanischen Außenminister Dean Rusk gerichtet hatte, ist denn auch nachzulesen, daß er den gleichen konterrevolutionären Impetus hat wie Strauß: „Über konkrete, bis auf weiteres zwangsläufig begrenzt bleibende Formen der wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit hinaus kommt es entscheidend darauf an, eine Perspektive gutnachbarlicher Beziehungen deutlich werden zu lassen. Gerade auf diese Weise können Kräfte der Evolution ermutigt und gefördert werden.“

Die Strategie des Willy Brandt ist mit der des Franz Josef Strauß identisch. Alle wesentlichen Stichwörter tauchen hier wie dort auf: „europäische Friedensordnung“, „schließliche Einigung unseres Kontinents“, „Überwindung des Status quo“ usw. Natürlich will Brandt so wenig wie Strauß den gegenwärtigen Zustand in Europa mit Gewalt überwinden — die freiwillige Zustimmung der Beteiligten ist ihnen allemal lieber. „Was wir uns vom Prozeß der Entspannung und Annäherung erhoffen, die friedliche Überwindung des Status quo und einen ehrlichen Ausgleich der Interessen, das soll sich nicht gegen den Willen der beteiligten Völker vollziehen, sondern mit ihrer Zustimmung.“ (Friedenspolitik in Europa, S. 122 ff.) ... „Wir wollen den Unruheherd der deutschen Teilung, die auch eine europäische Teilung ist, durch friedliche Verständigung beseitigen und unserem Volk seinen Frieden mit sich und mit der Welt wiedergeben.“ (a.a.O., S. 125) Der in Intervallen auftauchende Streit um Akzente innerhalb der Großen Koalition mag die Illusion über die Rolle der sozialdemokratischen Führung in der Regierung stärken — die Identität in den Grundfragen wird dadurch nicht aufgehoben. So ist beispielsweise die Neigung Willy Brandts, den Atomwaffensperrvertrag zu unterzeichnen, mit seiner Befürwortung einer „europäischen Atom-

streitmacht“ verknüpft. Und seine „Respektierung der Grenzen bis zu einerfriedensvertraglichen Regelung“ sind zu sehen auf dem Hintergrund eines wachsenden Drucks aus den Reihen der eigenen Partei.

Denn eines ist sicher wahr: Die Haltung der sozialdemokratischen Führung ist nicht mit der Meinung aller Gliederungen ihrer Partei zu identifizieren. Immer stärker wird die Forderung aus den Reihen der Mitgliedschaft, die Realitäten anzuerkennen; denn das Volk will ja den Frieden. Aber wir erleben auch immer wieder — bis heute — das gleiche Schauspiel, daß sich diese Mitglieder mit Phrasen abspeisen lassen, sich mit Scheinkompromissen zufrieden geben, diesen „Sieg“ als Fortschritt in der eigenen Sache akzeptieren und gerade dadurch die Illusionen im In- und Ausland weiter bestärken.

Denn das war ein zweites Motiv für die Bildung der Großen Koalition: Die Kräfte mit Hilfe der sozialdemokratischen Führung zu disziplinieren, die immer entschiedener eine grundsätzliche Neuorientierung der bundesdeutschen Politik forderten. An die Stelle einer wirklichen Veränderung sollte die Illusion der Veränderung auf dem Weg über eine geänderte Phraseologie treten. Wir müssen leider feststellen: Bis heute war dieser Versuch erfolgreich. Zwar wird die Unruhe in der tragenden Schicht der SPD, insbesondere in den Gewerkschaften, immer deutlicher spürbar, aber die Illusion hat gehalten.

Was ist die Konsequenz für den Frieden in Europa? Seine Gefährdung ist höher als je zuvor. Denn die Beteiligung sozialdemokratischer Minister an der Regierung hat die reaktionären Kräfte der bundesdeutschen Politik nicht gemäßigt und in ihre Schranken verwiesen. Sie hat im Gegenteil diese Kräfte gestärkt und ihnen neue Impulse gegeben. Die Gefahr für den Frieden in Europa, die von dem Unruheherd Deutschland ausgeht, ist gewachsen.

3. Die herrschenden Kräfte der Bundesrepublik betreiben die Formierung im Innern als Zurüstung für ihre Expansion.

Die Verabschiedung der Notstandsgesetzgebung war ein Signal: Die Regierung der Großen Koalition will die Disziplinierung der Bevölkerung unter die Ziele der expansiven Kräfte mit allen Mitteln durchsetzen. Die Formierung der Gesellschaft ist in vollem Gang. Die Interessen der verschiedenen sozialen Schichten werden denen der Großindustrie untergeordnet. Vor allem Schillers Wirtschaftspolitik der „Konzertierten Aktion“ dient diesem Ziel. Das Großkapital erlebt eine Periode der Konzentration wie nie zuvor. Der Kapitalmarkt — das deutlichste Zeichen der expansiven Tendenzen — soll steuerlich erleichtert werden. Verwaltungsreform und Finanzreform sollen das System abstützen. Autoritäre Strukturen werden verfestigt. Ein eigener Abschirmdienst der Industrie wird geschaffen. Ruhe und Ordnung heißt die Devise. Mit Hilfe eines neuen Ordnungsrechts an den Universitäten soll auch die studentische Opposition erledigt werden. Das Recht auf Kriegsdienstverweigerung wird eingeschränkt. Der Wahlkampf aller etablierten Parteien, einschließlich der NPD, richtet sich gegen die

linke Alternative. Mitbestimmung als Mittel zur Demokratisierung der Gesellschaft stößt auf den entschiedenen Widerstand aller „staatserhaltenden“ Kräfte. Fazit? Es ist zwar nicht der laute Faschismus von 1933, der sich in der Bundesrepublik erneut breitmacht. Er ist leise. Aber die Gegenkräfte sollen mit List oder Gewalt aus dem Verkehr gezogen werden. Dabei sind die alten Kräfte immer noch am Werk. Das zeigt sich am Beispiel der Verjährungsdebatte: Die Verjährung soll zwar de jure aufgehoben werden, aber man erfindet den Begriff des „Verstrickungstäters“, um einer Verpflichtung zur konsequenten Verfolgung nationalsozialistischer Verbrechen entgehen zu können. Das riecht nach einem Selbstfreispruch des Kurt Georg Kiesinger. Und die sozialdemokratische Führung deckt diese Manöver gegen ihre eigene Mitgliedschaft ab! Das ist der Zustand im Innern unseres Landes, aus dem die Kräfte hervorwachsen, die morgen schon Europa in eine neue Katastrophe hineinreißen können.

Wird die Gefahr erkannt? Meine Sorgen teilen sicherlich viele, aber noch zu wenige, daß diese Gefahr zu spät erkannt werden könnte. Ich habe oft den Eindruck, daß man im Ausland die Besorgnis über die Entwicklung in der Bundesrepublik auf die Beobachtung der neonazistischen NPD beschränkt. Sie ist sicherlich die militanteste Gruppe, die den Frieden Europas in Frage stellt. Aber doch auch immer noch der Flügel der Rechten, der über den geringsten Einfluß verfügt. Es geht nicht darum, die NPD zu verharmlosen, aber notwendig für Europa ist es, zu erkennen: indem die NPD die Aufmerksamkeit der internationalen Öffentlichkeit auf sich zieht, vollzieht sich in ihrem Schatten, im Schoß der „demokratischen“ Parteien jener Mutationsprozeß, der die eigentliche und akute Bedrohung für den Frieden Europas darstellt.

Es liegt an der demokratischen Opposition in der Bundesrepublik, ständig den Finger auf diese Wunde zu legen. Es liegt an den Völkern Europas, auf unsere Stimme zu hören, auf die Stimme derjenigen, die sich dem deutschen Widerstand gegen den Nazismus verpflichtet fühlen. Wir wissen uns solidarisch mit allen Europäern, die nicht zulassen wollen, daß Europas Lichter noch einmal — und diesmal für immer — ausgehen, die deshalb alles daransetzen, den Herrschenden unseres Landes die Anerkennung abzutrotzen, daß sie die Folgen des von deutschen Imperialisten ausgehenden Krieges ein für allemal, unwiderruflich, hinnehmen müssen.

Fürchtet nicht um die Kykladen
das vielbesungene Patmos bleibt
in allen Lesebüchern ändern
werden sich nur die Grundstückpreise
auf dem Olymp
in dem bekömmlichen Klima
werden die Sonnenuntergänge bei Salamis
blutrot für Agfa gedeihen
wenn Scharnow in die Klassik ausschwärmt
und während der freie Westen
in seinen Sommerhäusern an der Ägäis
griechische Ordnung und Sicherheit lobt
bleibt JAROS
das öde Eiland
in keinem Lesebuch verzeichnet
abseits der Scharnowrouten
mit seinem ungesunden Klima
auch weiterhin ein
griechisches KZ

Jene „öffentliche Meinung“ der Bundesrepublik, die bishin zur literarischen Regierungspartei die Interessen der Unternehmer publizistisch vertritt, hat den 50. Jahrestag der deutschen Novemberrevolution mit Stillschweigen übergegangen. Das ist kein zufälliges Versäumnis: die Gründung der Weimarer Republik, deren Ende man leichter bejammern als ihre Anfänge feiern kann, war nur möglich durch die Aktionen „einer Klasse, die mehr gewollt hatte als eine bloße bürgerliche Demokratie, und diejenigen Klassen, die heute diese Bundesrepublik führen, haben damals gegen diese Arbeiter gestanden und am Untergang der Weimarer Republik mitgewirkt. So sind sie darauf angewiesen, die Erinnerung an den 9. November 1918 aus ihrem Gedächtnis zu verdrängen und den wirklichen Gang dieser geschichtlichen Entwicklung durch historische Verfälschungen zu verdecken. Sie sind es doppelt, weil ihnen selbständiges Handeln der Volksmassen ohne Rücksicht auf alle institutionellen Verfestigungen, eine revolutionäre Aktion der Massen, als der Inbegriff alles Hassenswerten erscheint.“¹ Der seither nicht mehr abgebrochene Klassenkampf von oben, geführt mit dem einzigen Ziel, die Arbeiterschaft mit allen erdenklichen Mitteln politisch, moralisch und kulturell kampfunfähig zu machen, war seit 1918 stets damit beschäftigt, die Erinnerung der Deutschen an ihren ersten und einzigen massenhaften Umsturzversuch seit den Bauernkriegen auszulöschen: aus der Angst, das Beispiel könnte weiterwirken und andere Unzufriedene zum Aufstand mobilisieren. Der Makel der Vergleichlichkeit, den die herrschenden Meinungsmacher der deutschen Revolution dort anzuhängen versuchen, wo das Gedächtnis noch nicht ganz erloschen ist, prägt selbst das Geschichtsbild derer, die der bürgerlichen Manipulation den Kampf angesagt haben. Die Winterkampagne des SDS unter dem programmatischen Slogan „50 Jahre Konterrevolution sind genug“ verrät, daß den rebellierenden Studenten die Geschichte seit 1918 als eine ununterbrochene Kette von Triumphen der Reaktion vorkommt. Die Kämpfe, Siege und Niederlagen, die bitteren Erfahrungen der deutschen Arbeiterbewegung während und seit ihrer ersten gewaltlosen Erhebung treten kaum in ihr Blickfeld, die Kontinuität des Klassenkampfes wird nicht erkannt, und der historische Standort bleibt ungeklärt. Wolfgang Abendroth hat gegenüber den Wortführern der Neuen Linken wiederholt auf die Unentbehrlichkeit des vermeintlichen „historischen Ballastes“ hingewiesen, namentlich aus Anlaß der vergessenen Revolution. „Die Sozialisten dürfen den 9. November 1918 nicht aus ihrem Gedächtnis streichen. Das genaue Studium dieses selbständigen Auftretens des deutschen Volkes unter Führung der Ar-

¹ Wolfgang Abendroth, Zum 9. November 1918, Die Andere Zeitung, 7. 11. 68, S. 4.

beiterklasse, das geschichtliche Durchdenken der Probleme, die es aufgeworfen hat, bleibt die Vorbedingung dafür, auch in der gegenwärtigen veränderten Welt nach Zweitem Weltkrieg und Kaltem Krieg die Methoden zu ermitteln, mit denen ein Rückfall in autoritäre oder faschistische Ausschaltung von Demokratie und Rechtsstaat verhütet werden kann.“²

Ahnliche Einsichten aus dem Munde und aus dem Werke bürgerlicher Schriftsteller Westdeutschlands zu erwarten, hieße die Wirkung fünfzigjähriger Geschichtskitterungen aus dem Lager der Reaktion unterschlagen. Im Bild der fortschrittlichen Literatur der Bundesrepublik, die bewußtseinsmäßig ohnehin hinter der studentischen Avantgarde zurückhinkt, stellt sich der Revolutionsversuch von 1918 überwiegend wie ein fernes und einmaliges Erlebnis dar, zu dem aus der Gegenwart kaum konkrete Bezüge herüberführen. Modellcharakter gewinnt er so gut wie nirgends. Auch Martin Walser hält Deutschland für eine Nation ohne revolutionäre Traditionen, Lehren und Beispiele: „Ich wohne in einem Land, das seit den Tagen Luthers so gut wie keine Revolution mehr hatte. Bei uns löste jeder Ansatz zu revolutionärer Bewegung gleich eine lang anhaltende Gegenrevolution aus. Unsere Geschichte ist bestimmt von Gegenrevolutionen ... Wir müssen die Anachronismen abtragen wie Trachten aus zähem Tuch.“³ Hans Dieter Hüsch beschreibt den anachronistischen Zustand des westdeutschen Bewußtseins konkreter, anhand stehender Bilder: „Wir haben in Deutschland Gedenk- und Mahntafeln, Denkmäler und Dankmäler aller Art. Es wimmelt nur so von Reiterstandbildern alter Fritzen, eisernen Kanzlern und säbelrasselnden Feldherren. Hermann der Cherusker und die dicke Germania sind nach wie vor beliebte Ausflugsziele, wo Familien Kaffee kochen und ihre postfaschistischen Gefühle abreagieren können.“ Die rhetorisch-agitatorische Frage des Autors, wie es eigentlich komme, daß nirgendwo Gedenktafeln für Luxemburg und Liebknecht zu finden sind, läßt sich beinahe wortspielerisch beantworten: „... Weil die beiden Rote waren, weil sie Linke waren. / und ein Roter ist kein echter Deutscher / und ein Linker ist kein rechter Deutscher / und wer kein Deutscher ist, bekommt auch kein Denkmal / und wer kein rechter Deutscher ist, bekommt höchstens einen Denkzettel.“⁴ Daß sich solche Logik in der Bundesrepublik beinahe von selbst versteht, möchte auch Guntram Vesper mit seiner Gedicht-„Frage an die westdeutschen Regierenden“ zu verstehen geben. Er entwirft hypothetisch ein revolutionäres Konzept zur Lösung dringlicher gesellschaftlicher Probleme, um den Herrschenden dann die Frage vorzutragen: „Weshalb lobt man bei uns / Wo angeblich das Volk regiert / Eine solche Lösung für Länder mit gleichen und ähnlichen Zuständen / Dann nicht von Staats wegen“.⁵ Die Naivität der Fragestellung ist provokatorisch gemeint und kommt keineswegs von ungefähr; sie nimmt tatsächlich agitatorische Aussagekraft an, wenn man sich vor Augen hält, was 1968, fünfzig

Jahre nach der Novemberrevolution, von Staats wegen gelobt, gefördert und als „wesentliches Element nationaler Kultur“ hingestellt wurde. Im Herbst des Jahres, dessen Frühjahr der Bundesrepublik die ersten revolutionären Erschütterungen seit Bestehen bescherte, stellen die größten staatlichen Museen in West-Berlin und München repräsentative Sammlungen deutscher Salonkunst der Wilhelminischen Epoche aus, die von westdeutschen Ministern, Historikern und Kunsthistorikern als Heilmittel gegen Zersetzung und Anarchie gepriesen wird.⁶ Da werden die Ladenhüter der Restauration unverblümmt als besonders wertvoll empfohlen, fünfzig Jahre, nachdem der Expressionismus, der der Revolution wenigstens im Teilsiegen verhalf, mit der Fürstenkunst und -dichtung ein für alle Mal Schluß gemacht zu haben glaubte! Vor so viel restaurativer Traditionspflege kapituliert mehr als einer. Reinhard Baumgart stellt apodiktisch fest: „Für uns jedenfalls, in der Bundesrepublik, gibt es zum Jahrestag (der Oktober- und Novemberrevolution. P.S.) nichts zu feiern, außer für Geistesgeschichtler und andere Idealisten aus Beruf oder Neigung. Dieses Datum gehört nicht, nicht mehr in unsere Geschichte.“⁷ Dabei darf Baumgart durchaus als einer der wenigen ernstzunehmenden Literaturtheoretiker der Neuen Linken gelten, der einer revolutionären Umgestaltung der Gesellschaft, auch der bestehenden, nicht abgeneigt sein durfte. Aber schon vor Jahren hatte er in einem „Plädoyer für eine linke Literatur“ behauptet, Klassenkampf und Vaterland, Rotfront und Sedanfeier..., die Alternativen jener Tage sind verblichen“.⁸ Die „gute alte Linke“ hat für ihn abgedankt; man muß noch einmal von vorn anfangen! Diesmal am besten ohne die Arbeiter, deren ach so kleinbürgerlichem Bewußtsein alle Fehl- und Rückschläge seit 1918 gleichermaßen angelastet werden. Daß das revolutionäre Gerede von Arbeiterklasse und Klassenkampf der Revolution, will sagen: der Revolution der bürgerlichen Literaten, im Wege gewesen ist, glaubt offensichtlich auch Walter Jens. Für ihn sind die Begriffe von 1918 „wie Klasse, Arbeiter, Bürger und parteiliche Ideologie nur noch Lehrbuch-Chiffren“, oder schärfer und deutlicher, „papiere Fiktionen, Literaria aus vierter Hand, Reminiszenzen aus einer Zeit, da sich die Klassen noch tatsächlich von einander abhoben.“⁹ Hier scheint der Autor, der gleichzeitig gegen die Notstandsgesetze protestiert, allerdings den Ideologen der formierten Gesellschaft aufgesessen, die uns die gegenwärtigen Verhältnisse als eine Art klassenloser Gesellschaft vorgaukeln möchten. „Die Arbeiter am Fabriktor unterscheiden sich nicht mehr von den Studenten beim Verlassen des Hörsaals: gleiche Sprache, gleicher Haarschnitt, gleiches Ziel“, stellt Jens in offensichtlicher Übereinstimmung mit dem Deutschen Industrieinstitut fest, um gegen die heute geltenden Zustände die reale Klassenkampfslage von 1918 abzusetzen. „Tempi passati, vergessen, vorbei“ sind die Tage der Revolution. Unter den ZEIT-genössischen

² Vgl. Tendenzen, Nr. 55/56 (Dez. 1968/Februar 1969), (edit.:) Neunzehnhundertachtzehn und Neunzehnhundertachtundsechzig, S. 248.

³ Reinhard Baumgart, Diese Revolution steht im Museum, Kürbiskern 4/67, S. 82.

⁴ Reinhard Baumgart, Literatur für Zeitgenossen, Essays, Frankfurt 1966, S. 117.

⁵ Walter Jens, Literatur und Politik, Pfullingen 1963, S. 5 f.

Kommentatoren bleibt Walter Jens nicht der einzige, der den alten Klassenkampfzeiten, von Reinhard Baumgart als „wilhelminisch“ glossiert, nachtrauert: „Was waren das für Zeiten, als der ‚Vorwärts‘ noch ein anspruchsvolle Feuilleton besaß!“, ruft Karl-Heinz Janßen emphatisch aus¹⁰. Der Tenor der Revolutionsnachrufe liberaler Weltverbesserer lautet einhellig: Wie wars in Deutschland ehedem für Dichter so bequem! Man wußte, wo man hingehört: „Links, wo das Herz schlägt!“ Heute allerdings stehen zur Linken lauter Stalinisten, Orthodoxe und Okkupanten, mit denen man lieber nichts zu tun haben möchte. Da setzt man sich lieber zwischen die Stühle, mitten hinein ins Establishment — um ja nicht verwechselt zu werden!

Anderen jungen Autoren, weniger linksradikal als konkret demokratisch und antifaschistisch, fällt die Parteinahme leichter; sie wissen, wo sie stehen, und zweifeln nicht, auf welcher Seite der Barrikaden sie 1918 aktiv gewesen wären. Arno K. Reinfrank schließt seine 1968 erschienenen „Deutschlandlieder zum Leierkasten“ mit einer „Walze“ von der „Zuversicht“, in der er den Geist der Erhebung, den Geist von gestern, ironisch als nicht tot zu kriegen feiert: „... der liebe große Tote, / das ist der neue bessre Geist, / der einstmals purpurrote. / Es ist der Geist von Lenins Geist, / dem wächsernen Schneewittchen, / das man in Moskau eingesperrt / in einem Glassarg-Kittchen. / Es ist der Geist der Republik, / den Hitlers Volk begraben / in Dachau und in Buchenwald, / wo Hoffnungen verdarben.“¹¹ Ebenso wenig hat Gerd Semmer alle 1918 begrabenen Hoffnungen einfür allemal abgeschrieben. In seiner Moritat „November-November“¹² verkündet er frech und frei, daß die damals eingeleitete Revolution noch nicht vorbei, daß über sie noch nicht das letzte Wort gesprochen worden ist. Der Refrain mit der Moral: wir denken, und ihr lenkt die Geschichte, wird in der Schlußstrophe umfunktioniert: „Denn erstens kommen wir drauf, wer das lenkt, / und zweitens kommt dann anders, als ihr denkt!“ Auch Guntram Vesper hält die Restaurationsepoke zwischen 1918 und 1968 für ein Zwischenspiel, dessen Ende mit den Osterunruhen schon begonnen hat. In seinem Agitationstext „Zum 50. Jahrestag. Die Tradition erinnert“ sieht er den 1918 abgebrochenen Aufstand erneut losbrechen: „... Ich wünsche daß eiserne Rolläden rasseln / Streiks organisiert werden, Krawalle ausbrechen / Notstand / Aufstand / Standrecht / Und endlich schlägt eine Faust / die Linke / Dieses ausverkaufte Kaufland zusammen / Denn / Hier wurde alles zu Schleim und Beschiß / Hier ist nichts mehr zu retten.“¹³

Auf der Suche nach revolutionären Leitbildern stoßen die Dichter im Gefolge der demonstrierenden Studenten allerdings eher auf die Helden und Führer der

¹⁰ K. H. Janßen, „... ich fahr und weiß nit wohin.“ Die schöne Revolution des Sozialdemokraten Kurt Eisner, Die Zeit 8/69, S. 22.

¹¹ Arno K. Reinfrank, Deutschlandlieder zum Leierkasten, Satirische Balladen, Illustriert von Uwe Witt, Berlin 1968, S. 73 f.

¹² Gerd Semmer, November — November, Agitation, Sondernummer der Werkhefte des Arbeitskreises für Amateurkunst, Oberhausen 1968, S. 74.

¹³ Agitprop-Splitter, Erlangen 1967, S. 10.

Befreiungskämpfe in der dritten Welt. „Nicht der russische Oktober, sondern Dien Bien Phu, der Große Marsch, Castros Guerilla- und Titos Partisanenkämpfe, das wären Ereignisse, die sich heute als Mythen noch feiern ließen, also als etwas, das wiederkehren kann, muß, wird“¹⁴, erklärt Reinhard Baumgart. Die Agitpropsammlung der Erlanger Zeitschrift „Splitter“, die zur Jahreswende 1967/68 den Aufbruch einer neuen linken Literatur dokumentiert, feiert den Griechen Theodorakis, den Vietnamesen Ho Chi Minh, den Chinesen Mao Tse Tung, den Kubaner Fidel Castro und den Wahlbolivianer Che Guevara als Vorkämpfer. Das für die vorrevolutionäre Emotionalität der literarischen Avantgarde kennzeichnende Gedicht Erich Frieds zum Tode Che Guevaras¹⁵ beklagt den Tod des Revolutionärs mit einem liturgischen Pathos, das den vom Expressionismus geprägten dichterischen Zeugnissen zur Ermordung Luxemburg und Liebknechts ähnelt; das Pathos wirkt beschwörend und versucht durch eine aktionistische Gestik zu ersetzen, was an konkreter Bezugnahme auf den Feind im eigenen Land fehlt. In der Tat: wie erst vermittelt durch die studentischen Solidaritätsaktionen für den Freiheitskampf der Vietnamesen und anderer Völker der Dritten Welt die Gestalten der deutschen Revolutionäre von 1918 erneut in der Jugend lebendig geworden sind, so findet die Literatur der Gegenwart den Anschluß an die revolutionären Traditionen Deutschlands erst auf dem Umweg über die überseeischen Aufstände. Reiner Rowald stellt in seinem Protestsong „Wie viele haben sie schon umgebracht“ die Verbindung zwischen Luxemburg und Liebknecht, Che Guevara und Martin Luther King, Benno Ohnesorg und Rudi Dutschke her¹⁶; alle wurden Opfer verbrecherischer Anschläge einundderselben Clique, die mit allen Mitteln der Gewalt die Herrschaft des Kapitals aufrechtzuerhalten versucht.

Der Che-Mythos, der 1968 gerade in der Bundesrepublik in vielen literarischen Zeugnissen Ausdruck fand, signalisiert die plötzlich ausgebrochene Sehnsucht nach revolutionären Triebkräften und dokumentiert zugleich die Vergessenheit und die Ignoranz, in die nahezu alle Vorbilder der Revolution im eigenen Land gefallen sind. Das 1926 von Mies van der Rohe in Berlin für Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht errichtete Denkmal wurde 1933 von den faschistischen Bilderstürmern zerstört. 1968, fünfzig Jahre nach dem revolutionären Auftreten der deutschen Arbeiterführer, fordern West-Berliner Studenten, Künstler und Schriftsteller die Wiedererrichtung der Gedenkstätten und stoßen dabei nicht nur auf den Widerstand der amtlich geschützten Kalten Krieger, sondern auch auf die schroffe Ablehnung des einstigen Erbauers, der sein eigenes Frühwerk nicht mehr wahrhaben will und sich gleichzeitig aus Anlaß der Einweihung der „Neuen Galerie“ einige hundert Meter von der früheren Gedenkstätte als „Begründer der modernen Architektur“ feiern läßt. Die Leugnung eines Monuments, das in den Zwanzigerjahren den Ruhm des Künstlers mitbegründen half, zeigt,

¹⁴ Reinhard Baumgart, Kürbiskern 4/67, S. 82.

¹⁵ Erich Fried, Klage um einen Guerilla, Die Andere Zeitung, 2. 11. 67, S. 9.

¹⁶ Agitation, Oberhausen 1968, S. 64.

welche Folgen der seit Jahrzehnten eingehämmerte Antikommunismus selbst unter den relativ widerstandsfähigen Linksintellektuellen gehabt hat. Viele der noch lebenden Intellektuellen, die 1918 aktiv oder sympathisierend an der Revolution beteiligt waren, stehen heute im bürgerlichen Lager. Kurt Hiller, während und nach dem ersten Weltkrieg einer der Wortführer der Radikalen, widersprach noch kürzlich den studentischen Protesten, er bezeichnete sie als Abenteuersturm und nicht mit den Anliegen seiner Jugend vereinbar. Für manchen, der 1918 mit den machtvollen Aktionen der Arbeiterklasse sympathisierte, blieb das politische Engagement Episode, er agitierte bald wieder oder endgültig auf der anderen Seite der Barrikade. Auch Ludwig Marcuses Erinnerungen an die Revolutionszeit haben episodischen Anstrich, setzen sich aber gegen Bagatellisierungsversuche bourgeoiser Literarhistoriker zur Wehr: „Damals gab es die Sowjetunion, ... die deutschen Jünglinge von 1917 hatten ein Recht, das Land von nebenan für eine himmlische Realität zu halten. Das expressionistische Vertrauen, das heute hohl klingt, war damals voll Überschwang ... Wie sollte der Historiker auf die Idee kommen, daß der Auftrieb, den der deutsche Expressionismus schuf, seine stärkste Quelle nicht in der erhofften Zukunft, sondern in der Existenz des benachbarten Landes hatte.“¹⁷ Hans Erich Nossack erinnert sich nach fünfzig Jahren, daß Rosa Luxemburg und die Ideen des Kommunismus auf ihn und seine literarischen Kollegen einen viel größeren Einfluß ausgeübt haben, als heute allgemein angenommen werde.¹⁸ Erwin Piscator hat noch kurz vor seinem Tod die Bedeutung der Novemberrevolution für seine künstlerische Entwicklung hervorgehoben, und er hat die von ihm vor wenigen Jahren propagierte Wiederbelebung des dokumentarisch-politischen Theaters ausdrücklich als Fortführung der 1918 eingeleiteten Theaterexperimente verstanden. „Lange Zeit bis in das Jahr 1919 hinein waren Kunst und Politik zwei Wege, die nebeneinander herliefen. Im Gefühl war zwar ein Umschwung erfolgt. Kunst war nicht mehr imstande, mich zu befriedigen. Andererseits sah ich immer noch nicht den Schnittpunkt beider Wege, an dem ein neuer Begriff der Kunst entstehen mußte, aktiv, kämpferisch, politisch. Zu diesem Umschwung im Gefühl mußte noch eine theoretische Erkenntnis hinzutreten, die alles das, was ich ahnte, klar formulierte. Diese Erkenntnis brachte für mich die Revolution.“¹⁹ Die bürgerliche Literaturgeschichtsschreibung des Expressionismus und der Neuen Sachlichkeit leugnet allerdings nach wie vor alle politischen Aspekte der literarischen Bewegung um 1918. Karl Ludwig Schneider spricht von einer „rein ästhetischen Revolte“ gegen voraufgegangene Stilzwänge wie Neuromantik und Jugendstil und glaubt sogar, die expressionistischen Lyriker gegen die Kritik von Georg Lukács, der kurz nach 1933 die abstrakte Ekstatik der reinen Ausdruckskunst als Fluchtbewegung dargestellt hatte, in Schutz nehmen zu müssen, weil dem Expressio-

nismus mit gesellschaftlichen Kategorien überhaupt nicht beizukommen sei.²⁰ Außer apologetischen Erinnerungen der älteren, provozierend ernüchternden Glossen der heute vierzig- bis fünfzigjährigen Schriftsteller und einigen wenigen mehr voluntaristischen Anknüpfungsversuchen jüngerer Autoren der Neuen Linken liegen bisher nur wenige größere literarische Gestaltungen von Ereignissen und Figuren der Novemberrevolution vor, die fünfzig Jahre später, unter dem Eindruck der ersten größeren westdeutschen Stabilitätskrise geschrieben worden sind. Arthur Killus hat aufgrund der revolutionären Vorgänge in Hamburg im Spätherbst 1918 ein „Hearing nach fünfzig Jahren“²¹ entworfen, in dem ein Gerichts-, „Vorsitzender“ und ein sachverständiger „Historiker“ durch Befragung der Beteiligten die Ursachen für das Scheitern des Umsturzversuches zu ermitteln versuchen. Die Dokumentation wird zum Lehrstück, sie deckt die Gefährlichkeit revolutionärer Naivität und Spontaneität auf und warnt nachdrücklich vor dem Tatendrang der Schwärmer, Anarchisten und Sektierer, deren blinder Aktionismus dem Klassenfeind in die Hände arbeitet. Das Hearing ist unter dem Eindruck der Zerstrittenheit entstanden, in die die außerparlamentarische Bewegung der Bundesrepublik nicht zuletzt durch die revolutionäre Ungeduld einiger studentischer Gruppen geraten ist. Unter vergleichbaren Vorzeichen steht auch Tankred Dorsts Theaterstück „Toller“,²² dessen Uraufführungen in Stuttgart und Köln zu den bedeutendsten Theaterereignissen der Saison zählten. Für den Autor ist der Titelheld seiner Dokumentartragödie „Symbolfigur für die von Idealisten, Schwärmern und Intellektuellen gegründete Räterepublik ...“, Pazifist, engagierter Dramatiker, effektvoller Redner, sensibler Schauspieler seiner selbst, und wie alle Männer, denen dieser historische Augenblick gehörte, kein Politiker. Seine Handlungen waren effektvolle Improvisationen ...“²³ Dorst hat wiederholt darauf hingewiesen, daß er sein Stück eigentlich gegen sich selbst geschrieben habe, weil er als Literat mit seinen Sympathien viel eher zu Toller neige. Aber das genaue Studium des historischen Verlaufs der Revolution in Bayern wie die kritische Beobachtung der gegenwärtigen Diskussionen und Aktionen innerhalb der bundesdeutschen Linken hätten ihm vor Augen geführt, wie verhängnisvoll es sich auswirken kann, wenn ein Schwarmgeist wie Toller spontan und improvisiert, auf Kosten einer realistischen Einschätzung der Machtverhältnisse, die politische Richtung bestimmt. Der Dramatiker hat sein Stück im Verlauf der offenen Szenenreihung mehr und mehr gegen Toller geschrieben, gegen Tollers abstrakten Humanismus, und damit für seinen Gegenspieler, den Marxisten und Kommunisten Leviné, der nicht seinen Eingebungen folgt, sondern vom Klassenstandpunkt und aus Einsicht in die Notwendigkeit entscheidet, was zu tun ist, beziehungsweise was zu tun noch übrigbleibt, angesichts einer Situation, die

¹⁷ Theater heute 8/67, S. 16.

¹⁸ Zum 50. Jahrestag ..., S. 42.

¹⁹ Zitiert in: Kultur und Gesellschaft, November 1968, S. 2.

²⁰ Karl Ludwig Schneider, *Zerbrochene Formen*, Hamburg 1967.

²¹ Arthur Killus, *Hearing nach 50 Jahren*, Kürbiskern 1/69, S. 5 ff.

²² Tankred Dorst, *Toller*, edition suhrkamp, Frankfurt 1968.

²³ Theater heute, 9/68, S. 21.

²⁴ Vgl. Theater heute 12/68, S. 8 ff.

längst durch blinden Übereifer verloren ist. Die Stuttgarter²⁴ wie die Kölner Inszenierung²⁵ hat gezeigt, daß die Szenenfolge über die Münchener Räterepublik, die der Autor selbst als „Revue“ kennzeichnet, weit mehr hergibt als eine linke Einlage für das bürgerliche Konsumtheater, sie hat wie kein anderes Stück Diskussionen innerhalb und außerhalb des Theaters hervorgerufen — Publikumsdiskussionen, an denen auch Betriebsarbeiter teilgenommen haben —, und die wütenden Angriffe der etablierten Kritik haben klargemacht, daß die Demonstration des Klassenkampfes auf der Bühne selber zu einem Stück aktuellen Klassenkampfes im Kulturbereich geworden ist. „Theater heute“ bemühte sich vergeblich, die „einseitige kommunistische Propaganda“ mit prinzipiellen und historischen Einwänden zu widerlegen, und der Aufruf des Herausgebers Henning Rischbieter, endlich „ein Stück, eine Revue oder was immer über Noske“ zu schreiben, dessen „Entscheidungen in den Jahren 1918 und 1919 historisch und politisch relevanter als die Tollers oder Levinés“ gewesen seien²⁶, verrät deutlich, wie sehr die Reaktion von Dorsts „fatalen“ Augenschein, die Kommunisten „hätten es am Ende doch noch schaffen können“²⁷, betroffen war. Das neue Grass-Stück „Davor“, das sich über die zeitgenössischen APO-Aktivitäten hauptsächlich lustig macht, wurde in mehr als einer bürgerlichen Rezension als Korrektur und Gegenmodell zu Tollers „Revolutionshymne“ angepriesen. Grass füllte eine Marktlücke, um den falschen Eindruck wegzuschaffen, auf der Bühne werde nur noch „Propaganda für den Umsturz“ gemacht!²⁸

Auf der Materialgrundlage seines Toller-Stückes — eine Dokumentensammlung zur Münchener Räterepublik hatte Dorst schon 1966 für die „edition suhrkamp“²⁹ zusammengestellt — hat der Autor das Drehbuch für einen Fernsehfilm angefertigt, der zum fünfzigsten Jahrestag des Endes der Bayrischen Räterepublik vom WDR gezeigt werden soll. Über seine Absichten berichtet er: „Uns interessierte bei der Arbeit nicht die sachliche Analyse und die faktengetreue Dramatisierung eines historischen Ereignisses. Vielmehr kam es uns darauf an, den Zuschauer direkt und provozierend anzusprechen. Wir haben die Möglichkeiten des Fernsehens benutzt, um in Szenen, Szenenpartikeln, Interviews, Statementen und anachronistischen Verfremdung die Ereignisse der Rätezeit zu ver gegenwärtigen, ... auf Porenlichkeit und Porträtreue haben wir verzichtet.“³⁰ Die „Historisierung“ des Stoffes scheint in der Tat geeignet zu sein, auch in den breiten Massen der Fernsehzuschauer ein produktives, zur Auseinandersetzung und zum Weiterdenken anregendes Bild der deutschen Revolution herzorzurufen. Dorst geht mit Recht von erheblichen Vorurteilen gegenüber der Räterepublik aus und versucht, den falschen Vorstellungen „von hinten her“

²⁴ Vgl. André Müller, Ein Stück gegen politische Schwärmer, Dt. Volkszeitung 5/69, S. 11 und Wolfgang Colden, Tollers Rückkehr auf die Bühne, die tat 2/69, S. 9.

²⁵ Henning Rischbieter, Fragmente einer Revolution, Theater heute 12/68, S. 10.

²⁶ ebenda.

²⁷ Theater heute 4/69, S. 30.

²⁸ Die Münchener Räterepublik, Zeugnisse und Kommentar, herausgegeben von Tankred Dorst und Helmut Neubauer, Frankfurt 1966.

²⁹ Theater heute 4/68, S. 21.

beizukommen. „Um den Zuschauer in einer vorgefaßten politischen Meinung nicht zu bestätigen, sondern zu irritieren, nahmen Autor und Regisseur hin und wieder die extremste Gegenposition zu der politischen Haltung der Räterepublik ein: die des Nationalsozialismus. Zum Vokabular des Nationalsozialismus gehört auch der Titel des Films: Rotmord.“³¹ Aufgrund der vorgegebenen Zielsetzung haben nordrhein-westfälische CDU-Politiker beizeiten die Absetzung des Fernsehstücks gefordert — voreilig und ohne Grund! „Rotmord“ (Tankred Dorst, Peter Zadek, Hartmut Gehrke: Rotmord oder I was a German, sonderreihe dtv, April 1969), das rechtzeitig zum Sendetermin am 21. April 1969, dem Zweiten Jahrestag des griechischen Militärputsches, auch als „Ansehbuch“ bei dtv vorgelegt wurde, hat sich selbst um die zumindest vom Textautor beabsichtigte „aufklärende und bewußtseinsbildende“ Massenwirkung gebracht. Die Aufführung ging ins Auge; dank vielfältiger elektronischer Mätzchen am Trickmischpult, deren theoretische Begründung das Team Dorst/Zadek/Gehrke in die Pop-Esoteriker und -Metaphysiker einreihrt, wurde die Revolution allenfalls vom antierten Bürgerschreck in einen modegerechten und angepaßten Bürgerschreck „umfunktioniert“. Die vorgeblichen Verfremdungen aus nazistischer Sicht, in Wirklichkeit mehr Bestätigungen vorherrschender Vorurteile, trugen mehr zur Verwirrung, Hilflosigkeit und Gereiztheit des Fernsehzuschauers bei, als daß sie vorhandene Aggressionen abbauen konnten. Die allenfalls formal aggressive Popmanier der Gegeneinander- und Ineinandersetzung von Dokumentation, Karikatur und Klischee fiel einseitig zu Lasten der dargestellten Räterepublikaner aus. Sie entlastete am Ende diejenigen, die mit dem „Spuk endlich Schluß gemacht haben“: Noske und die Reichswehr, die auf dem Bildschirm die Ruhe und Ordnung wiederherstellen durften! Nicht der Mörder, sondern der Ermordete ist schuld, hatte das Stück allen denen zu sagen, denen die revolutionären Ereignisse nur vom Hörensagen und obendrein antikommunistisch vermittelt sind. Günter Rohrbach, dem Leiter der Fernsehspieleitung des WDR, ging es bei der „Rotmord“-Produktion erklärtermaßen um die Entlarvung jeglicher „Gesinnungsliteratur“, um die Entideologisierung und Entemotionalisierung klassenkämpferischer Geschichtsbilder, die sich auf beiden Seiten der Barrikaden herausgebildet haben. Kein Wunder, daß unter seiner liberaler Aufsicht der einigermaßen klare Antifaschismus des Dorstschen Toller via „Antitotalitarismus“ wenigstens abschnittsweise in subtilen Antikommunismus umgedröhnt wurde. Die Revolutionäre von 1919 wurden unter dem Vorwand, ihre Zerrbilder durch abermalige Verzerrung zu entzerren, wiederum zu Tollhäuslern und Vorbeugehaftkandidaten gestempelt. Was CDU-Stadträte nicht mehr schaffen, bringt eine televisionäre Spukgeschichte mühelos und gewiß ganz gegen den Willen der Verantwortlichen zuwege!

Einwände, sogar aus den Rundfunkräten, gab es bereits, als vor drei Jahren

³¹ ebenda.

Walter Jens' Fernsehspiel „Die rote Rosa“³² gezeigt wurde, obwohl man dem Verfasser alles andere als sozialistische Agitation vorwerfen konnte. Sein zweifelhaftes Verdienst ist es, Rosa Luxemburg und die deutsche Novemberrevolution in die ahistorische Abstraktion einer Schicksalstragödie erhoben zu haben. Die Revolutionärin erscheint in Jens' Dramatisierung ganz und gar als eine Lyrikerin in antikem Gewande, die dank eines Fehltritts unter die Umstürzler und Staatsfeinde gefallen ist. Rosa Luxemburg handelt bestenfalls als tragische Moralistin, sie lamentiert auf weiten Strecken wie ein kränkelnder Schwarmgeist und redet von der Revolution allenfalls wie eine geschwätzige Gesundbeterin. Ungewollt ist das Bild der Ermordeten noch immer vom Geist ihrer Mörder geprägt, die nach der Tat nichts unversucht gelassen haben, den Tod der Arbeiterführerin auf ihren eigenen Leichtsinn zurückzuführen. Jens möchte die „Unschuld“ der Rosa Luxemburg beweisen, so als stände sie vor den Schranken des Gerichts, nicht aber ihre Mörder, die 1933 endgültig zur Macht gekommen sind. Sie wird schließlich „entschuldigt“, indem der Autor ihr mildernde Umstände zubilligt: die Nöte einer einsamen, unverstandenen und vornehmen Frau inmitten von Barbaren! Die deutsche Karikatur der Jungfrau von Orleans spricht nicht durch ihre Sache, die Jens zur zeitbedingten Marotte herabwürdigt, sondern allein durch ihre ins Tragische und Mythische emporstilisierte Persönlichkeit. Kein Wunder, daß in der „Roten Rosa“ kein Mitkämpfer der Luxemburg, nicht einmal Karl Liebknecht, erwähnt wird, geschweige denn: selber auftritt.

Es geht Walter Jens in seinem Lehrstück, das zum Rührstück geriet, überhaupt nicht um die Frage, für was Rosa Luxemburg lebte und für was sie starb, sondern allein um ein moralphilosophisches Problem, das gänzlich abstrakt und klassenneutral abgehandelt wird. Er ringt mit den immerwährenden Nöten des Bürgers im Angesicht der Revolution. Er fragt, ob die revolutionäre Bewegung „rein“ bleiben kann, ob sie einzelne Menschen töten darf, um dafür die Menschheit zu retten, und ob die Geschichte den Handelnden schließlich von seiner Schuld frei spricht.³³ Hinter diesen Fragen und Zweifeln steht über groß das schlechte Gewissen des bürgerlichen Intellektuellen vor der Revolution, es wird freilich nicht politisch, sondern höchstens psychologisch abgehandelt. Der Autor ersehnt stellvertretend für seinesgleichen den Wechsel und möchte sich gleichzeitig aus allem heraushalten: eine „Problemlage“, mit der vor Walter Jens bereits die deutschen Expressionisten, die die Erhebung der Arbeiter mehr gefeiert als aktiv gefördert haben, „gerungen“ haben, ohne andere als private Lösungen zu entwickeln.

Trotz der unhistorischen Perspektive ist es Jens beinahe wider Willen gelungen, die Gestalt der Revolutionärin ins Gedächtnis der bundesdeutschen Öffentlichkeit zurückzurufen. Sein Stück löste bereits 1966 eine lebhafte publizistische Diskussion aus, ohne die die gegenwärtige Luxemburg-Renaissance³⁴ kaum denk-

³² Bayrisches Fernsehen, 1. 9. 66, 1. Programm, 20.15 Uhr.

³³ Vgl. Interview mit Josef Schleifstein zum Fernsehstück „Die rote Rosa“, Marxistische Blätter 6/1966, S. 24 ff.

³⁴ Vgl. auch Robert Steigerwald, Falschspiel um Karl und Rosa, die tat 5/69, S. 8.

bar gewesen wäre. Andere Schriftsteller, vor allem Gerhard Zwerenz, haben Rosa Luxemburg gegen die „rote Rosa“ verteidigt und festgestellt, die kommunistische Revolutionärin sei „nicht ohne weiteres bürgerlich verfügbar“.³⁵ Getreu dem Ratschlag der Kalten Krieger, daß nur ein toter Kommunist ein guter Kommunist sei, hat die deutsche Arbeiterführerin heute Freunde erhalten, die in jenen kritischen Tagen kaum die Plakate von den Häuserwänden gerissen hätten, die zum Mord an Luxemburg und Liebknecht aufriefen. So spricht heute Professor Carlo Schmidt in einer Vorlesung, in der er die Forderung der Studenten nach einer Stellungnahme zu den Notstandsgesetzen rundheraus ablehnt, mit erhobener Stimme von der „zarten und klugen Frau“, und sein preußisch-konservativer Kollege Michael Freund reiht sie bedenkenlos in einen Sammelband über den Liberalismus ein. Ihr aus dem Zusammenhang gerissenes Zitat, daß Freiheit immer die Freiheit des Andersdenkenden sei, gehört inzwischen zu den geflügelten Worten der akademischen und publizistischen Reaktion gegen die leidergottete so unduldsame Linke unserer Tage.

Zwei Jahre nach der Fernsehaufführung der „Roten Rosa“ erschien die deutsche Revolutionärin erneut auf dem bundesrepublikanischen Bildschirm. Die Revue „Über den Gehorsam“, die zum Antikriegstag 1968 aus dem Deutschen Schauspielhaus Hamburg übertragen wurde, eine Koproduktion der Autoren Claus Hubalek und Egon Monk, stellte in einer zentralen Szene die Kampfdemonstration Berliner Arbeiter vom 6. Januar 1919 dar. Liebknecht und Luxemburg standen abseits und versuchten mit allen Mitteln, die Revolution abzuwiegeln und abzuwürgen. Die Szene „Gehorsam der Revolutionäre“ versuchte den historisch falschen Eindruck zu erwecken, zwischen den aufgebrachten Massen und ihren zaghaften, feigen und schwankenden Führern habe eine unüberbrückbare Kluft bestanden. Die revolutionäre Disziplin der sozialdemokratischen und kommunistischen Parteimitglieder wurde bedenkenlos dem wilhelminischen Kadavergehorsam gleichgesetzt und als wesentlicher Faktor dargestellt, an dem die Revolution 1918/19 endgültig gescheitert sei. Bezeichnenderweise traten, genau wie bei Walter Jens, die Vertreter der Konterrevolution überhaupt nicht ins Blickfeld; Revolutionäre machten die Sache unter sich ab. In der undifferenzierten Gegenüberstellung von „Funktionären“ und „spontanrevolutionären Massen“ war deutlich der Einfluß der KP-Kritik aus dem antiautoritären Lager zu spüren, jede Form der Organisation, der Disziplin und des Abwägens wurde als konterrevolutionär verdächtigt.

Weniger öffentliche Wirkung ist von den epischen Gestaltungsversuchen der Novemberrevolution ausgegangen, die in den letzten Jahren entstanden sind. Nicht zufällig sind beide Werke, die hier in Betracht kommen, von Arbeiterschriftstellern geschrieben, deren Erinnerungsvermögen noch bis in die Tage der Novemberrevolution zurückreicht. Robert Wolfgang Schnell erzählt in seinem

³⁵ Gerhard Zwerenz, Der Bildschirm als Nationaltheater, Die Zeit, 23. 9. 66, S. 23 f.

Roman „Erziehung durch Dienstmädchen“³⁶ Episoden aus den Spartakuskämpfen an Rhein und Ruhr aus dem Blickwinkel eines ungefähr fünfjährigen Jungen. Die Klein-Moritz-Perspektive, ein beliebtes Verfahren in der westdeutschen Romanliteratur, das dem Autor die kritische Distanz zum Stoff erspart, genügt allerdings nicht, um die gesellschaftlichen Zusammenhänge des Geschehens begreiflich zu machen. Der Ausschnitt aus der Geschichte der deutschen Revolution, die Kämpfe zwischen Spartakisten und Freikorpssoldaten in der Gegend um Wuppertal, beobachtet durch das Temperament eines aufgeweckten Gassenjungen, bringt allzu wenig von den Klassenauseinandersetzungen jener Jahre ins Blickfeld; das große Thema fällt der Forschungsperspektive des Erzählers zum Opfer. Die revolutionären Vorgänge werden zum Abenteuer, zur Kindheitserinnerung verkürzt, und selbst wenn im dritten Teil des Romans die bewaffneten Kämpfe selbst in den Mittelpunkt des Geschehens rücken, reicht die Grimmeleien-Manier des von den pittoresken Einzelheiten überwältigten Autors nicht aus, um den historischen Moment literarisch glaubwürdig zu dokumentieren.

Der Roman von Robert Wolfgang Schnell ist allerdings trotz seiner erzählerischen Unzulänglichkeiten geeignet, Sympathien für die Revolutionäre von damals zu wecken und die Tragik der versäumten Stunden bewußt zu machen. Obwohl dem Milieu nach kaum weniger im Privaten verhaftet, leistet der Bergarbeiterroman von Bruno Gluchowski „Der Honigkotten“³⁷ bedeutend mehr zur Aufhellung und Vergegenwärtigung der deutschen Revolution. Zwar bleiben die revolutionären Aktionen der Arbeiter und Soldaten an der Ruhr im Hintergrund und die Hauptfigur verharret ihnen gegenüber in abwartender oder resignativer Stellung, aber in der Abfolge der Ereignisse tritt die Kontinuität des Klassenkampfes und seiner Einwirkungen auf die Entfaltungsmöglichkeiten des einzelnen klar in Erscheinung. Die Kämpfe von 1918 stehen in einer langen Kette von Auseinandersetzungen zwischen Arbeitern und Kapitalherren, sie sind kein einmaliges Ereignis, sondern die notwendige Folge andauernder widernatürlicher Zustände. Auch andere Mitglieder der Dortmunder Gruppe 61, Edgar Struchold, Emil Scharnowski und Arthur Granitzki, schreiben gegenwärtig an „Arbeitermemoiren“, und es steht zu hoffen, daß die im Entstehen begriffenen Werke helfen, in der Arbeiterschaft das historische Bewußtsein wiederzubeleben, das Voraussetzung für eine produktive Einschätzung der gegenwärtigen Klassenkampflage ist.

Fünfzig Jahre nach der mißlungenen Novemberrevolution, in einem Jahr, in dem die Straße zum ersten Mal seit Jahrzehnten wieder zu einem Ort politischer Aktionen und Entscheidungen wurde, in dem der Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung zum wichtigsten Gesprächsstoff gedieh und in dem ein Attentat auf eine der lautersten Gestalten der demokratisch-sozialistischen Bewegung

³⁶ Robert Wolfgang Schnell, *Erziehung durch Dienstmädchen*, Neuwied 1968.
³⁷ Bruno Gluchowski, *Der Honigkotten*, Roman, Frankfurt 1966.

gewaltsam und unfreiwillig die Erinnerung an die Ermordung der bedeutendsten deutschen Arbeiterführer wachrief, gibt auch die bundesrepublikanische Literatur unmißverständlich zu verstehen, daß sie das Rotwerden nicht verlernt hat. Die blaue Blume wird wieder rot, sie schimmert in vielen Rottönen. Auf die Schriftstellerumfrage des „Spiegel“ „Ist eine Revolution unvermeidlich“ antwortet im Sommer 1968 die Mehrzahl der Befragten uneingeschränkt zustimmend.³⁸ Was sie unter Revolution verstehen, angefangen von der „qualitativen Metamorphose“ Walter Jens' über die „Seelenrettungsrevolution“ Carl Amerys bis zur „großen Wandlung“ Paul Celans, umfaßt die ganze Skala revolutionärer Utopien, deren Modelle in den letzten hundert Jahren in Europa ersonnen wurden. Sie zu bündeln, sie zu konkretisieren und zu verwirklichen: wir hoffen, daß dazu weniger als noch einmal fünfzig Jahre nötig sind!

³⁸ Ist eine Revolution unvermeidlich?, 42 Antworten auf eine Alternative von Hans Magnus Enzensberger, Hamburg 1968.

An die Schriftstellerverbände der Rumänischen und Jugoslawischen Volksrepublik

Sie haben Günter Grass zwischen dem 13. und 19. Mai 1969 zu Lesungen nach Belgrad und Bukarest eingeladen. Bliebe es nur bei einer Autorenlesung, wäre es überflüssig, diesen offenen Brief zu schreiben.

Günter Grass wird nicht nur aus seinen Werken lesen. Zusammen mit dem westberliner Germanisten Eberhard Lämmert wird er Vorträge über die „deutsche Literatur“ halten. Das Auswärtige Amt der Bundesrepublik hat anlässlich dieser Veranstaltungen den Börsenverein des Deutschen Buchhandels beauftragt, in den Hauptstädten Ihrer Länder eine Kollektion von „Büchern, Taschenbüchern und Zeitschriften“ auszustellen, „die für die Nachkriegsliteratur in der Bundesrepublik bedeutend sind“. Grass und Lämmert haben die Auswahl der Titel besorgt. Da lediglich 60 westdeutsche Verlage die Gelegenheit haben, sich an dieser Ausstellung zu beteiligen, ehrte es uns um so mehr, daß wir für die Kollektion in Belgrad und Bukarest vorgeschlagen wurden.

Wir halten Kontakte, durch die literarische Produkte unseres Landes bei Ihnen verbreitet werden, für außerordentlich wichtig. Damit könnten Vorurteile abgebaut werden, die zwischen unseren Völkern bestehen.

Auch die Regierung und die herrschenden Parteien unseres Landes sind der Meinung, daß es speziell zwischen den europäischen sozialistischen Ländern und der Bundesrepublik viele „Vorurteile“ gebe. Als ein solches Vorurteil bezeichnen sie die Ansicht, daß in Westdeutschland Revanchismus, Militarismus und Reaktion immer mehr das politische Leben bestimmen. Ihre Anstrengungen, dem Ausland klarzumachen, daß dies nicht zutreffe, sind beträchtlich. Man müsse darauf hinweisen, meinen sie, daß die politische Entspannung in Europa nicht von der Bundesregierung, sondern vor allem von den Regierungen der DDR und der UdSSR verhindert werde. Dabei geben viele von ihnen zu, daß in der Bundesrepublik aggressive Kräfte zwar vorhanden, seit dem Eintritt der SPD in die Regierung der Großen Koalition aber schrittweise in die Schranken verwiesen worden seien. Aus diesem Grund müsse diese SPD mit allen Mitteln unterstützt werden, damit künftig die restaurativen und neonazistischen Kräfte gänzlich zurückgedrängt werden.

Neben Willy Brandt und Gustav Heinemann gilt Günter Grass als einer der markantesten Vertreter dieser Richtung.

Wie uns die Einladung des Börsenvereins zur „Ausstellung moderner deutscher

Literatur in Belgrad und Bukarest“ verrät, werden Günter Grass und Eberhard Lämmert gewiß nicht vordergründig über die politische Problematik unseres Landes sprechen. Dabei ist es von zweitrangiger Bedeutung, inwieweit wir und andere Literaten der Bundesrepublik das Urteil von Grass und Lämmert über die westdeutsche Nachkriegsliteratur teilen. Die Literatur lebt von Auseinandersetzungen. Wenn wir die Vorträge der beiden Referenten erhalten, werden wir uns dazu äußern.

Allerdings meinen wir schon heute, daß die geplanten Veranstaltungen im „südosteuropäischen Raum“ — um einen gängigen Begriff der Bonner Außenpolitik zu benutzen — weniger literarischen als politischen Charakter haben.

Es ist kein Zufall, daß das Bonner Auswärtige Amt gerade das Unternehmen Grass unterstützt. Ist es ein Zufall, daß eine marxistische Zeitschrift wie der „kurbiskern“ zu dieser Buchausstellung eingeladen wird?

Wir halten dies nicht für einen Zufall. Schließlich geht es der Bundesregierung darum, mit der Existenz einer linken Opposition den „Beweis“ für die „freiheitlich demokratische Grundordnung“ der BRD zu liefern. Was könnte die demokratische Gesinnung unserer Regierung besser demonstrieren, als daß sie in edler Selbstverleugnung ausgerechnet jene Literatur exportieren läßt, die das in der Bundesrepublik herrschende System von Grund auf verändern will? Diese Selbstverleugnung überrascht uns. Die linke Opposition kommt sonst nicht in ihren Genuß. Sollte ihr Zweck nicht darin bestehen, die Argumentation der DDR, die die Politik der Bundesregierung seit Jahr und Tag als friedensgefährdend anprangert, als Panikmache erscheinen zu lassen? Mit einem kleinen Taschenspielertrick die Warnungen der UdSSR vor dem wachsenden westdeutschen Neonazismus als Ablenkungsmanöver von den Konflikten im sozialistischen Lager denunzieren zu lassen? Es ist offensichtlich: Zweifel an einer aggressiven westdeutschen Expansionspolitik lassen sich in den sozialistischen Ländern am besten dadurch erzeugen, indem man eine radikale literarisch-politische Opposition nicht nur duldet, sondern fördert — sprich: nach Belgrad und Bukarest befördert. Das Ausstellungsprogramm für Athen, Madrid oder Lissabon sähe etwas anders aus.

Was Ihnen hier vorgespielt werden soll, ist das scheinbar „freie Spiel der Kräfte“, eine der bürgerlichen Lieblingsvorstellungen, die allerdings jeden Reiz verliert, wenn man weiß, daß sie aus den Schaltzentralen des staatsmonopolistischen Kapitalismus kommt, wo über Wirtschaft und Politik unseres Landes autoritär und im Eigeninteresse einer winzigen Schicht entschieden wird. Dieses „freie Spiel der Kräfte“ beschert uns militaristische und halbfaschistische Literatur in Millionenauflagen, deren bloße Existenz Ihnen mehr Aufschluß über die wahren Machtverhältnisse in der Bundesrepublik gibt als Reden von Günter Grass und das Ausstellungsgut in Bukarest und Belgrad. Die Fiktion dieses „freien Spiels der Kräfte“ — die nicht nur in Belgrad oder Bukarest nützlich ist — erweist sich spätestens an unserer Wirklichkeit. Die Behauptung ist nicht übertrieben, daß jede

An die Schriftstellerverbände der Rumänischen und Jugoslawischen Volksrepublik

demokratische Initiative unserer Bevölkerung gegen den Willen der herrschenden Klasse und ihrer Regierung durchgesetzt werden muß. Wer allerdings allein den Umstand, daß es bei uns eine demokratische und sozialistische Opposition geben kann, bereits für die beruhigende Garantie einer funktionierenden Demokratie hält, verwechselt den Selbstbehauptungswillen unseres Volkes mit dem System seiner Feinde. Mit diesem rein formalen Demokratiebegriff, der die wirtschaftlichen und damit politischen Machtverhältnisse außer acht läßt, ist dem Charakter des in unserem Lande herrschenden Systems und seiner Dynamik nicht beizukommen.

Es ist hier nicht der Platz, die vielen Streitpunkte über die Rolle von Günter Grass in der Bundesrepublik auszubreiten. Trotzdem wollen wir unsere prinzipielle Meinung zu ihm skizzieren.

Grass wird von alten und neuen Nazis als „Schmutz- und Sumpfliterat“ denunziert. Diese Kakophonie ist Ihnen aus unserer Vergangenheit wohl bekannt. Sie wissen auch, daß es inzwischen — und dies bereits seit eineinhalb Jahren — viermal soviel Wähler der neonazistischen NPD gibt als die NSDAP 1928 auf sich vereinigen konnte. Ungeachtet tiefgehender Meinungsverschiedenheiten mit Günter Grass verteidigen wir ihn gegen den schlimmsten Feind unseres Volkes und aller europäischen Völker — gegen den Neofaschismus, der sich bei weitem nicht auf die NPD beschränkt.

Das fällt uns nicht leicht, denn Grass gehört zu denen, die sich der gefährlichen Demagogie der Gleichsetzung des sogenannten „Links- und Rechtsradikalismus“ befleißigen. Eben mit dieser Demagogie werden nach wie vor die demokratischen Widerstandskräfte unseres Volkes gelähmt. Seit jeher wurde mit dieser Formel die Liquidierung der Linken propagandistisch vorbereitet und damit eine entscheidende Voraussetzung der Aggression nach außen vollzogen. Der Antikommunismus und die Unduldsamkeit, deren sich Grass mit Hilfe der großkapitalistischen Massenmedien gegen die Linke seines eigenen Landes bedient, unterscheiden sich kaum von der reaktionären Propaganda. Beispielsweise wirft er in der Zeitschrift „twen“ 1/69 den „Nationalsozialisten Joseph Goebbels und den Kommunisten Walter Ulbricht“, das „SDS-Mitglied Christian Semler und den Faschisten Benito Mussolini“ in einen Topf.

Trotzdem halten wir daran fest, daß Günter Grass für uns ein potentieller Verbündeter gegen den Neonazismus bleiben muß.

Wir meinen aber auch, daß Günter Grass mit dem Image des unbequemen oppositionellen Literaten — genauer gesagt: mit dem, was davon noch übrig geblieben ist —, sich dort hervorragend einsetzen läßt, wo die Illusionen über die progressive Rolle der offiziellen SPD-Politik auf fruchtbaren Boden fallen sollen. Wer eignet sich dafür denn besser als der institutionalisierte Widerspruch Günter Grass, der zugleich die Ziele der rechten Sozialdemokratie propagiert und mit Nachdruck betont, daß er als unabhängiger Geist sich vom Parteivorstand nichts vorschreiben lasse?

An die Schriftstellerverbände der Rumänischen und Jugoslawischen Volksrepublik

Die Großbourgeoisie fährt auf allen Geleisen, die ihr nützen: um sich außenpolitisch nicht gänzlich zu isolieren, ist sie heute dringend auf die Illusionen ausländischer Sozialisten über die Rolle der SPD angewiesen. Die Unterstützung ihrer Innen- und Außenpolitik durch die SPD ist für sie eine Lebensfrage.

Wir haben uns entschieden, an der Ausstellung in Belgrad und Bukarest teilzunehmen. Um nicht vor den Karren der Bonner SPD gespannt zu werden, haben wir die Ausstellungsleitung gebeten, folgendes Zitat, in einer fotografischen Vergrößerung, auf dem für uns vorgesehenen Tisch, plazieren zu lassen:

„Die Analyse des deutschen Imperialismus ist für Außenstehende schwer nachvollziehbar. In einem Land, in dem Nationalismus und Neonazismus von der NPD bis in die Vertriebenenverbände und die CDU/CSU reichen, scheint eine Massenpartei wie die SPD, die nach wie vor den größten Einfluß auf die Gewerkschaften hat, ein wahres Kernstück der Demokratie zu sein. Dch es gehört gerade zu den Traditionen des deutschen Imperialismus, daß im objektiven und subjektiven Zusammenspiel zwischen der Reaktion und der rechten Sozialdemokratie seine größte Gefahr besteht.“ (kürbiskern 1/69, S. 129)

Vor fünfzig Jahren waren es die rechten Sozialdemokraten, die als nur gar zu willige Instrumente des Großkapitals die deutsche Revolution verrieten, ob in Berlin, im Ruhrgebiet oder in Bayern. Als die Münchner Rote Armee im April des Jahres 1919 bei Dachau von den Weißgardisten und den Truppen des sozialdemokratischen Ministers Gustav Noske geschlagen wurde, kam unter den bewaffneten Arbeitern (Kommunisten und Sozialdemokraten) die Lösung auf: „Bei Dachau sehen wir uns wieder.“ Man sah sich wieder — 1933. Sozialdemokraten, Kommunisten, Sozialisten und Christen — in der Uniform der KZ-Häftlinge; auch die Sozialdemokraten, die seinerzeit den Einsatz der Reichswehr befürwortet hatten. Auf der anderen Seite standen die aktivsten Weißgardisten — in der Uniform der SS. Alle Welt weiß, was dann kam.

Heute beweist die gemeinsame Politik mit Kiesinger und Strauß, daß die rechten Sozialdemokraten wieder zu allem bereit sind. Von einer SPD-Führung, die Notstandsgesetze ermöglicht und Gesetze zur Vorbeugehaft, eine Neuauflage der faschistischen Schutzaftbestimmungen, vorbereitet, ist nichts anderes zu erwarten als von den Gustav Noskes. Meinen Sie, die rechten Sozialdemokraten würden auch nur einen Augenblick zögern, die Konterrevolution in den sozialistischen Ländern zu bedienen?

Die Politik der Bundesregierung ist ein Eckpfeiler in der globalen Strategie des Imperialismus: wenn Strauß, Kiesinger oder Brandt Europa sagen, meinen sie in Wirklichkeit die Vormachtstellung des westdeutschen Imperialismus. Diese Politik ist besonders gefährlich, weil sie von einer Veränderung der europäischen Grenzen ausgeht. Nachdem die Politik des offiziellen Roll-Back der politischen Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges gescheitert ist, setzt man auf eine Politik der Zersplitterung des sozialistischen Lagers. Die Bundesregierung und ihre Propagandisten bedienen sich dabei *scheinbar* nationaler Interessen der einzelnen sozia-

An die Schriftsterverbände der Rumänischen und Jugoslawischen Volksrepublik

listischen Staaten, um einen nach dem anderen mit wohlklingenden Phrasen einer wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit an sich zu binden und sodann alle voneinander zu isolieren.

Die sozialistischen Länder sowie die Sozialisten und Demokraten der kapitalistischen Länder hätten diese sogenannte „neue Ostpolitik“ mit Hohngelächter quittiert, wäre sie von den bekannten Parteien des Großkapitals getragen worden. Nur die deutschen Sozialdemokraten, die sich durch eine scheinbar konsequente Opposition gegen die Politik Adenauers legitimiert hatten und die eine bedeutende demokratische Tradition sowie das Vertrauen eines großen Teiles der Arbeiterklasse unseres Landes besitzen, konnten diese Politik glaubhaft vertreten. Neben anderen Gründen war deshalb der Eintritt der SPD in die Regierung der Großen Koalition nicht nur möglich, sondern auch erwünscht, denn die Monopolbourgeoisie rechnete sich aus, mit ihren Erfüllungshilfen in der SPD-Führung die wahren Absichten ihrer Innen- und Außenpolitik verschleiern zu lassen. Sie wollte sich sowohl der Illusionen der Massen über die Rolle der SPD-Führung und deren nach Zeit und Ort variierten Antikommunismus bedienen.

Wir müssen und wollen gemeinsam mit allen Sozialdemokraten gegen Neonazismus und Reaktion kämpfen. Heißt das, daß man der Demagogie ihrer Führung und ihrer Propagandisten — aus taktischen Gründen — schweigsam gegenübersteht?

Wir meinen, wer heute im Kampf gegen den westdeutschen Imperialismus den Verlockungen und Illusionen dieser rechten Sozialdemokraten nachgibt, schadet nicht nur der westdeutschen Linken sondern auch sich selbst. Eine Entspannung auf diesem Wege ist bloßer Schein. Dieser Schein könnte uns alle teuer zu stehen kommen.

München, 1. Mai 1969

Redaktion „kürbiskern“

Postskriptum:

Die Süddeutsche Zeitung vom 8. Mai 1969 berichtet: „Der Schriftsteller Günter Grass wird am kommenden Montag in Belgrad eine Buchausstellung deutscher Schriftsteller der Nachkriegszeit eröffnen. Er wird während seines viertägigen Aufenthalts in Jugoslawien auch aus seinem Roman ‚Die Blechtrommel‘ und aus seinem lyrischen Werk lesen und sich an einer Diskussion mit Studenten beteiligen. Grass sagte auf einer Pressekonferenz im Auswärtigen Amt, man wolle über die üblichen Lesungen hinaus ein breites Spektrum der deutschen Nachkriegsliteratur in sozialistischen Ländern bekannt machen, in denen zum Teil noch einseitig das Bild Deutschlands aus der DDR beeinflußt werde.“

Anmerkungen

Raimons Gedicht wurde von Walter Fritzsche übersetzt.

Eduard Claudius, geboren 1911 in Buer-Gelsenkirchen, hatte sich schon frühzeitig der revolutionären Arbeiterklasse angeschlossen. Von 1933 bis 1945 mußte er Deutschland verlassen. Er kämpfte in den Reihen der Internationalen Brigaden gegen den Faschismus. Sein erster Roman — „Grüne Oliven und nackte Berge“ (1944) — handelt vom spanischen Bürgerkrieg. Claudius wurde mit dem Literaturpreis der FDGB und dem Fontanepreis der DDR ausgezeichnet. Er war Botschafter der DDR in Hanoi. 1961 erschien sein Buch „Als die Fische die Sterne schluckten“, in dem der Autor Märchen und Sagen der Völker Vietnams, Laos' und Kambodschas erzählt. Mit freundlicher Genehmigung des Autors entnehmen wir diesem Band die drei Märchen aus Vietnam. Eduard Claudius lebt heute in Potsdam.

Xuan Diêu, geboren 1917 in der Provinz Ha Tinh (DRVN), war einer der bedeutendsten Vertreter der romantischen Strömung „Neue Poesie“. In den Jahren nach der Revolution von 1945, die er enthusiastisch begrüßte, wandte er sich einer realistischen Darstellung zu. Verschiedene Gedichtbände, Verfasser von Essays und Literaturkritik aus den Jahren 1938 bis in die Gegenwart. Das vorliegende Gedicht wurde von Helmut Heinrich aus dem Französischen übersetzt. Es ist dem Band „Nächte auf dem Marsch, Lyrik und Prosa aus Vietnam“, Verlag Volk und Welt, Berlin 1968, entnommen.

Le Xuan Thu, Soldat der Nationalen Befreiungsfront. Das Gedicht ist dem Buch von Madeleine Riffaud, „Unsichtbare Brücken“, Verlag Neues Leben, Berlin 1968, entnommen.

To Huu, geboren 1920 in Huê (Zentral-Vietnam). Huu Lyrik ist eine einzigartige Synthese von aktuellen revolutionären Inhalten und den Traditionen der klassischen und der volkstümlichen Poesie. Huu ist Sekretär des Zentralkomitees der Partei der Werktätigen Vietnams und für Fragen der Kultur verantwortlich; er ist Mitglied im Vorstand des Schriftsterverbandes. Veröffentlichung verschiedener Gedichtbände. Deutsche Fassung des Gedichts „Mutter Suot“ von Hannes Stütz und Gabriele Sprigath (aus dem Französischen).

Nguyen Trung Tanh, Schriftsteller in Süd-Vietnam. Die Erzählung „Im Wald“ ist dem Sammelband „Le peigne d'ivoire“ (Der Elfenbeinkamm), Editions Giai Phong, Süd-Vietnam 1967, entnommen. Übersetzung aus dem Französischen: Gabriele Sprigath.

Nguyen Duc Thuan, lebte von 1955 bis 1963 in mehreren Gefängnissen Südvietnams, unter anderem auch in Poulo Condore, einem der berüchtigsten Straflager im Süden. Sein Bericht „Der Sieger“ erschien zuerst in Fortsetzungen im Zentralorgan der Partei der Werktätigen Vietnams. 1967 wurde er im Verlag Thanh Nien, Hanoi, veröffentlicht. Der hier übersetzte Ausschnitt ist in den „Etudes Vietnamiennes“, No. 14, abgedruckt, die von Nguyen Khac Vien in französischer Sprache in Hanoi herausgegeben werden. Deutsche Fassung: Gabriele Sprigath.

Gabriele Sprigath besorgte die deutsche Übersetzung von „Frühling 1969“, dem Gedicht aus der Neujahrsbotschaft des Präsidenten Ho Chi Minh.

Gabriele Sprigath, geboren 1940 in Eisleben, studierte Kunstgeschichte und promovierte über „Themen aus der Geschichte der römischen Republik in der französischen Malerei des 18. Jahrhunderts“ an der Universität München. Sie ist Mitglied der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend (SDAJ) und kam durch Kontakte mit Patrioten aus Vietnam zu ihren ersten Studien über die vietnamesische Kultur. Sie führte für uns das „Gespräch mit Madame Nguyen Thi Binh“.

Cu Huy Can, geboren 1919 in Ha Tinh (Nord-Vietnam), war ein führender Vertreter der romantischen Strömung „Neue Poesie“, trägt jedoch heute innerhalb der Bewegung „Neuer Lyrismus“ wesentlich zur inhaltlichen und formalen Erneuerung der Lyrik bei. Huy Can wurde 1945 in das Nationale Aufstandskomitee gewählt und im gleichen Jahr Mitglied der Zentralregierung. Er veröffentlichte eine Reihe von Gedichtbänden. Cu Huy Can ist gegenwärtig Stellvertreter des Ministers für Kultur.

Che lan Vien, geboren 1920 in Quang Tri (Zentral-Vietnam). Berühmt wurde der Autor durch seinen 1936 veröffentlichten Gedichtband „Ruinen“. Der vorliegende Aufsatz wurde mit freundlicher Genehmigung der französischen Zeitschrift „Europe“, Juli-August 1961, von Gabriele Sprigath ins Deutsche übertragen.

Wolfgang Heise, Professor für Philosophie an der Humboldt-Universität, Berlin.

Heinz Brüdigam, geboren 1929 in Hamburg, lebt als freier Journalist in Wedel/Holstein. Kulturpolitische und zeitgeschichtliche Publikationen in Presse und Funk. Unter anderem: „Wahrheit und Fälschung — Das Dritte Reich und seine Gegner in der Literatur seit 1945“, Röderberg, Frankfurt 1959. „Der Schoß ist fruchtbar noch — Neonazistische, militaristische, nationalistische Literatur und Publizistik in der Bundesrepublik“, Röderberg, Frankfurt 1964/65.

Agnes Hüfner, geboren 1938 in Recklinghausen. Studium der Germanistik und Romanistik; promovierte 1967 in Saarbrücken über „Brecht in Frankreich“. Ihre Dissertation erschien 1968 bei Metzler, Stuttgart, als Buch. Agnes Hüfner war bis zum Herbst 1968 Dramaturgin an den Hamburger Kammerspielen. Sie lebt seither als freie Schriftstellerin in Hamburg und ist Mitglied der Autorengruppe „Hamburg linksliterarisch“.

Frank Benseler, geboren 1929, Cheflektor im Luchterhand-Verlag. Die Vor-Sätze gehen zurück auf einen ausführlichen Beitrag, der unter dem Titel „Über literarische Produktionsverhältnisse“ in „ad lectores 8“ Eduard Reifferscheid zum 70. Geburstag im Luchterhand-Verlag erschienen ist.

Nguyen Thi Binh, geboren 1927, Mathematiklehrerin. Madame Binh stammt aus einer Saigonner Beamtenfamilie. Sie steht seit 1945 im nationalen Befreiungskampf. 1950 kämpfte sie in der Assoziation fortschrittlicher Frauen. Sie leitete am 19. 3. 1950 mit Nguyen Huu Tho, dem heutigen Präsidenten der FNL von Südvietnam, die historische Großkundgebung von 500 000 vietnamesischen Patrioten gegen die Ankunft der 7. US-Flotte in Saigon. Seit 1962 leitete sie zahlreiche Delegationen der FNL im Ausland. Zur Zeit ist Madame Nguyen Thi Binh stellvertretende Leiterin der Delegation der FNL bei den Pariser Verhandlungen.

Jiří Hájek, seit kurzem Chefredakteur von „Tvorba“, einer neuen, in Prag erscheinenden, politischen und kulturpolitischen Wochenzeitung. Der erste Teil des Aufsatzes „Der Weg aus der Krise und die Intellektuellen“ erschien in „kürbiskern“ 2/69. Dieser Aufsatz umfaßt die ersten beiden Kapitel eines Buches, das unter dem Titel „Prag 68 — Handbuch der revisionistischen Demontage“ in unserem Verlag erscheinen wird.

Heinrich Werner, geboren 1933 in Pirmasens, Mitglied des Direktoriums der DFU und Sekretär der Aktion Demokratischer Fortschritt (ADF). Pfarrer Werner war Organisator einer Demonstration von 500 Geistlichen in Bonn gegen die Notstandsgesetze.

Uwe Timm, siehe „kürbiskern“ 2/69

Peter Schütt, siehe „kürbiskern“ 2/69

Der für dieses Heft angekündigte Teil II des Aufsatzes von W. Fritzsche „Die Intellektuellen und die Bayerische Revolution“ erscheint in „kürbiskern“ 4/69.

INHALT

Raimon: „30 Jahre Frieden“

-
- Eduard Claudius: Drei Märchen aus Vietnam
 - Als die Fische die Sterne schluckten
 - Der Schneider und der Mandarin
 - Der Schatten an der Wand
 - Xuan Dieu, Le Xuan Thu, To Huu: Gedichte
 - Nguyen Trung Thanh: Im Wald
 - Nguyen Van Ty: Lied von den Fünf Tonnen Reis
 - Nguyen Duc Thuan: Der Sieger
 - Ho Chi Minh: Frühling 1969
-

KRITIK

- Gabriele Sprigath: Über die vietnamesische Kulturfront
 - Che Lan Vien: Vom Tal der Tränen zur Ebene des Lachens
 - Wolfgang Heise: Warum Poesie?
 - Heinz Brüdigan: Lesebücher — bleibt alles beim alten?
 - Agnes Hüfner: Demokratisierung des Theaters
 - Frank Benseler: Vor-Sätze zur Produktion von Literatur
-

KLASSENKAMPF

- Gespräch mit Madame Nguyen Thi Binh
 - Jiří Hájek: Der Weg aus der Krise der Intellektuellen (II)
 - Heinrich Werner: Ketzereien eines Pfarrers
 - Uwe Timm: Griechische Aspekte
 - Peter Schütt: Novemberrevolution in der Bundesrepublik
 - An die Schriftstellerverbände der Rumänischen und Jugoslawischen Volksrepublik
-

Anmerkungen

Junge Literatur bei Suhrkamp

G. F. Jonke

Geometrischer Heimatroman

144 Seiten. Kartoniert DM 10,—

„Jonkes Sprache ist einerseits von juristischer Kälte, andererseits artmannschen archaisch-idyllischem Detailcharme. Der eigentliche artistische Trick, auf dem das Gelingen dieses Buches beruht — und ich halte dieses Buch über weite Strecken, trotz einer gewissen Symbol- und Handlungsdramasierung für einen der interessantesten und in sich schlüssigsten Romane der letzten Jahre —, ist, daß hier nicht, was angesichts des Themas zu befürchten war, eine Kluft zwischen Stil und Sujet entsteht. Jonke versteht es, eine solche Diskrepanz zu vermeiden. Die moderne Diktion integriert mühelos das archaische Dorf- und Bauernmilieu.“

Helmut Mader in der FAZ

Konrad Balder Schäuffelen

Raus mit der Sprache

72 Seiten. Kartoniert DM 6,—

Konrad Balder Schäuffelen ist kein Unbekannter mehr. Mit verschiedenen Publikationen hat er schon versucht, die — durch die industrielle Fertigung, durch die Tradition bestimmte — Form des Buches zu durchbrechen. Dieser Band ist eine Sammlung von Texten, „Gedichten“, Wortkonstellationen. Schäuffelen hat ohne Zweifel viel aus den Erfahrungen der konkreten Poesie gelernt, er sieht solche Versuche als Ansatzpunkt für Neues. Sein Band ist der Versuch, das Spektrum der Möglichkeiten breiter zu machen.

Oskar Pastior

Vom Sichersten ins Tausendste

Gedichte. 88 Seiten. Kartoniert DM 6,—

Die deutsch schreibenden Rumänen sind in einer merkwürdigen Sprachsituation: der direkte Kontakt zu neuen literarischen Bestrebungen, zur deutschen Sprache überhaupt, ist nur mit Mühe aufrechtzuerhalten. Um so erstaunlicher ist es, daß sich Oskar Pastiors Versuche, die Sprachisolierung zu durchbrechen, mit denen treffen, die eine moderne Literatur in Deutschland anstellt.

Suhrkamp Verlag - 6 Frankfurt/M. - Postfach 2446

film

Uwe Nettelbeck:

Wer gerade geht
wird vorgebeugt
Polizei Justiz Massenmedien

Günter Peter Strascheck:

Nieder mit dem Underground!
Nieder mit dem jungen Film!
Nieder mit den Kulturrevolutionären!

Gespräch mit Marina Vlady

Texte von (aus politischen Gründen) gefeuerten Berliner Filmstudenten:

Film in der Opposition
Film für die Revolution

Kritiken:

„Schade“ von Bergmann,
„Zwei oder drei Dinge“ von Godard,
„Ich bin ein Elefant, Madame“
von Zadek

Kolumne von Peter Handke:

Dummheit und Unendlichkeit

ab 1. März im Buchhandel
oder an allen Kiosken

BEI FRIEDRICH IN VELBER

Friedrich-Verlag, 3001 Velber/Hannover

film

Neuerscheinung im Herbst '69

Jiri Hajek

PRAG '68

**HANDBUCH DER
REVISIONISTISCHEN
DEMONTAGE**

Damnitz Verlag, München

Soeben erschienen:

**ALTERNATIVEN DER
OPPOSITION**

**Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Reinhart Opitz**

Gunnar Matthiessen, Bilanzen · Hans Heinz Holz, Aspekte einer Friedenspolitik · Reinhard Kühn, Faschistische Tendenzen in der Bundesrepublik · Wolfgang Abendroth / Barbara Dietrich, Chancen des Grundgesetzes · Wilhelm M. Breuer, Der geplante Kapitalismus — Garant für Stabilität und Wachstum? · Werner Hofmann, Demokratische Wirtschafts- und Strukturpolitik gegen Vorherrschaft des Großkapitals (Thesen) · Gerhard Bessau, Aktive Lohnpolitik auf Kosten der Profitraten · Steffen Lehndorff, Funktion und Prinzipien oppositioneller Sozialpolitik · Hans See, Mitbestimmung als Weg zur Selbstbestimmung · Elisabeth Bessau, Integrierende und gesellschaftsverändernde Mitbestimmungsmodelle · Kurt Beutler, Demokratisierung der Schule · Werner Petschick, Berufsbildung in der Bundesrepublik · Volker Gerhardt, Entmonopolisierung der Wissenschaft · Horst Holzer / Joseph Schmid, Massenkommunikation in der Bundesrepublik · Angelika Mechtel, Von der Gesellschaft apathisch, passiv und unwissend gemacht: Frauen in der Bundesrepublik · Heinz Jung, Neuer Mittelstand oder neue Arbeiterklasse: die Angestellten und Beamten · Richard Scheringer, Die Bewältigung der wissenschaftlich-technischen Revolution als Problem gesellschaftlicher Veränderung in der Landwirtschaft · Armin Cullmann, Jugend in Aktion · Franz Xaver Stützinger, Thesen zum Sport · Friedrich Hitzer, Intelligenz und Politik · Erasmus Schöfer, Aufgaben und Möglichkeiten literarischer Produzenten in der Bundesrepublik · Conrad Schuhler, Sozialismus oder Barbarei · Martin Walser, Rede an eine Mehrheit · Reinhard Opitz, Grundfragen oppositioneller Alternative und Strategie, Biographische Notizen.
ca. 420 Seiten · zweifarbig glanzkartonierte DM 12,60

Pahl-Rugenstein Verlag Köln Barbarossaplatz 2

Notaktion Vietnam 69

An die Bevölkerung der Bundesrepublik

Als Teilnehmer der Bundesrepublik Deutschland an der Stockholmer Notaktkonferenz für Vietnam vom 16.—18. Mai 1969 wenden wir uns an alle Bürger unseres Landes.

Der Beginn der Pariser Konferenz erweckte in der ganzen Welt die Hoffnung auf Wiederherstellung des Friedens in Vietnam. Aber der Krieg gegen das vietnamesische Volk ist noch nicht zu Ende; im letzten halben Jahr wurde er sogar in grausamster Weise verschärft. Deshalb fanden sich Vertreter der Völker aus allen Kontinenten wieder zu einer Stockholmer Konferenz zusammen, um die notwendigen Schlußfolgerungen aus der jüngsten Entwicklung des Vietnam-Problems zu ziehen und entsprechende dringende Maßnahmen zu beschließen.

Mit diesem Brief veröffentlichen wir die wichtigsten Dokumente der Konferenz und Material über die gegenwärtige Lage in Vietnam. Damit soll sich jeder ein klares Bild von den Ursachen für die Verschärfung des Krieges gegen das vietnamesische Volk machen. Jeder wird dann auch verstehen, warum die Stockholmer Konferenz in ihrem Appell einmütig und ohne Stimmenthaltung den bedingungslosen Abzug aller amerikanischen und fremden Truppen aus Vietnam fordert. Nur so ist ein Friede der Gerechtigkeit in Vietnam zu gewinnen.

Der Stockholmer Appell wird in einer weltweiten Unterschriftenkampagne verbreitet, an der sich jeder beteiligen sollte. Die Unterschriften aus allen Ländern werden alsdann von Vertretern der Stockholmer Konferenz an die amerikanischen Delegierten der Pariser Konferenz weitergeleitet.

Friedrich Hitzer, D. Martin Niemöller, Gabriele Sprigath
Stockholm, 18. Mai 1969

Anschrift:

Dr. Gabriele Sprigath, 8 München 13, Neureutherstraße 13, b. Runge
Telefon: 37 93 26

Wenn nicht anders vermerkt, wurden die Texte dieses Sonderdruckes von F. Hitzer und G. Sprigath aus dem Englischen übersetzt.

Kürbiskern - Zeitschrift für Literatur und Kritik - Verlegt von Hannes Stütz und Manfred Vosz (G. b. R.)
Herausgegeben von Friedrich Hitzer (verantwortlich), Hannes Stütz, Manfred Vosz.
Redaktion: 8 München 23, Maximilianstraße 10, Postscheckkonto München 33 381.
Druck: Exquisit Briefpapier, 8 München 19, Leonrodstraße 17.

Über die Lage in Vietnam

Seit der bedingungslosen Einstellung der Bombenangriffe der USA gegen die Demokratische Republik Vietnam war die Regierung in Washington auch gezwungen, die Nationale Befreiungsfront Südvietnams bei der Pariser Konferenz als Verhandlungspartner anzuerkennen. Diese Anerkennung hatten die USA jahrelang verweigert. Auch die Taktik der protokollarischen Verzögerung konnte dies nicht mehr aufhalten. Allerdings hat auch die Nixon-Regierung die Politik der Täuschung bisher fortgesetzt, an der Lyndon Johnson gescheitert ist. Unter Ausnutzung der weltweiten Hoffnungen auf einen Frieden in Vietnam vollzog sich im Schatten einer publizistischen Täuschungskampagne eine selbst unter Johnson noch nicht praktizierte Intensivierung des Krieges im Süden Vietnams. Wie schon zu Beginn der amerikanischen Eskalation in Südostasien waren es wiederum die meinungsbildenden Massenmedien der Bundesrepublik Deutschland, die eine reibungslose Anpassung an die Nixon-Taktik mitmachten: man verbreitete Nachrichten über einen angeblichen „Terror“ der „Vietcong“, die den Gang der Pariser Verhandlungen von einer Position der Stärke zu beeinflussen suchten, ja sogar die „Friedensbereitschaft“ der Nixon-Regierung überhaupt in Frage stellten. Der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland wurde vorenthalten, was Averell Harriman, der ehemalige Leiter der amerikanischen Delegation in Paris, in aller Öffentlichkeit zugab: „Es ist wichtig, daß das Land weiß, daß die neuen Angriffe der Vietcong (gemeint ist die Frühjahrsoffensive von 1969, die in einem Zeitraum von 35 Tagen den Amerikanern mehr Verluste brachte als die Têt-Offensive von 1968. Die Verf.), die in den Zeitungen Schlagzeilen machen, im wesentlichen eher eine Antwort auf unsere Aktionen sind als ein geplanter und willkürlicher Versuch, die Friedensbedingungen zu diktieren oder die Verhandlungen zu torpedieren.“ (James Wechsler in der „New York Post“ vom 6. März 1969). Harrimans Eingeständnis entlarvt die US-„Friedenstaktik“, die immer dann eine globale publizistische Kampagne einsetzen ließ, wenn es darum ging, die Intensivierung des Krieges zu verschleiern. So hatten die hohen Verlustziffern der US-Air Force die Regierung Johnson veranlaßt, am 1. April 1968 eine „Einschränkung der Bombenangriffe“ anzuordnen. In Wirklichkeit wurde jedoch der Bombenterror auf vier Provinzen konzentriert: flogen die US-Aggressoren bis März 1968 im monatlichen Durchschnitt 1800 bis 2500 Angriffe, so waren es im April mehr als 3500, im Mai mehr als 4700 und bis zum Oktober 1968 hatten sich die konzentrierten Angriffe verzehnfacht. Als auch dann noch der gewünschte Erfolg ausblieb, war Johnson gezwungen, die bedingungslose Einstellung der Bombenangriffe anzuordnen.

Nach einem ähnlichen Muster ging Nixon ans Werk. Zum einen bemühte er sich darum, mit der sogenannten „Vietnamesierung“ des Krieges den längst gescheiterten „Spezialkrieg“ wiederaufzunehmen. Zum anderen ordnete er eine

vielfache Intensivierung des Krieges gegen das Volk von Südvietnam an: Nach Angaben der AP vom 15. April ist das amerikanische Budget für den Vietnam-Krieg im Jahr 1969 um fast drei Milliarden Dollar auf 28,4 Milliarden Dollar erhöht worden. Melvin Laird forderte allein 102 Millionen Dollar für die Verschärfung der Bombenangriffe durch B 52-Maschinen in den nächsten 15 Monaten. (Die westdeutsche Presse berichtete dagegen von einer Verringerung der B 52-Einsätze!). Die abgeworfene Bombenmenge ist von einem Tagesdurchschnitt von 800 Tonnen im Jahr 1968 auf 1200 Tonnen im Februar 1969 und etwa 1800 im gegenwärtigen Zeitraum gestiegen. Die Operationen gegen die Zivilbevölkerung wurden um 30 % gesteigert. So landeten nach vorausgehendem starken Beschuß des Ortes am 15. Januar 1969 die „Luftreiter“ der US-Armee in der Gemeinde My Thanh Dong im Bezirk Duc Hue der Provinz Hau Nghia. Binnen weniger Minuten waren 21 Einwohner massakriert. Frau Nguyen Thi Hien, 34 Jahre alt, die den US-Soldaten Widerstand leistete, als jene versuchten, sie zu vergewaltigen, wurde mit Bajonetten durchbohrt und zerrissen. Nguyen Van Soi, ihr 70jähriger Vater, der ihr zu Hilfe eilte, wurde auf der Stelle in bestialischer Weise ermordet. Als die US-Soldaten feststellten, daß sich die meisten Dorfbewohner in unterirdischen Gängen verborgen hielten, wurden Rauchgranaten in die Bodenlöcher geworfen und die Ausgänge verstopft. Kinder, die aus dem Versteck krochen, wurden buchstäblich erwürgt. Das ist der Tagesablauf der amerikanischen „Operationen“ in Südvietnam. Nach den Ereignissen von Ba Lang kann man sich auch ein Bild von der „beschleunigten Befriedung“ machen: am 13. Januar wurde dort von 8000 Soldaten, 80 Hubschraubern, 18 Kanonenbatterien, 23 Kriegsschiffen eine Operation gestartet, mit dem Ziel, 11 476 Personen (991 Greise, 3204 Frauen, 6767 Kinder) in ein für 4000 Personen bestimmtes Konzentrationslager zu treiben. Nach kurzer Zeit brach dort die Pest aus. Nach einem Aufstand der Verschleppten gegen die barbarischen Mißhandlungen wurden 4000 in ein anderes Lager getrieben, etwa 1000, die zumeist aus Familien alter Widerstandskämpfer stammten, aufs offene Meer gefahren und dort versenkt. Nur wenige konnten sich retten. In den nächsten Tagen wurden hunderte von Leichen an die Küste von Cua Dai in Sa Huynh (Provinz Quang Ngai) angeschwemmt. Am 23. Februar wurden 350 Mitglieder des katholischen Bergvolks Sedan ermordet. Am 26. Februar wurden von US-Soldaten und ihren Satelliten im Dorf Thai Hiep und Umgebung 300 Personen ermordet und 1000 Häuser dem Erdboden gleichgemacht, einem Dorf, in dem vorwiegend Katholiken lebten, die nach 1954 aus dem Norden geflüchtet waren. Die US-Aggressoren setzen außerdem um ein Vielfaches ihre Vernichtungsaktionen mit Antipersonengasen und Giftgasen fort, denen täglich hunderte von Menschen zum Opfer fallen. J. B. Neiland, Professor für Biochemie an der University of California, erklärte bei der Stockholmer Konferenz unter anderem: „Durch den massiven und hemmungslosen Einsatz von Pflanzenvergiftungsmitteln und Antipersonengasen in Vietnam, verletzen die USA zahllose

internationale Gesetze, einschließlich jener, die den Völkermord betreffen. Das Land des vietnamesischen Südens wurde von Pflanzenvertilgungsmitteln in einem in der Geschichte noch nicht dagewesenen Umfang verseucht. Niemand kann vorhersagen, welchen Effekt diese Mittel auf die Bevölkerung haben werden.“ Neiland führte aus, daß sich die Vereinigten Staaten der Verbrechen gegen die Menschheit schuldig gemacht haben, und daß man über den Völkermord hinaus bereits von „Lebensmord“ sprechen könne (biocide).

Auch in den Städten verschärfte sich unter Nixon die Repression gegen die Zivilbevölkerung, allein dafür, daß die Forderung nach Frieden immer lauter wird. So wurden im März dieses Jahres der Ehrwürdige Thich Tien Minh, Führer der buddhistischen Studenten, zu 10 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. In den letzten vier Monaten wurden in Saigon mehr als 25 Zeitungen verboten und verwornt. Außerdem verletzen die USA seit 1. 11. 1968 ständig die Souveränität der DRV, durch Spionageflüge und Bombardierungen. Ebenso ist eine Verschärfung der Bombenangriffe auf Laos und Kambodscha zu verzeichnen. Die Gefahr einer Ausdehnung der US-Aggression ist größer geworden.

Friedrich Hitzer, Gabriele Sprigath
München, 26. Mai 1969

Aus der Erklärung des Direktoriums des American Friends Service Committee an Präsident Nixon vom 5. Mai 1969

Das letzte Jahr: Es ist mehr als ein Jahr her, daß die Friedensrhetorik in Vietnam begann. Während dieser Zeit sind Tausende von Männern, Frauen und Kindern im Krieg umgekommen. Sie sterben weiter bis heute, und alles deutet in Vietnam offenkundig darauf hin, daß sie auch noch morgen sterben werden, es sei denn, daß die Forderung des amerikanischen Volkes unüberhörbar wird, dem Schlachten ein Ende zu setzen. Das American Friends Service Committee (AFSC) fordert dieses Ende — jetzt.

Wie Millionen anderer Menschen in aller Welt empfanden wir vor einem Jahr ein Gefühl der Erleichterung, daß sich unser Land endlich einer friedlichen Regelung in Vietnam zuwandte. Wir begrüßten den Beginn der Pariser Gespräche, den Bombenstop gegen Nordvietnam, und, erst vor kurzem, die Berichte über eine Regierungssentscheidung, eine Form des militärischen Rückzugs der USA vorzunehmen. Wir hatten gehofft, diese Schritte würden zu einem Waffenstillstand führen, und daß unser Land daran gehen könnte, seine zerstörten Prioritäten wieder in Ordnung zu bringen und nicht Milliarden Dollar für die Zerstörung zu verwenden, während unsere Städte zerfallen, und unsere Armen verzweifeln.

Doch die Hoffnung war nicht genug. Wenig hat sich im vergangenen Jahr wirklich verändert.

Gegenwärtige Illusionen: Wir meinen, daß die militärischen und politischen Führer der USA bezüglich Vietnam Illusionen verbreiten. Unsere eigene Erfahrung in Vietnam steht zu den offiziellen Interpretationen in so krassem Widerspruch, daß wir dazu, was wir gesehen haben, und dem, was offiziell berichtet wird, nicht schweigen können. Die Amerikaner stehen unter dem Eindruck, daß der Krieg bald zu Ende sei. Das stimmt nicht. Man sagt ihnen, die US-Militärpolitik übe Zurückhaltung im Interesse eines Fortschritts in Paris. Das stimmt nicht. Man ermutigt sie zu der Annahme, daß die Thieu-Ky-Regierung für die Vietnamesen immer annehmbarer werde, daß sie politisch gefestigter als bisher sei, entschlossener, den Krieg fortzusetzen, bereitwilliger, Reformen durchzuführen, kompetenter, damit fortzufahren, während die US-Hilfe abnehme. Wir finden keinen Beweis dafür, daß dem so ist.

Unserer Beurteilung nach ist heute die menschliche Situation in Vietnam schlimmer als je zuvor. Die wachsenden Folgen des US-Engagements (auf dem Höhepunkt von 25 Jahren Krieg) grenzen nicht an Vietnams Rettung, sondern an seinen Tod. Eine ganze Nation wird physisch, moralisch und geistig vernichtet, und das Tempo hat seit dem Bombenstop und dem Beginn der Pariser Verhandlungen nicht abgenommen, sondern zugenommen.

Die Qualifikationen der AFSC für eine Beurteilung: Unser Urteil über diese Dinge gründet sich auf 15 Jahre Beziehungen mit Vietnam. Davon die letzten vier Jahre mit einem vollbeschäftigte Stab, der unterschiedlich in Saigon, Vung Tau, My Tho, Danang, An Khe, Pleiku, Hue und während der letzten beiden Jahren in Quang Ngai stationiert war. Schon seit dem Juni 1954 bedrängten wir die USA, nicht dem französischen Beispiel zu folgen und mit Indochinas Problemen militärisch umzugehen. Wir bestanden darauf, daß „nichts als Katastrophen am Ende dieses Weges zu erwarten seien“. Seitdem das militärische Engagement der USA im Jahre 1965 eskalierte, berichtete uns unser Feldstab, der vietnamesisch spricht und so nahe wie möglich mit den Menschen des Landes zusammenlebt, regelmäßig über die sie umgebenden Bedingungen. Die Lektüre dieser Berichtete belastet den Leser schwer. Sie sind eine Chronik der Flut der Zerstörung, die allmählich ein ganzes Volk erfaßt und die Struktur ihres Lebens zerrissen hat.

Flüchtlinge: Vier Millionen Menschen der Landbevölkerung dieser Bauernnation — haben ihre Häuser verlassen müssen, um in einem Land Flüchtlinge zu werden, in dem die Verwurzelung mit dem Boden und den Dörfern eine für die westliche Kultur unbekannte Bedeutung haben. Die meisten flohen in die Städte, die für den Zustrom so gut wie unvorbereitet sind. Die Bevölkerung von Saigon ist auf 2,8 Millionen Menschen angewachsen. Saigon ist damit die dichtbesiedelste Stadt der Welt; sie hat nahezu das Doppelte der Bevölkerungsdichte von Tokio.

Zerstörung: Die physische Zerstörung ist enorm. Hunderttausende von Hektars sind entblättert, zahllose Dörfer dem Erdboden gleichgemacht, und die Bombenkrater sind wie Pocken über das Land verstreut. Die Angriffe der B 52 haben allein 2,5 Millionen Löcher von 45 Fuß Durchmesser und 30 Fuß Tiefe hinterlassen, Löcher, die nun mit Wasser gefüllt sind und als Brutstätte für Malaria-mücken und andere Insekten dienen. Auf dieses winzige Land wurden mehr Bomben abgeworfen als auf alle Achsemächte während des ganzen Zweiten Weltkrieges zusammengenommen; und mit jedem Monat, der verstreckt, werden die Abwürfe größer und die Bomben schwerer. Im Dezember 1968 haben die USA zum ersten Mal 10 000 Pfund-Bomben eingesetzt, die 15 Jahre lang in Militärdepots lagerten.

Die ökonomische Auswirkung des Krieges: Die Basiswirtschaft des Landes wurde vernichtet. Lediglich die starke Einfuhr von Konsumgütern aus den USA und aus Japan hindert die Inflation daran, explosive Dimensionen anzunehmen. Die Korruption ist epidemisch. Vietnams uralte buddhistische Kultur mit ihrer bäuerlichen Verwurzelung, ihrer Ahnenverehrung, ihrer Bindung an die Großfamilie ist durch die Einwirkung von einer halben Million fremder Truppen zerfetzt worden, die von den Gebräuchen und den Feinheiten dieser Kultur keine Ahnung haben. Prostitution und Schwarzmarkt sind ins Maßlose gestiegen.

Die Leiden: Bei alledem haben die Leiden der Vietnamesen eine Ebene erreicht, die die Amerikaner entsetzen würden, wenn sie es sehen könnten. Viele Tausende wurden kurzfristig von Haus und Hof vertrieben, in Zeltstädten eingesperrt, und nach Wochen oder Monaten wurde ihnen die Rückkehr in ihre Dörfer gestattet, wo die Häuser zerstört, die Tiere tot und die Felder vermint waren.

Sogar vor der Têt-Offensive von 1968 wurde geschätzt, daß es jährlich zwischen 150 000 Opfer der Zivilbevölkerung gab. Die Vorsorge für die Opfer ist hoffnungslos unangemessen. Die Krankenhäuser in der Provinz haben heute wenig Ärzte und klägliche Einrichtungen, häufig einen Mangel an medizinischen und schmerzstillenden Mittel. Das American Friends Service Committee, das seit mehr als einem halben Jahrhundert im Dienst zur Linderung von Kriegsopfern steht, ist selten solchem Leiden begegnet wie im heutigen Vietnam.

Die US-Eskalation seit dem 1. November 1968: Während die USA sich öffentlich äußerten, den Frieden zu suchen, haben sie in Wirklichkeit ihre militärische Aktivität seit dem Bombenstop gegen den Norden vom 1. November 1968 intensiviert.

1. Es gibt heute mehr US-Truppen in Vietnam als seit dem Beginn des Krieges. Am 15. März waren es 540 000, dazu kommen 45 000 US-Soldaten in Thailand und 35 000 bei der Marine entlang der Küsten.

2. Die Zahl der Operationen in Battalionsstärke, die von den Alliierten initiiert wurden und gegenwärtig durchgeführt werden, haben seit dem Bombenstop Monat für Monat zugenommen. Im November betrug die Zahl 800; im Dezember 956; im Januar 1 077. Die wirklichen Ziffern für Operationen unter Battalionsstärke während desselben Zeitraums kommen noch dazu; es ist gesichert, daß sie ebenfalls eine stetige Zunahme verzeichnen. Die vom Feind initiierten Aktionen in beiden Kategorien sind wesentlich niedriger als die Aktionen der Alliierten, ein Zeichen dafür, daß die Alliierten die Kriegsanstrengungen forcieren. In Wirklichkeit hatten die Nordvietnamesen 30 — 40 000 Truppen von Südvietnam nach dem Bombenstop abgezogen. Selbst wenn wir die geringfügige terroristische Aktivität von FNL-Einheiten dazurechnen, verändert sich das Bild kaum. Diese Aktionen blieben während des Dezembers verhältnismäßig konstant auf der Höhe von monatlich 100 Einsätzen, die monatlich zu 350 bis 450 Toten unter der Zivilbevölkerung führten.

3. Trotz der Unterbrechung der Einsätze gegen den Norden am 1. November, hat die abgeworfene Gesamtlast der Bomben auf Vietnam seither jeden Monat zugenommen, mit Ausnahme einer geringfügigen Verminderung in dem kürzeren Monat Februar. Im November wurden 115 000 Tonnen abgeworfen, im Dezember 127 000, im Januar 129 700, im Februar 115 800. Die Januar-Zahlen stellen die höchste monatliche Tonnage seit Beginn des Krieges.

4. Seit dem Oktober ist der Krieg in das erklärtermaßen neutrale Laos mit ungemein verstärkter Intensität ausgedehnt worden. Vor dem 1. November wurde gegen Laos im Tagesdurchschnitt 150 Bombenangriffe geflogen. Bis Ende Januar hatten die USA 300 bis 400 Flugzeuge im Einsatz gegen Laos; das ist mehr als das Doppelte der Flugzeuge, die vor dem Bombenstop eingesetzt wurden. US-Kommandeuren wurde es ebenfalls gestattet, die Grenzen zu überfliegen, um in Laos in Bodenkämpfe einzudringen, wenn sie das Gefühl hatten, daß dies die militärische Situation erfordere.

5. Die amerikanischen Soldaten, die im Einsatz fielen — ein unbestreitbares Barometer des Standes militärischer Aktionen — bieten schließlich die Bestätigung für die Stichhaltigkeit der vorausgegangenen Statistik. Sie sind Monat für Monat seit dem Bombenstop gestiegen: 600 gefallene Amerikaner im Oktober, 703 im November, 749 im Dezember, 795 im Januar, 1 073 im Februar, 1 265 im März. Die erneut aufgenommenen militärischen Initiativen der FNL- und DRV-Streitkräfte setzten erst in der letzten Woche des Februars ein.

Wir meinen, daß die einzige gangbare Option, die den USA in Vietnam geblieben ist, der Abzug aus dem ganzen tragisch falscheingeschätzten Abenteuer ist. Die USA können das tun. Unser Militär kann alle offensiven Aktionen einstellen, alle Such- und Zerstörungsmissionen, alle Luft- und Seeangriffe und die US-Truppen in Hafengebiete für die Repatriierung abziehen. Diese Aktion hätte den ungeheuerlichen Vorteil, die Zukunft Vietnams in die Hände der Vietnamesen zurückzugeben, wohin sie gehört. Fragen der Wiedervereinigung und einer politischen Regelung sind Fragen, die die Vietnamesen zu beantworten haben, denn die Vietnamesen, ob sie in Hanoi oder Saigon leben, bleiben ein Volk. Sie wurden durch fremdes Geheiß in Genf geteilt. Sie sind durch die Beschäftigung der USA mit dem Antikommunismus geteilt geblieben. Aber Geheiß und Macht können nicht die Geschichte von tausend Jahren wegwaschen.

Das 10-Punkte-Programm der FNL vom 8. Mai 1969

Prinzipien und grundlegender Inhalt einer globalen Lösung des Südvietnam-Problems, Beitrag zur Wiederherstellung des Friedens in Vietnam

Beflügelt von dem Wunsch, zu einer politischen Lösung zur Beendigung des Aggressionskrieges der amerikanischen Imperialisten in Südvietnam als Beitrag zur Wiederherstellung des Friedens in Vietnam zu gelangen, auf der Grundlage der Gewährleistung der grundlegenden nationalen Rechte des vietnamesischen Volkes, beflügelt von den Prinzipien des Genfer Vietnam-Abkommens von 1954 und ausgehend von den Gegebenheiten der gegenwärtigen Lage in Vietnam, auf der Grundlage des politischen Programms und des Fünf-Punkte-Standpunktes der FNL Südvietnams, die mit der Vier-Punkte-Position der Regierung der DRV übereinstimmen, legt die FNL Südvietnams hiermit die Prinzipien und den grundlegenden Inhalt einer globalen Lösung des Südvietnam-Problems als einen Beitrag zur Wiederherstellung des Friedens in Vietnam vor:

1. Respektierung der grundlegenden nationalen Rechte des vietnamesischen Volkes, wie sie im Genfer Vietnam-Abkommen von 1954 festgelegt wurden, und zwar: die Unabhängigkeit, die Souveränität, die Einheit und die territoriale Integrität.
2. Die Regierung der USA muß die Truppen, das Militärpersonal, die Waffen und das amerikanische Kriegsmaterial sowie die Truppen, das Militärpersonal, die Waffen und das Kriegsmaterial der anderen fremden Länder des amerikanischen Lagers völlig aus Südvietnam abziehen, ohne irgendeine Bedingung zu stellen, muß die amerikanischen Militärstützpunkte in Südvietnam auflösen und auf alle Handlungen verzichten, die die Souveränität, das Territorium und die Sicherheit Südvietnams und der Demokratischen Republik Vietnam verletzen.
3. Das Recht des vietnamesischen Volkes, für die Verteidigung seiner Heimat zu kämpfen, ist das heilige, nicht zu verweigernde Recht der legitimen Verteidigung aller Völker. Die Frage der vietnamesischen Streitkräfte in Südvietnam wird von den vietnamesischen Seiten selbst geregelt werden.
4. Die südvietnamesische Bevölkerung regelt selbst, ohne ausländische Einmischung, ihre eigenen Angelegenheiten. Durch allgemeine und freie Wahlen zur Bildung einer konstituierenden Versammlung entscheidet sie selbst über das politische Regime Südvietnams, um eine Verfassung zu schaffen und eine südvietnamesische Koalitionsregierung zu bilden, die die nationale Eintracht und eine breite Einheit aller Volksschichten widerspiegelt.

5. In der Periode zwischen der Wiederherstellung des Friedens und der Abhaltung allgemeiner Wahlen darf keine der Parteien der südvietnamesischen Bevölkerung ihr eigenes politisches Regime aufzwingen. Die politischen Kräfte, die die verschiedenen Volksschichten und die verschiedenen für den Frieden, die Unabhängigkeit und die Neutralität eintretenden politischen Tendenzen Südvietnams vertreten und auch diejenigen Personen, die aus politischen Gründen gezwungen sind, im Ausland zu leben, werden Verhandlungen beginnen, zur Bildung einer provisorischen Koalitionsregierung auf der Grundlage des Prinzips der Gleichberechtigung, der Demokratie und des gegenseitigen Respekts, um ein friedliches, unabhängiges, demokratisches und neutrales Südvietnam zu schaffen.

Die provisorische Koalitionsregierung wird folgende Aufgaben haben:

- a) Anwendung der vereinbarten Verträge über den Abzug der Truppen der USA und der anderen fremden Länder des amerikanischen Lagers, usw.
- b) Schaffung der nationalen Eintracht, der breiten Einheit der verschiedenen Bevölkerungsschichten, der politischen Kräfte, der Nationalitäten, der religiösen Gemeinschaften und aller Personen, ohne Unterschied ihrer politischen Tendenzen und ihrer Vergangenheit, wenn sie sich nur für den Frieden, die Unabhängigkeit und die Neutralität aussprechen.
- c) Schaffung breiter demokratischer Freiheiten: Redefreiheit, Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, Glaubensfreiheit, Freiheit der Bildung von Parteien und politischen Organisationen, Demonstrationsfreiheit usw.... Freilassung der aus politischen Gründen inhaftierten Personen, Verbot aller Terrorakte, aller Repressalien und jeglicher Diskriminierung von Personen, die mit der einen oder der anderen Seite zusammengearbeitet haben und sich gegenwärtig im Lande oder Ausland befinden. All dies, auf Grundlage des Genfer Vietnam-Abkommens von 1954.
- d) Schließen der Wunden des Krieges, Einrichtung und Entwicklung der Wirtschaft, Wiederherstellung des normalen Lebens des Volkes und Verbesserung der Lebensbedingungen der Werktätigen.
- e) Durchführung allgemeiner, freier und demokratischer Wahlen in ganz Südvietnam zur Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechtes der südvietnamesischen Bevölkerung entsprechend dem oben angeführten vierten Punkt.
6. Südvietnam wird eine Außenpolitik des Friedens und der Neutralität führen:
Durchführung einer Politik der guten Nachbarschaft mit dem Königreich Kambodscha auf der Grundlage der Respektierung der Unabhängigkeit, der Souveränität, der Neutralität und der territorialen Integrität Kambodschas in seinen gegenwärtigen Grenzen. Durchführung einer Politik der guten Nachbarschaft mit dem Königreich Laos auf der Grundlage des Respekts des Genfer Abkommens von 1962 über Laos.
Herstellung diplomatischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehungen

zu allen Ländern, ungeachtet des politischen und sozialen Regimes, einschließlich mit den USA, nach den fünf Prinzipien der friedlichen Koexistenz: gegenseitige Achtung der Unabhängigkeit, der Souveränität, der territorialen Integrität; Nicht-Aggression; Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten; Gleichberechtigung und gegenseitiger Vorteil; friedliche Koexistenz, Annahme wirtschaftlicher und technischer Hilfe, die nicht von politischen Bedingungen abhängig gemacht werden, mit allen Ländern.

7. Die Wiedervereinigung Vietnams wird schrittweise, mit friedlichen Mitteln, auf der Grundlage von Diskussionen und Abkommen zwischen beiden Zonen und ohne fremde Einmischung verwirklicht.

In Erwartung der friedlichen Wiedervereinigung Vietnams knüpfen die beiden Zonen auf der Grundlage der gegenseitigen Achtung auf allen Gebieten normale Beziehungen an.

Entsprechend den Bestimmungen des Genfer Vietnamabkommens von 1954 trägt die militärische Demarkationslinie zwischen den beiden Zonen am 17. Breitegrad nur einen provisorischen Charakter und stellt auf keinen Fall eine politische oder territoriale Grenze dar. Die beiden Zonen werden sich über den Status der entmilitarisierten Zone einigen und werden die Bedingungen für den Verkehr über die provisorische militärische Demarkationslinie festlegen.

8. Entsprechend den Bestimmungen des Genfer Vietnamabkommens von 1954 verpflichten sich die beiden Zonen, also Nord- und Südvietnam, in der Zeit bis zur friedlichen Wiedervereinigung von jeglicher Beteiligung an irgendwelchen Militärpakten mit fremden Ländern Abstand zu nehmen und es keinem fremden Land zu gestatten, auf ihrem Boden Militärstützpunkte, Truppen oder Militärpersonal zu halten, und sie verpflichten sich, keinen Schutz seitens irgendeinen Landes, Paktes oder Militärblocks anzuerkennen.

9. Beseitigung der Folgen des Krieges:

- die Seiten werden über die Freilassung der während des Krieges gefangen genommenen Militärs verhandeln.
- Die Regierung der USA muß die volle Verantwortung für die dem vietnamesischen Volk in beiden Zonen von ihr zugefügten Schäden und Zerstörungen tragen.

10. Die Seiten werden sich einigen über eine internationale Überwachung des Abzugs der Truppen, des Militärpersonals, der Waffen und des Kriegsmaterials der USA und der anderen fremden Länder des amerikanischen Lagers aus Südvietnam.

Die Prinzipien und der Inhalt der oben dargelegten globalen Lösung bilden ein einheitliches Ganzes. Auf der Grundlage dieser Prinzipien und dieses Inhalts werden die Seiten alles tun, um über die oben erwähnten Fragen Abkommen zu schließen, um so dem Krieg in Südvietnam ein Ende zu setzen und zur Wiederherstellung des Friedens in Vietnam beizutragen.

Von der FNL autorisierte Übersetzung.

Aus der Rede von Präsident Nixon zur amerikanischen Vietnam-Politik vom 14. Mai 1969

Präsident Nixon gab in dieser Rede einen Rückblick und eine „Neueinschätzung“ der bisherigen amerikanischen Vietnam-Politik. Außerdem wiederholte er die „wesentlichen Prinzipien“ dieser Politik, die zusammen mit dem „Programm“ und den „Alternativen“ der Nixon-Regierung hier veröffentlicht werden. F. H.

Wesentliche Prinzipien

- Wir suchen keine Stützpunkte in Vietnam.
- Wir bestehen nicht auf militärischen Bindungen.
- Wir sind bereit, einer Neutralität zuzustimmen, wenn sie vom südvinamesischen Volk frei gewählt wird.
- Wir glauben, daß alle politischen Elemente zu voller Teilnahme am politischen Leben in Südvietnam Gelegenheit haben sollten, die bereit sind, dabei ohne Gewalt oder Einschüchterung vorzugehen.
- Wir sind bereit, jede Regierung in Südvietnam zu akzeptieren, die aus der freien Wahl des südvinamesischen Volkes selbst hervorgegangen ist.
- Wir haben nicht die Absicht, dem Volk von Südvietnam irgendeine Regierungsform aufzuzwingen, und wollen uns auch nicht an einem solchen Zwang beteiligen.
- Wir haben nichts gegen die Wiedervereinigung einzuwenden, wenn es sich herausstellen sollte, daß sie vom Volk von Südvietnam und vom Volk von Nordvietnam gewünscht wird. Wir verlangen nur, daß die Entscheidung die freie Wahl der betroffenen Menschen widerspiegelt.

Programme, Alternativen

Um das sehr konkret zu machen, was ich gesagt habe, schlage ich die folgenden Maßnahmen vor, die mir mit den Prinzipien aller Parteien übereinzustimmen scheinen. Diese Vorschläge werden auf der Basis gründlicher Beratung mit Präsident Thieu gemacht.

- Sobald Übereinstimmung erzielt werden kann, würden alle nichtsüdvinamesischen Streitkräfte mit Abzügen aus Südvietnam beginnen.
- Über einen Zeitraum von 12 Monaten würden, in vereinbarten Stadien, die Großteile aller US-Streitkräfte, der alliierten und anderer nichtsüdvinamesischer Streitkräfte abgezogen werden. Am Ende dieses Zeitraums von 12 Monaten würden die übrigen US-Streitkräfte, die alliierten und andere nichtsüdvinamesischen Streitkräfte in bestimmte Stützpunktbereiche ziehen und sich an keinen Kampfoperationen beteiligen. Die alliierten Streitkräfte würden darangehen, ihre Abzüge zu vervollständigen, so wie die verbleibenden nordvinamesischen Streitkräfte abgezogen werden und nach Nordvietnam zurückkehren.

- Eine internationale Kontrollkörperschaft, die für beide Seiten annehmbar ist, würde für den Zweck geschaffen werden, Abzüge zu verifizieren, und für irgendwelche anderen Zwecke, auf die sich beide Seiten einigen.
- Diese internationale Körperschaft würde in Übereinstimmung mit einem angenommenen Zeitplan in Tätigkeit treten und an der Herstellung überwachter Waffenstillstände teilnehmen.
- Möglichst bald, nachdem die internationale Körperschaft funktioniert, würden unter vereinbarten Verfahrensweisen und unter der Überwachung der internationalen Körperschaft Wahlen durchgeführt werden.
- Vereinbarungen über die Freilassung von Kriegsgefangenen auf beiden Seiten würden zu einem möglichst frühen Zeitpunkt getroffen werden.
- Alle Parteien würden übereinkommen, die Genfer Abkommen von 1954 über Vietnam und Kambodscha und von 1962 über Laos zu beachten.

Aus : International Herald Tribune vom 16.5. 1969.

Eine kritische Stellungnahme des amerikanischen Rechtsanwaltskomitees zur Politik Nixons und der FNL für den Frieden in Vietnam

Die FNL-Vorschläge, dargelegt im 10-Punkte-Programm vom 8. Mai 1969, bilden den Rahmen für eine schnelle und vernünftige Beilegung des Vietnam-Krieges. Die 10-Punkte-Vorschläge verdienen eine ernsthafte Antwort von Seiten der US-Regierung. Präsident Nixon's vielfach publizierte Rede über Vietnam vom 14. Mai ist als Antwort an die FNL und als Festlegung der neuen amerikanischen Regierung für eine Friedenspolitik in Vietnam zutiefst enttäuschend. Das Rechtsanwaltskomitee hat die politischen Schritte beider Seiten sorgfältig untersucht, wie sie sich in den jüngsten Entwicklungen widerspiegeln, und die Situation des Krieges selbst überprüft. Das Komitee ist davon überzeugt, daß das 10-Punkte-Programm der FNL als sofortige Grundlage für eine Beilegung des Vietnam-Krieges angenommen werden sollte und daß Nixon's Rede eine Wiederholung und weitere Ausdehnung der Vietnam-Politik von Lyndon Johnson ist.

1. Der Frieden in Vietnam hängt von der Errichtung einer Übergangsregierung ab, die Südvietnam in der Zeit zwischen dem Waffenstillstand und den allgemeinen Wahlen verwaltet.
2. Der Frieden in Vietnam hängt von dem bedingungslosen Abzug der amerikanischen Streitkräfte ab.
3. Der Frieden in Vietnam kann nicht durch die Entamerikanisierung oder die Vietnamisierung des Krieges in diesem Stadium erreicht werden.
4. Der Frieden in Vietnam hängt von der Suche nach einem realistischen und vernünftigen Kompromiß ab.

Das Rechtsanwaltskomitee zur amerikanischen Vietnam-Politik (Lawyer's Committee on American Policy Towards Vietnam):

William L. Standard, Chairman. *Carey McWilliams*, Vice-Chairman. *Joseph H. Crown*, Secretary-Treasurer. *Robert L. Boehm*, Chairman, Executive Board. *William Meyers*, Director of Organizational Activities. Consultative Council: *Richard A. Falk*, Chairman. Milbank Professor of International Law, Princeton University. *Richard J. Barnet*, Co-Director, Institute for Policy Studies, Washington, D. C. *John H. E. Fried*, Professor of Political Science, City University of N. Y. (City College). *John H. Herz*, Professor of International Relations, City University of N. Y. (City College). *Stanley Hoffmann*, Professor of Government and International Law, Harvard University. *Wallace MaClure*, Lecturer on International Law, Universities of Virginia, Duke, Dacca, Ka. *Saul H. Mendlovitz*, Professor of International Law, Rutgers University School of Law. *Richard S. Miller*, Professor of International Law, Ohio State University College of Law. *Hans J. Morgenthau*, *Albert A. Michelson*, Distinguished Service Professor of Political Science and Modern History, University of Chicago. *William G. Rice*, Professor of International Law, University of Wisconsin Law School. *Burns H. Weston*, Professor of International Law, University of Iowa, College of Law. *Quincy Wright*, Professor Emeritus of International Law, University of Chicago.

Stockholmer Vietnam-Konferenz

Notaktionskonferenz, 16.-18. Mai 1969

1. Appell der Stockholmer Notaktionskonferenz vom 16.—18. Mai 1969

Die Eröffnung der Viererkonferenz über Vietnam in Paris erzeugte Hoffnungen auf eine friedliche Lösung des Vietnam-Problems.

Doch die Nixon-Regierung intensiviert den Krieg und die Bombardierung Südvietnams. Sie verletzt weiterhin die Souveränität und die Sicherheit der Demokratischen Republik Vietnam und hat in Paris unvernünftige Forderungen gestellt. Präsident Nixon setzt die verhängnisvolle Bankrottpolitik von Lyndon Johnson fort; seine Politik sieht unter Mißachtung der Weltöffentlichkeit eine Verlängerung des Krieges vor.

Die globale Lösung in 10 Punkten, die von der Nationalen Befreiungsfront bei der Pariser Konferenz vorgelegt wurde, zeigt eindeutig die Verantwortlichkeit und den guten Willen der Vietnamesen. Diese Lösung garantiert die nationalen Grundrechte des vietnamesischen Volkes — Unabhängigkeit, Souveränität, Einheit und territoriale Integrität —, die auf der Genfer Vietnam-Konferenz von 1954 anerkannt worden waren. Sie entspricht den Realitäten der Situation in Südvietnam. Sie bringt die nationale Einheit und die Bestrebungen aller Schichten des Volkes von Südvietnam zum Ausdruck.

Dieses von der Nationalen Befreiungsfront von Südvietnam vorgelegte wichtige Dokument ist eine begrüßenswerte Initiative. Ihr Ziel ist, den Fortschritt der Pariser Konferenz einzuleiten, eine vernünftige Lösung zur Beendigung des Krieges in Vietnam vorzulegen und den Frieden in Indochina und in Südostasien zu festigen.

Wir rufen alle Regierungen und Völker auf, diese 10-Punkte-Lösung zu unterstützen und zu fordern, daß die Regierung der USA den einen unerlässlichen Schritt tut, um den Frieden in Vietnam wiederherzustellen:

DEN VOLLSTÄNDIGEN BEDINGUNGSLOSEN ABZUG ALLER
AMERIKANISCHEN UND ALLIERTEN TRUPPEN, UM SO DEM
VOLK VON SÜDVIETNAM ZU GESTATTEN, SEINE EIGENEN
ANGELEGENHEITEN OHNE JEDE FREMDE EINMISCHUNG ZU
REGELN.

Nur auf diesem Weg kann der Frieden in Vietnam wiederhergestellt werden — auf der Basis der Respektierung der nationalen Grundrechte des vietnamesischen Volkes und der wahren Interessen des amerikanischen Volkes sowie aller anderen Völker.

2. Aktionsvorschläge (Zusammenfassung)

Die Notaktionskonferenz hat eine neue Unterstützungskampagne für den Kampf des vietnamesischen Volkes vorgeschlagen, die ihren ersten Höhepunkt am 20. Juli, dem Jahrestag des Genfer Abkommens von 1954, erreichen soll. Der 4. Juli, Tag der Unabhängigkeitserklärung der USA von 1776, soll auch dem Kampf des vietnamesischen Volkes für Unabhängigkeit und Freiheit gewidmet werden. Ziel der Kampagne ist eine weltweite Unterstützung der globalen Lösung des 10-Punkte-Programms der FNL.

- Auf breitestter Ebene wird eine internationale Unterschriftenkampagne durchgeführt. Die Unterschriften werden am 20. Juli von der Stockholmer Konferenz der amerikanischen Delegation bei der Pariser Konferenz zugeleitet.
- Forderung der diplomatischen Anerkennung der DRV und FNL durch die Regierungen aller Länder.
- In Protestveranstaltungen am 4. Juli vor offiziellen Vertretungen der USA in allen Ländern können unter anderem die Namen von den in einer Liste des amerikanischen Kongresses veröffentlichten 35 000 gefallenen US-Soldaten verlesen werden.
- Internationale Unterstützung aller Amerikaner, die den Kriegsdienst in Vietnam verweigern und desertieren, die innerhalb der US-Armee aufklärend wirken und militante Aktionen gegen das Einberufungssystem der USA durchführen. Diese Unterstützung sollte die Forderungen nach allen politischen Rechten und der Sicherheit für amerikanische Deserteure und Widerstandskämpfer in verschiedenen Ländern einschließen, sowie die Forderung nach politischem Asyl für alle, die sich weigern, gegen das vietnamesische Volk zu kämpfen.

Im übrigen hängt es von den Möglichkeiten und Bedingungen eines jeden Landes und der einzelnen Organisationen ab, welche Aktionen vorbereitet werden. Die Stockholmer Notaktionskonferenz betonte ausdrücklich: die medizinische Hilfe für die Bevölkerung Südvietnams ist seit der Verschärfung des Krieges im letzten halben Jahr besonders dringlich geworden. Deshalb sollten alle Hilfsorganisationen für Vietnam ihre Anstrengungen für Vietnam verstärken. Für den Wiederaufbau Vietnams nach dem Krieg sollten schon jetzt Vorbereitungen einer breiten internationalen Hilfe getroffen werden. Für die Bundesrepublik Deutschland nimmt die Hilfsaktion Vietnam e. V. Spenden entgegen. Spenden an die Hilfsaktion Vietnam sind steuerbegünstigt.

Anschrift: Hilfsaktion Vietnam e. V.

4 Düsseldorf

Kirchfeldstraße 149 a

Konto: PSA Essen, 900 40